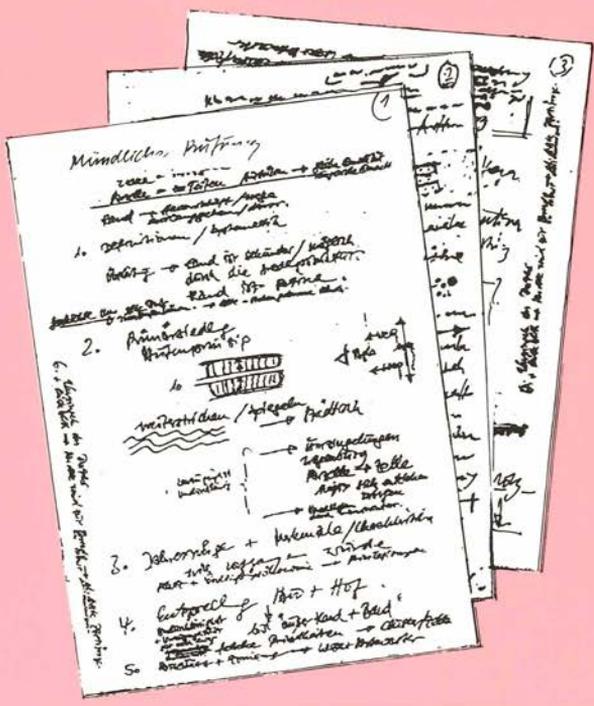


Notizbuch 30 der KASSELER SCHULE

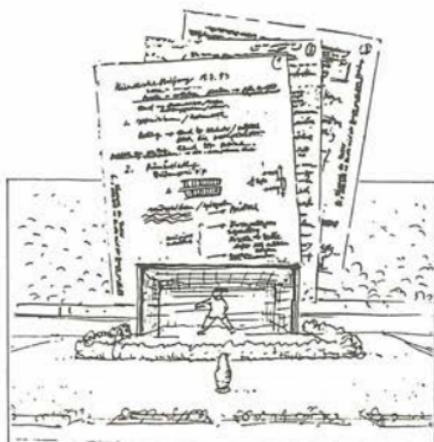


Prüfungsreden '91/92

Redaktion:
Matthias Kurowski

Prüfungsreden 1991/92

Redaktion:
Matthias Kurowski



Notizbuch 30 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1 – 750, April 1993

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Gemeinnütziger Verein)

Vereinsadressen: c/o BSL, C.A. Vetter, Elfbuchenstr. 16, 3500 Kassel.

c/o K.H. Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 2800 Bremen.

Redaktion: Matthias Kurowski

Titelbild: Matthias Kurowski, Helmut Böse-Vetter

Druck und Bindearbeiten: DS-Druck & Verlag GmbH, Schwanallee 31, 3550 Marburg

Vereins-Konto: Stadtparkasse Kassel (BLZ: 520 501 51) Konto Nr. 059 477

BESTELLADRESSE: c/o FB 13, Henschelstr. 2, 3500 Kassel.

Alle Rechte bei den AutorInnen

Abonnenten erhalten die Notizbücher bis auf Widerruf nach Erscheinen mit Rechnung.

PRÜFUNGSREDEN '91/92

Redaktion: Matthias Kurowski

Matthias Kurowski und Christoph Theiling "Ob Öko-, Deko-, Psycho- ... Hauptsache Grün"	1
Matthias Kurowski und Christoph Theiling Das Projektstudium, die Praxis und die Perspektiven - Resümee eines Stückes landschafts- und freiraumplanerischer Arbeit	14
Ralph Bohde und Christoph Theiling Die Riedwiesensiedlung in Kassel	31
Hans-Jürgen Cordts Über die Bedeutung von Grenzen am Beispiel des Mietwohnungsbaus - von der Gründerzeit bis zum Geschoß- wohnungsbau jüngerer Zeit	61
Gudrun Engel "Wie verfertige ich einen Bauplan?" Oder: Wollen allein genügt nicht	72
Regina Pröpper und Annette Schlichtenhorst Denn sie müssen nicht, was sie tun	84
Andreas Tepe Kassels Innenstadtsanierung im Wettbewerb - Ein alter Hut mit neuen Federn -	106
Reiner Möller und Claudia Schneider Planung oder Entwurf	113
Detlef Hillje und Wolfgang Reisenauer Pflanzengesellschaften in Wehlheiden	133
Jutta Diekmann und Ute Schultz Von Erfahrungen, eigene Wege zu gehen	157
Bettina Meyer Landschaftsgarten und Naturschutz	189
Markus Thürmer Wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung auf	202
Andrea Appel Frauenreisen Oder: Wie kann aus einer Reise in Männerkleidern eine Frauenreise werden?	214
Matthias Kurowski Die Notwendigkeit der Reflexion in der Landschaftsplanung	224
Matthias Kurowski Nachwort: Auch die Prüfung will geplant sein	236

Zur Reihenfolge der Texte

In diesem Notizbuch sind zum überwiegenden Teil Texte zusammengestellt, die die Vorträge von mündlichen Prüfungen der Jahre 1991 und 1992 wiedergeben. Vorangestellt sind zwei ältere 'Prüfungsreden', die im Rahmen von "SOS-Seminaren" (StudentInnen Organisieren Seminare) zur Diskussion gestellt wurden (Kurowski/Theiling). Sie dokumentieren Fragen und Zweifel des Studienverlaufs und verweisen auf Bezüge zwischen Studium und Berufspraxis.

Die sieben folgenden Texte setzen sich mit freiraumplanerischen Fragestellungen auseinander. Dabei geht es um die freiraumplanerische Betrachtung, einmal eines konkreten Ortes, der Riedwiesensiedlung (Bohde/Theiling) und zum anderen von Grenzen als Merkmal von Freiräumen (Cordts). Darauf folgt die Kritik und (Freiraum-)Planung zweier Bebauungspläne in Hofgeismar (Engel) und Bremen (Pröpper/Schlichtenhorst). Nach Texten zu den Hintergründen des Wettbewerbswesens (Tepe) und zur Unterscheidung von 'Planung' und 'Entwurf' (Möller/Schneider) bildet die Untersuchung der Pflanzengesellschaften Welheidens (Hillje/Reisenauer) den Abschluß der freiraumplanerischen Texte.

Mit dem Erfahrungsbericht von einer vegetationskundlichen Arbeit zum Grünland (Diekmann/Schultz) knüpfen die Texte mit eher landschaftsplanerischen Themen an. Gleichzeitig steht die Frage des Lernens im Vordergrund. Das Lernen aus der Geschichte wird thematisiert am Vergleich von Naturschutz und Landschaftsgarten (Meyer) und der Differenzierung von Wandel und Modernisierung am Beispiel der Allmende (Thürmer). An die historischen Zugangsweisen knüpft der nachfolgende Text an, der sich mit dem Lernen von Frauen auseinandersetzt (Appel). Abschließend geht es um die Frage, wie über die Reflexion eine Kontinuität des Lernens im Berufsalltag fortgeführt werden kann (Kurowski).

Matthias Kurowski

"Ob Öko-, Deko-, Psycho- ... Hauptsache Grün"

Vorbemerkung

Diese Projektvorstellung ist eine ältere Prüfungsrede, die wir für das SoS-Seminar im WS 1990/91 ausgearbeitet haben. Sie macht nicht nur die Widersprüche der Profession deutlich, sondern dokumentiert auch ein Stück unseres Weges zu einer eigenen Planungs- und Berufsperspektive, den wir mit dem Projekt gegangen sind. Auch um dieses Stück Weg nachvollziehbar zu machen, haben wir die Ungereimtheiten belassen und nur an wesentlichen Stellen angemerkt. Da wir den Text im Dezember '92, also ziemlich genau 2 Jahre später, aus unseren Stichworten rekonstruiert haben, finden sich zum Teil natürlich aktuelle Formulierungen im Text wieder. Die anschließende Diskussion haben wir ebenfalls aus unseren Aufzeichnungen und unserer Erinnerung zusammengestellt:

Einleitung

Im nachvollgenden Beitrag möchten wir unser Projekt vom WS 89/90 und SS 90 vorstellen, das den Titel "Ob Öko-, Deko-, Psycho- ... Hauptsache Grün - Ein Überblick über 40 Jahre Berufsgeschichte der Landespflege anhand von Fachzeitschriften" hat. Nach einer kurzen Einstimmung mit den 'besten' Zitaten aus 40 Jahren Landespflege wollen wir kurz auf den Projektverlauf und unsere inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte eingehen. Nach einer inhaltlichen Klärung uns wichtiger Begriffe werden dann 5 Thesen formuliert. Diese sollen dann am Beispiel der Landschaftspflege, für die wir exemplarisch die verschiedenen Entwicklungsphasen des Berufsstandes darstellen, belegt werden, um diese Thesen dann zum Abschluß zu debattieren.

Die 'besten' Zitate aus 40 Jahren Landespflege

Im folgenden präsentieren wir Zitate, auf die wir bei unserer Projektarbeit gestoßen sind. Die Verfasser sind zu den berüchtigteren Professionsvertretern zu zählen, die die Ideologie der Landespflege entscheidend geprägt haben. Vorsicht, es handelt sich um eine geballte Ladung!

"Der Lebensraum des deutschen Volkes soll in gewissem Sinne zu einem Gesamtkunstwerk gestaltet werden. Unser vielfach erkranktes Volk muß zu seiner Gesundung zu einem tiefinnerlichen Verhältnis zur Natur zurückfinden, das wir mit dem Wort "Ehrfurcht" andeuten."

(SCHWENKEL 1947 in: Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege, Bd.1: 35)

"Landespflege ist Volkspflege. (...) Gesundes Land: gesunde Leute; krankes Land: krankes Volk; Landesnot: Volkes Tod. Mit diesen einfachen Worten des Volkes sind Sinn und Aufgabe der Landespflege aufgezeigt." (WIEPKING, 1949 in: Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege Bd.3: 73)

"Ein Volk ohne Raum wie das deutsche muß um seines Bestandes willen die Forderungen des Naturschutzes und der Landschaftspflege ernster und tiefer nehmen als Völker mit unbegrenzten Möglichkeiten, wie die Amerikaner in Nord- und Südamerika oder die Russen." (SCHWENKEL, 1951 in: Naturschutz und Landschaftspflege, 26(5/6): 45)

"Gesundes Land - Gesundes Volk"
(BUCHWALD, 1957 in: Natur und Landschaft, 32(6): 94)

"Es ist nach dem Stand der Dinge wohl nicht zu leugnen, daß das Land einen Anwalt braucht, ausgestattet mit Mitteln und Macht, um geistig den Boden zu bereiten, bevor überhaupt etwas Reales geschehen kann." (ROSSOW, 1959 auf der Werkbund Tagung in Marl)

"Die Landschaft muß das Gesetz werden."
(Deutscher Werkbund, 1960 in: "Äußerung des Werkbundes zur großen Landzerstörung" vom 20.11.1960)

"Solange wir noch eine Bundeswehr haben, sollte jeder werdende Gartenarchitekt, wenn er tauglich ist, bei den Pionieren dienen. Die Pioniere werden in all den Dingen ausgebildet, die man als Gartenarchitekt gebrauchen kann; besonders auch die sogenannten Landschaftsarchitekten. Das haben viele von uns Älteren erfahren, z.B. Professor Wiepking."
(HÜBOTTER, 1963 in: Garten und Landschaft Heft 5/1963: 158f.)

"Natur als materiales Objekt muß mit Methoden erfaßt werden, die die Bedeutung des Hier und Heute zugunsten des Immergültigen, Übergestzlichen vernachlässigen, d.h. das physische Substrat Natur läßt sich nur mit naturwissenschaftlichen Methoden begreifen."
(NOHL, 1973 in: Natur und Landschaft, 48(4): 111f.)

"Ländlicher Raum ist andererseits der Lebensbereich eines Teils der Bevölkerung, für den die Landwirte die offenen Flächen instandhalten."
(ROSSOW, 1974 in: Stadtbauwelt Nr.43: 172)

"Die Wildpflanzenverwendung muß unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen werden. Das Ergebnis von Kapital und Arbeit muß Gewinn bringen. (...) Mit Wildpflanzen haben wir die Möglichkeit, aus der Investition Grünanlage einen größeren Gewinn zu erzielen."
(ALBERTSHAUSER, 1980 in: Das Gartenamt Heft11/1980: 704f.)

"der Ausbau des Studiengangs hat leider nicht dazu geführt, daß heute ein Heer gut geschulter Landespfleger den staatlich zu verantwortenden Anteil des Stoffwechsels zwischen Natur und Gesellschaft zum Wohle der Umwelt und der Menschen steuert."
(BECHMANN, 1984 in: Landschaft und Stadt, 16(1/2): 100f.)

"Daher ist auch die Gartenkunst weder durch gesellschaftlich abgeleitete Gestaltungstheorien und -methoden, noch durch eine neue Mystifikation der autochtonen Natur, noch durch Selbsthilfedilletantismus zu ersetzen."

(WENZEL, 1986 in: Garten und Landschaft Heft 3/1896: 54)

"Deswegen muß der Planer gegen alle, die aus ihrem Kaktus auf dem Balkon gartenarchitektonische Kompetenz ableiten wollen - seien es Bürger oder Bürokraten - sein Konzept bis ins Detail verteidigen."

(KNIPPSCHILD, MÜLLER, WEHBERG, 1986 in: Stadtbauwelt Nr.90: 892ff.)

"Aus der umfassend angelegten, mit reichlich theoretischem und methodischem Ballast betrachteten, in interdisziplinären Zirkeln betriebenen "Entwicklungsplanung" ist eine "Feuerwehr"aufgabe geworden, die Fähigkeit und Bereitschaft zu präventivem, innovativem, stimulierendem, improvisierendem Handeln verlangt."

(KOSSAK, 1988 in: Stadtbauwelt Nr.100: 998f.)

"Nur wenn es tatsächlich Landschaftsarchitekten sind, die die besten Konzepte zur Weiterentwicklung der Landschaft, zur Gestaltung des Freiraums vorweisen können, wird "des Landschaftsarchitekten Zukunft in Europa" gesichert sein. Es gibt noch viel zu tun..."

(VON KORFF, 1990 in: Garten und Landschaft, 100(6): 87)

Also:

"Nicht wegtauchen! Leinen los und auf mit guter Fernsicht!"

(Garten und Landschaft 100(6): 84)

Zum Projektverlauf

Den Ablauf unseres Projektes wollen wir auf 2 Ebenen darstellen. Zum einen unsere Methode, unsere Zugangsweise zum Thema und unsere Lern-(fort)schritte, verknüpft mit der 2. Ebene, auf der unsere 'Gruppenhydraulik' und unsere "Widerständigkeit" bei der Projektarbeit thematisiert werden soll. Dazu haben wir eine These:

Die Widerständigkeit im Projekt, der Nerv, die Angst sich in ein ganz Neues sehr komplexes Thema einzuarbeiten, ist auch eine typische Erfahrung für alltägliche Büroarbeit. D.h., immer wieder gibt es bestimmte neue Dinge zu bewältigen. Bei diesem Umgang mit Neuem spielt die Zusammenarbeit der Gruppe insofern eine wichtige Rolle, daß das Kennenlernen der anderen ProjektteilnehmerInnen noch darüber hinaus als Neues dazukommt. Ein gut zusammenarbeitendes Büro kann hingegen diese Angst vor neuen Arbeitsaufgaben auffangen, bzw. abmildern.

Das Projekt war ein Angebot von Gerda und Kiwi unter dem Titel "Genealogie der Landespflege". In dem Projektangebot hieß es dazu:

"Für das Verständnis der aktuellen professionellen -ideologischen wie methodischen- Strickmuster und Kontroversen ist die Kenntnis der Professionsgeschichte Voraussetzung. Diese spiegelt sich in den Produkten und Werken ebenso wie in der Literatur wieder. Im Projekt soll

die 'literarische' Produktion im Vordergrund stehen. Wir haben insbesondere die Absicht, die Wortführer der Debatte ausfindig zu machen und die Ökologie/Genealogie leitender Argumentationsmuster und Denktraditionen sowie ihren methodischen und verbalen Modernisierungen nachzugehen. Neben den Leitfiguren werden fast zwangsläufig auch die Leitgedanken (Philosophien) nachzuzeichnen sein. Auch die Traditionen der Ausbildungsstätten dürften dabei aufgeführt werden können." (HÜLBUSCH, K.H., SCHNEIDER, G. 1989).

Am Anfang des Projekts stand dann auch erstmal eine Namenslotterie. Gerda und Kiwi erzählten zu einzelnen Personen viele Geschichten, wir waren tendenziell Zuhörende. Dabei war zu der Zeit unter uns ProjektteilnehmerInnen das gegenseitige Kennenlernen, das 'Anfreunden' mit dem Thema im Vordergrund. So ergab sich eine schwierige Betreuungssituation: Einzelne TeilnehmerInnen waren für Gerda und Kiwi bekannt, andere nicht einzuschätzen und die inhaltlichen Debatten verliefen zunächst einmal zäh, wurden bestimmt von der Betreuung. Der Einstieg in die Arbeit erfolgte dann über ausgewählte Texte, die genau gelesen und interpretiert wurden. Dabei wurde dann eine hermeneutische Arbeitsweise eingeführt. Zwischen den Texten wurden von Gerda und Kiwi zusätzlich viele Bezüge hergestellt, über ihre Geschichten. Statt des anfänglichen Angebots der Genealogie wählten wir, die noch relativ wenig zu einzelnen Personen kannten, lieber die Fachzeitschriften der Profession als 'Aufhänger': BAUWELT, STADTBAUWELT, NATUR UND LANDSCHAFT, LANDSCHAFT UND STADT, DAS GARTENAMT, JAHRBUCH FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE sowie GARTEN UND LANDSCHAFT wurden ausgewählt und wir begannen einen 'Steckbrief' für jede Zeitung sowohl formal wie inhaltlich zu erstellen. Die Zeitschriften wurden also von uns typisiert. Damit ist die Genealogie als Zugangsweise von uns ProjektteilnehmerInnen nicht voll akzeptiert worden. Das ist aber auch für die Betreuung kein Problem gewesen, unsere begründeten Einwände, unsere "Widerständigkeit" zu akzeptieren, auch wenn diese öfter mal Thema von Debatten war.

Steckbriefe

Zunächst erstellten wir eher formal begründete Steckbriefe für eine erste Übersicht. Dazu haben wir viele Artikel angelesen, nach Überschriften ausgewählt und kopiert. Wir fingen an uns in 40 Jahre Professionsgeschichte reinzuarbeiten und Gerda und Kiwi steuerten dazu immer ihre Geschichten und (methodischen, Ratschläge bei.

Die Projekttreffen waren zu dieser Zeit also arbeitsam und zäh; es gab auch nix so richtig zu diskutieren. Diese Diskussionen liefen dann eher

in den Kleingruppen, ohne Betreuung. Es wurde viel kopiert (kopieren und langsam kapieren), viel gelesen, Moden, Phasen des Berufsstandes wurden herausgearbeitet und die Texte zum Teil interpretiert. Erschreckenderweise ergaben sich die Übereinstimmungen der nachgezeichneten Moden in allen Fachzeitschriften wie von selbst. Damit ergibt sich folgende Typologie der einzelnen Zeitschriften:

Bauwelt - Architekturzeitung, die für unseren Berufsstand die Rest-Aufgaben zuweist.

Stadtbauwelt - Akademischer Ableger der Bauwelt (vierteljährlich). In den 60er Jahren besonders 'kritisch', hier schreibt mancher Soziologe.

Natur und Landschaft - Das "wissenschaftliche Organ" der Verwaltung für die Verwaltung. Der Trendsetter für neue Moden und Verfahren in den Landespflege- und Naturschutzbehörden.

Landschaft und Stadt - 60er Jahre-Ableger von 'Natur und Landschaft' aus Hannover. Ein TU Technik- und Naturwissenschaftsblättchen, gleichzeitig die Berechnungs- und Normierungspostille der 70er für Landespfleger mit akademischem Anstrich.

Jahrbuch für Naturschutz und Landespflege - Enge Verbindungen zur ABN (Arbeitsgemeinschaft ehrenamtlicher und behördlicher Naturschutz). Etwas für Vogelliebhaber und 'Volk ohne Raum'-Schützer.

Das Gartenamt - Die Stechuhr tickt auch hier, wenn der Gartenamtsleiter wieder neuste Baumschnittmethoden oder Rasenpflegetechniken studiert.

Garten und Landschaft - Für unsere freiberuflichen Künstler, herausgegeben von der DGGL (Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landespflege). Seit den 70er Jahren bis Ende der 80er mit BDLA-Mitteilungen (Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, die Ständeorganisation der Profession).

Nach diesem hier pointiert wiedergegebenen ersten Überblick begann eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung mit einzelnen Texten und den darin enthaltenen Ideologien. Wir benannten genauere Zeitphasen für Trends in Naturschutz, Landschaftspflege und Grünplanung. Dazu schrieb jede/r von uns Texte, eine eigene Meinung und kritische Position entstand, die von Gerda und Kiwi, die jeweils alle von uns verfassten Texte kritisch lasen und besprachen, durch ihre Erfahrungen gestützt oder auch hinterfragt wurden. Dazu gab es dann auch immer eine Menge Literaturtips zum Weiterlesen und Weiterdenken. Zum Abschluß des Wintersemesters erstellten wir dann einen 400-seitigen 'Zwischenbericht' in einer intensiven Tipp-

und Layoutwoche im Februar.

Zusammengefasst

Der Schwerpunkt unserer Arbeit bezog sich also auf die Fragen, was sich im Laufe der letzten 40 Jahre in unserer Profession inhaltlich verändert hat, und ob sich diesbezüglich Entwicklungsphasen herausarbeiten lassen. Wir haben dazu aus den Zeitschriften Texte herausgesucht, von denen wir uns Aufschluß über das Selbstverständnis der Berufsstandes erhofften. Ein anderes Augenmerk war auf die Ausbildungsdebatte und ihre Veränderung gerichtet.

Diese Arbeit ist nur für jede Zeitschrift getrennt möglich, da sie jeweils andere Blickrichtungen und Schwerpunkte haben. Daraus ergab sich die Gruppenaufteilung in der wir dann nach inhaltlichen Schwerpunkten und deren Veränderung in den Zeitschriften geforscht haben. Für jede Zeitschrift war nachvollziehbar, welche Themen wann behandelt wurden und wie sich das im Laufe der Jahre veränderte.

Im 2. Semester des Projekts haben wir dann alle Texte, die jeweils zu den Fachzeitschriften geschrieben wurden, durchgesprochen und nach Gemeinsamkeiten oder Unterschieden gesucht. Überall fanden wir die gleichen Schwierigkeiten, die es uns schwer machen, in diesem Beruf zu arbeiten. Da ist z.B. die immerwieder geforderte Arbeit für abstrakte Leitbilder, statt für Menschen (Ein deutlicher Hinweis auf das Helfer-Innensyndrom, das in der Planung weit verbreitet ist und worauf wir abschließend eingehen, Anm.d. Verf.), das Eingespanntsein in staatliche (kapitalistische) Interessen oder unsere versteckte Aufgabe, strukturelle Gewalt auszuüben. Daraus ergab sich für uns auch die Frage, die wir abschließend zur Diskussion stellen wollen: Können wir uns "Planung" als Beruf vorstellen?

Begriffe

Vor den Thesen und dem Beispiel, an dem wir exemplarisch 40 Jahre Berufsgeschichte der Landespflege vorführen wollen, ein paar Begriffserläuterungen.

Wenn wir von Profession reden, dann meinen wir unseren Berufsstand, der keine homogene Masse ist, sondern in dem es verschiedene Strömungen gibt. Es herrscht aber eine grundsätzliche Einigkeit in den Zielen, die propagiert werden; für die Landespflege z.B. "Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen". Was in den Fachzeitschriften veröffentlicht wird, spie-

gelt die "öffentliche Meinung" der Profession wieder. Und wenn wir im Beruf als LandschaftsplanerInnen arbeiten, sind wir Bestandteil der Profession, d.h. wir werden mit ihrer Geschichte, ihren Ansprüchen und den an sie gestellten Erwartungen konfrontiert.

Mit 'Landespflege' meinen wir zunächst ganz grob alles, was nicht "Kasseler Schule" ist. Das hört sich sehr platt an, aber nirgendwo sonst wurde die grundlegende Kritik an der Landespflege, die in den 60er Jahren an der TU Hannover erarbeitet wurde und an der die Perspektive unter dem Begriff 'Landschaftsplanung' formuliert wurde, weiterbearbeitet und eine eigenständige Philosophie und Theorie zur Landschafts- und Freiraumplanung formuliert.

Buchwald, Lendholdt und Preisling beschreiben die Landespflege 1964 wie folgt:

In einer zunehmend in ihrer Existenz bedrohten Welt geht es letzten Endes um die Erhaltung des Lebens. Dieser Schutz des Lebens in einer immer mehr technisch bedingten Welt, bei gleichzeitigem Abbau und Verbrauch der vorgegebenen natürlichen Bestände durch planmäßige Sicherung, Pflege und Aufbau einer menschengerechten naturnahen Umwelt zu erreichen, ist die Aufgabe. Wir bezeichnen sie als Landespflege.(...) Landespflege erstrebt die Sicherung einer menschengerechten und zugleich naturgemäßen Umwelt, den Ausgleich zwischen dem natürlichen Potential eines Landes und den Ansprüchen der Gesellschaft. Landespflege dient diesem Ziel durch Ordnung, Schutz, Pflege und Entwicklung der Wohn-, Industrie-, Agrar-, und Erholungslandschaften sowie durch die naturgemäße Bewirtschaftung der natürlichen Hilfsquellen eines Landes." (BUCHWALD, LENDHOLDT, PREISLING, 1964).

Hier wird der Omnipotenzanspruch der Profession deutlich, wie er sich auch in "Erhaltung des Lebens" ausdrückt. Dabei zeigen Begriffe wie "menschengerecht" und "naturgemäß", welche Definitionsmacht, welcher Herrschaftsanspruch darin enthalten ist. Die ideale Nutzung des "natürlichen Potentials" suggeriert die heile Welt des Paradieses. Begriffe wie "Ordnung, Schutz, Pflege, und Entwicklung" erscheinen uns als problematisch, weil sich darin Außenlenkung und Kontrolle ausdrücken.

Zu den Arbeitsgebieten der Landespflege:

"Naturschutz dient dem Schutze und der Erhaltung der Natur in all ihren Erscheinungen. Sein Ziel ist es, Landschaften und Landschaftsbestandteile, die in kultureller, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht erhaltenswürdig sind einschließlich Tier- und Pflanzenarten sowie deren Lebensgemeinschaften zu sichern. Voraussetzung hierfür ist die Erfassung und die wissenschaftliche Untersuchung der Schutzobjekte." (ebenda)

"Natur" wird hier losgelöst von menschlicher Arbeit betrachtet, taucht damit letztlich nur noch als (berechen- und verpflanzbare) Menge von Biotopen auf. Die inhaltlichen Kriterien sind schwammig gehalten, denn es

wird nicht benannt wessen Kultur, welche Wissenschaft, wessen Ökonomie gemeint ist, oder was 'sozial' meint.

"Landschaftspflege erstrebt die Ordnung, Pflege, Gesundung und Entwicklung von Landschaften oder Landschaftsteilen mit dem Ziel einer nachhaltig leistungsfähigen, schönen und gesunden Landschaft. Die Arbeit der Landschaftspflege setzt Grundlagenuntersuchungen vorwiegend Landschaftskundlicher und -geschichtlicher, biologisch-ökologischer und gesellschaftlich-wirtschaftlicher Art voraus. Die Landschaftspflege umfasst die Aufgabengebiete der Landschaftsanalyse und -diagnose, der Landschaftsplanung und des Landschaftsbaus einschließlich der naturgemäßen Pflege und Bewirtschaftung der natürlichen Hilfsquellen. Die Arbeit der Landschaftspflege ist damit vorwiegend aktiv gestaltend und entwickelnd." (ebenda).

Hier wird die Herstellung des Paradieses propagiert, und es wird die Machermentalität von der Analyse, Diagnose über den Plan zum Bau ersichtlich. Dies findet sich bis heute in den professionellen Standards zum Planungsmittel "Landschaftsplan"; die "aktiv gestaltende und entwickelnde Arbeit" verdeutlicht den herrschaftlichen Blickwinkel von oben.

"Grünplanung erstrebt die Durchgrünung der Siedlungsbereiche in dem Umfang und in der Art und Weise, wie es zum geistigen und körperlichen Wohlbefinden der Menschen erforderlich ist." (ebenda).

Unklar bleibt, wer "geistiges und körperliches Wohlbefinden" definiert. "Grün" wird per se als Qualität formuliert gemäß dem Slogan "Grün ist Leben". Das beschreibt die übliche Arbeit der Gartenämter, die ohne Rücksicht auf die alltäglichen Notwendigkeiten oder explizit gegen diese begrünen.

5 Thesen

- 1) In den letzten 40 Jahren Disziplingeschichte gibt es keine Veränderungen in der Ideologie der Landespflege. Die Modernisierungen beziehen sich auf die Arbeitgegenstände und die Methodik. Die Ideologie besteht darin, 'die wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten' an die 'Natur' anzupassen und wenn das nicht geht - umgekehrt die 'Natur' an 'die wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten' anzupassen, wobei weder die 'Notwendigkeiten' noch das eigene Leitbild 'Natur' hinterfragt werden.
- 2) Die Modernisierungen sind Zeichen der nicht vorhandenen Reflexion unseres Berufsstandes, die dementsprechend auch nicht in den Zeitschriften vorhanden ist. Es wird immer nur über Wirkungen, Symptome diskutiert, nie über Ursachen.
- 3) Die Ideologie der Landespflege ist von einer Grundangst geprägt, die eigene Daseinsberechtigung zu verlieren. Daher sind die Professionsver-

treterInnen ständig bestrebt, das eigene Berufsbild zu sichern. Die Grundangst besteht darin, daß ja auch alle Planungen ohne den Berufsstand erfolgen könnten.

4) Zur Berufsfeldsicherung werden Durchsetzungsstrategien und Machtstreben entwickelt. Ein Totalitätsanspruch der Landespflege bezogen auf ihre administrativ abzusichernde Kompetenz und ihren Einfluß ist die Folge. D.h., die Durchsetzungsstrategien bedeuten keine inhaltliche Argumentation für die eigene Arbeit, stattdessen inszeniert sich die Landespflege mit ihren 'Problemen' immer wieder selbst.

5) Landespflege ist - wie alle Planung - überflüssig.

(Mit dieser These haben wir an eine Diskussion aus dem Projekt angeknüpft. Dabei wurde die Landespflege als per se administrative Instanz kritisiert und stattdessen eine handwerkliche Orientierung z.B. zurück zum Gärtnern oder das Backen von Brötchen als einzige Perspektive für die eigene Arbeit gesehen. Aus aktueller Sicht ist diese sog. "Brötchenbäckerdiskussion als eine Flucht aus einem so nicht erwarteten historischen Kontext des selbstgewählten Berufsstandes zu verstehen. Siehe hierzu auch die Diskussion dieser knapp-provokanten These am Ende dieses Textes. Anm. d.Verf.)

40 Jahre Landschaftspflege - 4 Phasen

Konsolidierung

In der Zeit des Nationalsozialismus bestanden Aufgaben der Landschaftspflege im Zusammenhang mit der Planung für die besetzten Ostgebiete oder dem 'Unternehmen Todt', der "Landschaftlichen Einbindung" der neuen Autobahnen. Mit den gleichen Ansprüchen, aber ohne die umfassenden Durchsetzungsmöglichkeiten, arbeitete die Landespflege nach dem Krieg weiter. Die Arbeit geschah zunächst unter dem Deckmantel "Naturschutz", denn hier gab es ein Netz ehrenamtlicher Naturschützer, auf die zurückgegriffen werden konnte. Auch gab es damals schon Bestrebungen im Naturschutz, weg zu kommen vom Schutz der Blumen.

Die hinter der Landschaftspflege stehenden Interessen waren und sind wirtschaftlicher und kultureller Art. Über die Kontexte wird klar, daß es immer um die Volkswirtschaft und die (be-)herrschende Kultur geht. Die Landschaftspflege zielt mit ihren Absichten auf die Ebenen Raumordnung und Landesplanung. Frühe Tendenzen der Verwissenschaftlichung finden sich bereits in den 50er Jahren, wenn die Forderung nach Grundlagen-

forschung oder die 'Landschaftsökologie' auftauchen. Als Arbeitsmittel werden Landschaftspflegepläne entworfen, die später auch als Landschaftspläne auftauchen. Typische Arbeitsgegenstände sind Heckenpflanzungen, Uferabbrüche, Verkarstungen, Erosion, Raritäten (bezogen auf Flora, Fauna und Kultur) sowie die Dorfrandgestaltung. Stets betont wird die Notwendigkeit der Öffentlichkeitsarbeit. Die 'Berechtigung' der Landespflege soll über die Beteiligung an Großprojekten deutlich gemacht werden, als da wären Braunkohletagebau, Flußkanalisierungen (Mosel), Schutzpflanzungen in der Flurbereinigung oder Rekultivierungen. Die Landschaftspflege besitzt in dieser Phase keine gesetzlichen Grundlagen.

Institutionalisierung

"Die Landschaft aber ist eine Einheit. Auch die Maßnahmen in der Landschaft bedürfen dieser Abstimmung und Einheit. Es bedarf deshalb unbedingt heute der Synthese von erhaltendem Naturschutz und aktiver Landschaftspflege auch in organisatorischer Hinsicht."
(BUCHWALD, 1958).

Wegen der Einheit der Landschaft fordert Buchwald nun also auch die Einheit der planenden Verwaltungen. Damit schaltet sich die Profession in die Raumordnungsdiskussion (Raumordnungsgesetz) der 60er Jahre ein. Ebenso schalten sie sich in das Bundesprogramm 'Unser Dorf soll schöner werden' (ab 1963, später dann Dorferneuerungen) ein. Über den Zusammenhang mit der Flurbereinigung soll die Landespflege Grundlagendaten erheben. Der Landschaftsplan als Instrument der Verwaltung (bereits 1950 von Mäding vorgedacht) wird von Buchwald, Lendholdt und Preisung definiert (siehe obige Zitate aus 1964).

Die Arbeit wird also über Planungsinstrumentarien abgesichert. Damit wird die Stellung der Landespflege in der Verwaltungsbürokratie erobert und ausgebaut. Es geht um eine formale, gesetzlich abgesicherte Arbeitslegitimation, wobei nie über Inhalte der Arbeit nachgedacht, bzw. diese nie benannt werden. Zu dieser Absicherung und Formalisierung gehört dann auch die beginnende Normierung von Planungsverfahren, die Verwissenschaftlichung von (Berechnungs-) Methoden und Analysen. Das Ziel ist eine einheitliche Planung für eine Einheit 'Natur', für einheitliche, fortschrittliche Menschen und eine einheitliche, staatliche Kontrolle. Über die Normierung der Planung wird so eine Normierung von Lebensbedingungen und damit von Menschen betrieben. Diese Institutionalisierung ist dann mit der Verabschiedung des Bundesnaturschutzgesetzes 1976 vorläufig abgeschlossen. Dort ist dann die Aufgabe der Landschaftspflege verbindlich festgelegt.

Objektebene

Nach der Legitimierung finden sich Anfang der 70er Jahre Strategiediskussionen mit der Frage in den Zeitschriften, wie die Ziele nun durchgesetzt werden können; es geht darum zu machen. Alles soll auf der Basis exakter Daten geschehen. Fragen der Erfassung und Bewertung stehen im Vordergrund, z.B. die "Lineare Bedarfs- und Ressourcen-Programierung". Forum hierfür ist die neue Zeitschrift "Landschaft und Stadt". Die Erholung steht häufiger im Blickfeld der Landschaftspflege. Hier geht es um die Beurteilung der Landschaftsbilder, die Erlebniswirkung oder um den Landschaftsbildschutz; auch das auf der Basis exakter wissenschaftlicher Verfahren z.B. des Vielfältigkeitswertes oder der Nutzwertanalyse.

Umweltschutz und Ökologie werden Themen. Der Landschaftsplan zeigt sich als Ansammlung von Fachgutachten z.B. zu Klima, Erholung oder Landwirtschaft. Die politische Rückversicherung besteht darin, daß das gesellschaftliche Leitprinzip, nach dem die Landschaftspflege arbeiten will, von den politischen Kräften bestimmt wird.

Ganz im aktuellen Trend: Die "politische Landschaftsplanung"

In der 100. Ausgabe von Garten und Landschaft kommt ein neuer Legitimationstrend aus Berlin. Bensele und Ermer fordern eine politische Landschaftsplanung, die Position bezieht, da sonst der Berufsstand in der Konkurrenz unterzugehen droht:

"Da der gesellschaftliche Wandel hinsichtlich ökologischer Leitbilder offensichtlich weiter fortgeschritten ist, als dies bei den Berufsvertretern der Fall ist, ist es nur konsequent, wenn sich auf Dauer andere (Berufs-) Gruppen der Lösung ökologischer Probleme widmen und zur Änderung von Systemstrukturen beitragen."
(BENSELE, U., ERMER, K. 1990: 81).

Statt Landschaftsplanung heißt das neue Modewort Umweltplanung (oder -entwicklung, siehe die Umbenennung des FB's 'Landespflege' an der TU Hannover in 'Landschaftsarchitektur und Umweltentwicklung'; Anm. d. Verf.). Damit wird Nohls Argumentationsmuster aus den frühen 70er Jahren modern reproduziert. Dieser forderte damals als eigenes Profil für die 'Freiraumplanung' eine koordinierende Gesamtplanung, die alle ingenieurwissenschaftlichen Spezialgebiete vereinigen sollte.

Auch Karsten Runge, ebenfalls aus Berlin, bemerkt "Landschaftsplanung ist out" (RUNGE, K. 1990 : 17). Runge hat das, was wir als Projekt bearbeitet haben, als DFG-geförderte Dissertation, allerdings ohne unsere

Interpretationen, bearbeitet. Und kommt zu einer These, die abermals einen Neuanfang für die Landschaftspflege (hier synonym mit Landschaftsplanung von Runge verwendet) impliziert:

"In der hieraus resultierenden mangelnden Anpassung der Planungsvorstellungen an die gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht in der Querschnittsorientierung an sich, ist der Grund zu sehen, der die querschnittsorientierte Landschaftsplanung auch später stets von neuem zu Fall brachte." (ebenda: 19).

Die Landschaftsplanung muß sich also an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse anpassen, damit sie dann aktuell als 'Umweltplanung' überleben kann. Also ein neuer Schritt der Modernisierung des Berufsstandes. Auch Runge verliert kein Wort über Ursachen oder erarbeitet eine geschichtliche Reflexion.

Damit ist der Berufsstand in allen hier dargestellten 4 Phasen ganz auf einer Linie von B. Brechts Herrn Keuner:

"Woran arbeiten Sie", wurde Herr K. gefragt. Herr K. antwortete: "Ich habe viel Mühe, ich bereite meinen nächsten Irrtum vor."

Diskussion

Die Wiedergabe der Debatte, die sich im Anschluß an die Vorstellung des Projekts und die Wiederholung der Thesen ergab, ist deshalb sehr wichtig, weil die Fragen, die wir angesichts der Widersprüche unserer Profession aufgeworfen haben, an vielen Stellen im Studienverlauf auftauchen. Ein verbreiteter Umgang mit den Widersprüchen, der auch den Fortschritt unserer Profession kennzeichnet, ist die Kurierung der Symptome; die Perfektionierung der Methoden, nicht nur um die Ehrenrettung des Berufsstandes zu betreiben, sondern um gleichzeitig auch neue Arbeits- und Aufgabenfelder zu erschließen.

Ein anderer, nur scheinbarer Ausweg, ist das resignierte Sich-Entziehen. Da die prinzipiellen Widersprüche jedoch nicht auf die Profession begrenzt sind, sondern auch in anderen Arbeitsformen oder -feldern bzw. überhaupt in der Gesellschaft auftreten, hilft das Entziehen nur bedingt. Zugegeben sei, daß auf anderen Arbeitsebenen als der planerischen, die Widersprüche nicht so zugespitzt eine konkrete Auseinandersetzung erfordern. So steckte auch in unserer 5.These die Frage, wie wir denn in diesem Beruf eigentlich arbeiten können, und damit verbunden - der Vorwurf kam zurecht - die Angst vor dem Berufseinstieg.

Die Diskussion hat mehrere Antworten gegeben: So wurde angemerkt, daß Planung nicht prinzipiell überflüssig ist, allein was die Planung für sich selber oder die für eine individuelle Ökonomie anbelangt. Die Grundangst vor der Planung kommt schnell über zu hohe eigentlich nie einlös-

bare Ansprüche zustande, die schnell zu den landespflegerischen Omnipotenzphantasien und -forderungen führen können. Es geht z.B. nicht um die Verhinderung einer bestimmten Maßnahme, sondern um einen 'aufklärerischen' Beitrag zu den Strategien von Macht und Herrschaft. Das kann zur Verhinderung beitragen, die aber nur von den Betroffenen 'auf der Straße' durchgesetzt werden kann. Die falsche planerische Betroffenheit aus gut gemeinten Helferabsichten trägt nur zu einer Verschleierung der Verhältnisse bei und produziert wohlwollende Resultate und Kompromisse, die die (Anwalts-) PlanerInnen nicht auszubaden haben; gegen die sich die tatsächlich Betroffenen aber noch schlechter wehren können. Für die professionelle Perspektive ist es wichtig, die Qualität der eigenen Arbeit zu formulieren. Diese kann sein, über 'Geschichten-Erzählen' Situationen verständlich zu machen, kann im gärtnerischen Handwerk liegen oder darin, über ein 'Schlecht-Achten' auf die Folgen und Absichten bestimmter Maßnahmen aufmerksam zu machen. Der gebrauchswertorientierte Ansatz zur Landschafts- und Freiraumplanung wie er in der "Kasseler Schule" erarbeitet wurde und wird, ist hier auch insofern plausibel, als auch die am Tauschwert orientierte kapitalistische Gesellschaft, die der Landespflege als Vorwand für ihre Arbeit dient, gebrauchswertabhängig ist, auf der Ausbeutung von Subsistenzarbeit beruht. Sicher ist die kritische Arbeit in unserer Profession nicht einfach, da es keine Routine im Umgang mit Widerspruch gibt. Eine inhaltliche Opposition hat sich in unserem eher despotischen Berufsstand erst in den 70er Jahren organisiert und ist zur Zeit, da die gesellschaftliche Legitimation vorerst gesichert ist, weniger gefragt denn je. Das Schlußwort zur Projektvorstellung "Ob Öko-, Deko-, Psycho... Hauptsache Grün" war der letzte Satz der Beurteilung zu diesem Projekt von K.H. Hülbusch: "Wer Landschaftsplanung studiert, der sollte diese Geschichte der Landespflege gelesen haben." Dies nicht nur, um Einblick in die Profession zu bekommen, sondern auch um Vertrauen zu fassen zu den eigenen Bedenken, Fragen und Zweifeln.

Literatur

- Appel, A. et al (1990): Ob Öko-, Deko-, Psycho...Hauptsache Grün. Ein Überblick über 40 Jahre Berufsgeschichte der Landespflege anhand von Fachzeitschriften. Projektarbeit am FB13 der GhK. verf. Mnskr. Kassel.
- Bensel, U., Ermer, K. (1990): Ein Berufsstand verschläft seine Zukunft. in: Garten und Landschaft 6/90: 81-84.
- Buchwald, K. (1958): Naturschutz, Landschaftspflege, Landesplanung. in: Natur und Landschaft 33(7): 113-115.
- Buchwald, Lendholdt, Preising (1964): Was ist Landespflege? in: Garten und Landschaft 7/64: 230ff.
- Hülbusch, K.H., Schneider, G. (1989): Projektskizze. Zur Genealogie der Landespflege. Manuskript..Kassel.
- Runge, K. (1990): Planen unter neuen Vorzeichen. in: Garten und Landschaft 10/90: 17-21.

Matthias Kurowski, Christoph Theiling

Das Projektstudium, die Praxis und die Perspektiven

- Resümee eines Stückes landschafts- und freiraumplanerischer Arbeit

Da geistert es wieder durch die heiligen Hallen des Fachbereiches, das Gespenst "Praxisbezug". Und prompt soll "evaluiert" werden, inwiefern die Ausbildung der AbsolventInnen unseres Studiengangs auch den "Erfordernissen der Praxis" gerecht wird. Doch für wen stellt sich hier die Frage, inwieweit wir StudentInnen nach dem Studium 'kompatibel' zur Praxis sind, zu den Gesetzen, Verordnungen und schwammigen Zielen unseres Berufsstandes, denen sich auch immer mehr Projekte hier am Fachbereich verpflichtet fühlen? Wer definiert die gesellschaftliche Realität, der wir uns anscheinend allerspätestens im Studium anzupassen haben?

Die Vorträge des studentischen Seminars im Wintersemester 1991/92 haben gezeigt, wie es möglich ist, ausgehend von den Widersprüchen der Berufspraxis im Studium Perspektiven zu finden, die ein Bewußtsein über die politischen wie gesellschaftlichen Folgen des eigenen Handelns einschließen.

"Praxisbezug heißt also nicht Rücksichtnahme auf die Bedingungen des etablierten Berufs, sondern: der Beruf mit seinen inhaltlichen, methodischen und gesellschaftlichen Implikationen (Verflechtungen, A.d.Verf.) wird Gegenstand der Untersuchungsarbeit in der Ausbildung selbst."
(Brake 1973: 185)

Darin bestand eine Absicht des Projektstudiums, die im 'Büro-spielen' vieler Projekte oder der Vermittlung von professionellen Standards in den Seminaren ihren Widerspruch findet. Daß 'Projektstudium' als Lern-/Lehrform allein noch keine Garantie für kritische Inhalte ist, welche immer leichtfertig damit gleichgesetzt werden, war aber auch schon zu Beginn der Diskussion um das Projektstudium bekannt.

"Von seiner motivationalen, lerntheoretischen und arbeitsmethodischen Struktur her kann das projektorientierte Studium selbst Ziele verwirklichen, die der Funktionalisierung des Ausbildungsbereiches auf die aktuellen Verwertungsbedingungen des Kapitals durchaus adäquat sind." (ebd.: 186f)

Die von Klaus Brake festgestellte Brauchbarkeit des projektorientierten Studiums für die technokratische Hochschulreform, die in früheren studentischen Arbeitspapieren zu Lehre und Studium noch kritisch thematisiert wurde, beweist sich in der Praxis mehr, als uns lieb sein kann.

Textrekonstruktion

Soweit die Gedanken unseres Ankündigungstextes, der Ausgangspunkt war für den Abschlußtermin des SOS-Seminars (SOS - StudentInnen organisieren Seminare) im Wintersemester 1991/92. Unser Vortrag, den wir nachfolgend wiedergeben, glied-

dert sich in drei Teile: Zunächst erläutern wir, wie wir zum Thema gekommen sind, dann wollen wir die gängige Praxis, den 'Stand der Technik' unserer Profession vorstellen, um dem im dritten Schritt das studentische Seminar und seine Qualitäten gegenüberzustellen. Die abschließend beabsichtigte Diskussion über das Projektstudium und die Bezüge von Studium und Praxis kam nicht zustande, sicher auch weil wir das Vortragspaket sehr umfassend und groß geschnürt hatten.

Die Rekonstruktion des Textes aus den stichwortartigen Aufzeichnungen und der verblaßten Erinnerung war - wieder einmal - sehr schwierig, auch weil die "guten Absichten beim Schreiben" (vgl. Nadolny 1990) oft dazu verleiten, zu viel des Guten in den Text hineinzufügen. Dazu führt gerade bei der zweiten Erarbeitung die Begeisterung über die Menge des Begriffenen; insbesondere wenn im Laufe der Zeit manch' gewagte These bestätigt, von der Realität eingeholt oder gar überholt wurde.

Einen wichtigen Gedanken, der bei der Vielzahl der roten Fäden vielleicht unterzugehen droht, möchten wir vorab noch hervorheben: die Verknüpfung von Studien- und Berufsrealität. Die Vergleichbarkeit von Studium und Beruf besteht sowohl bezogen auf die Arbeitssituation (wie verfolge ich meine Absichten, organisiere ich mir Freiräume), die Vorwände und Vereinnahmungen (welche Rolle wird mir bei bei Projekten oder (Lehr-)Veranstaltungen, in Ausschüssen oder Gremien angetragen bzw. zugemutet), als auch im Hinblick auf die Herangehensweise an Themen und Fragestellungen (wie und was lerne ich bei dem, was ich mache). Die Nähe der Praxis zum Hochschulalltag ist spürbar und bisweilen so beängstigend und erdrückend, daß es notwendig wird, Distanz zu gewinnen.

I. Teil - Anlässe

Unsere Absicht ist es, eine Zusammenfassung des SOS-Seminars dieses Wintersemesters zu geben und dabei vor allem die Qualitäten dieses Seminars zu benennen. Bei den vorbereitenden Überlegungen sind uns zwei Dinge über den Weg gelaufen.

Das eine ist ein "Beschlüßantrag der Wissenschaftlichen MitarbeiterInnen FB 13 der GhK zur FBR-Sitzung v. 05.02.1992", worin unter dem Stichwort "Lehrforschung" für den Fachbereich eine Evaluation (Einschätzung, Beurteilung) seiner "Aktivitäten im Rahmen der Lehrtätigkeit" gefordert wird. (Die Frage nach den Passivitäten dieser Tätigkeit wäre ja weitaus interessanter.) Ausgehend von einem Artikel in der Hochschulzeitung GhK-publik, in dem die Bereitstellung von Mitteln für die Lehrforschung bekannt gegeben wird, liegt auf einmal ein Antrag auf dem Tisch, in dem ohne Begründung und Benennung der Absicht die Untersuchung der Lehre gefordert wird. Als Themenbereich des Vorhabens wird

u.a. aufgeführt: "Untersuchung der Lehrinhalte in Bezug auf die Erfordernisse der Praxis (u.a. AbsolventInnenbefragung)".

Das andere, was uns über den Weg gelaufen ist, ist ein älterer Artikel von Claudia von Werlhof mit dem Titel "Geschlecht und Arbeit", der am 24.12.86 in der taz erschien und der ihren Vortrag bei der Anhörung zur C3-Stelle "Frauenforschung" an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld am 6.11.86 wiedergibt. Im Vortrag geht es u.a. um die Geschichte der Frauenforschung an der Universität Bielefeld. Besonders auffällig dabei ist, daß kritische Arbeit von den kritisierten nicht erwidert, sondern ignoriert oder vereinnahmt wird, und andererseits auf Argumentationen nicht eingegangen wird, sondern Formaldebatten geführt werden.

Hier werden Parallelen zum Umgang mit dem Projektstudium, zum Lehren und Lernen an diesem Fachbereich deutlich. Auch hier werden die inhaltlichen und damit auch politischen Begründungen nicht mehr benannt; den einen sind sie nicht mehr bekannt, weil sie sich auch nicht dafür interessieren, und von anderen Lehrenden werden sie bewußt verdrängt, weil sie immer schon unangenehm waren. Stattdessen wird das Prädikat 'Projektstudium' als Persilschein für gute, kritische Lehre an die Brust geheftet, die Idee vereinnahmt, und es werden Formaldebatten um Transparenz, Gruppengröße oder ähnliches geführt.

Ein wesentlicher Inhalt des Projektstudiums war und ist die Kritik an der Praxis und auch den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich darin widerspiegeln. Es ging also mit der politischen Kritik um ein in Frage stellen, ein Prüfen der Praxis. Und auf einmal sollen laut dem o.g. Antrag die "Lehrinhalte in Bezug auf die Erfordernisse der Praxis" untersucht werden. Die Praxis an der Hochschule, die darin enthaltenen Absichten und deren Folgen für den Hochschul- wie den Planungsalltag sind kein Thema mehr. Die inhaltliche Diskussion wird von selbstgemachten Sachzwängen bestimmt; die Formulierung inhaltlicher Absichten verschwindet zu Gunsten von Formaldebatten.

Was uns als "Erfordernisse der Praxis" erwartet, wie der 'Stand der Technik' unserer Profession aussieht, dem wollen wir im zweiten Teil ausführlicher nachgehen.

II. Teil - Der Stand der Technik

Im Studium waren und sind wir immer wieder mit der These konfrontiert, daß die gängige 'Landschaftsplanung', die in der Tradition der Landespflege steht, a-historisch und a-sozial ist, also auf die lokale Geschichte und die gesellschaftlichen Bedingungen einer Landschaft keine Rücksicht nimmt. Es geht allein um die Verwertbarkeit im Sinne 'gesamtgesellschaftlicher' Ausbeutung, also um die Frage: Was kann die Administration gebrauchen? Die "öffentlichen"

und mehr noch die verschwiegenen Belange von Forstwirtschaft, Wasserwirtschaft, Straßenbau, Landwirtschaft, Industrie und auch des Naturschutzes, die in einen 'Landschaftsplan' einfließen, spiegeln Wirtschaftsinteressen wieder. Lokal begründete, einzelne Ökonomien, insbesondere solche, die nicht marktorientiert sind, werden dabei nicht berücksichtigt, verdrängt und zerstört.

Auch wenn die vielen Fälle der zerstörerischen Wirkungen von Bewirtschaftungsauflagen, Schutzgebietsausweisungen und Ausgleichsmaßnahmen im "Interesse von Natur und Landschaft" bekannt sind, fällt es angesichts der 'wohlmeinenden', 'verständnisvollen', 'engagierten' und oft genug 'vertrauenerweckenden' Erklärungen der zuständigen ProfessionsvertreterInnen schwer, darin ein bösartiges Prinzip zu erkennen. Und doch finden sich die Thesen im Beispiel, das wir vorstellen wollen, bestätigt: "Landschaftsplanung Winnweiler". (Landesamt für Umweltschutz und Gewerbeaufsicht Rheinland-Pfalz 1991; im folgenden nur mit Seitenangabe zitiert) Sie ist ein Pilotprojekt für die "zweite Generation" der 'Landschaftsplanung' in Rheinland-Pfalz. Der "Leistungskatalog" dafür wurde vom Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der Universität Hannover geliefert. Diese 'Landschaftsplanung' wurde auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Arnoldshain mit dem Thema "Landschaftspflege zum Nulltarif" von Herrn Hahn-Herse vom Landesamt für Umweltschutz und Gewerbeaufsicht in Rheinland-Pfalz kistenweise verteilt. Der von ihm gehaltene Vortrag wirkte denn auch mit der Masse an schönen Worten und aufgehängenen Plänen wie eine propagandistische Verkaufsveranstaltung.

Die nachfolgende Betrachtung und Kritik greift auf vorgeleistete Arbeit zurück, die im Rahmen der "Kasseler Schule" entstanden ist. Um den Zugang zum Hintergrund zu ermöglichen, sind Literaturhinweise eingefügt. Die "Landschaftsplanung Winnweiler" unterteilt sich in eine getrennte Kartendarstellung und einen - wie es im Geleitwort heißt - "ballastfreien Text", an dessen Gliederung wir uns im folgenden entlangangeln wollen.

1. "Einführung" (S.1ff)

Sie beginnt mit der Aufzählung der "gesetzlichen Vorgaben" (S.1), vom Bundesbaugesetz über das Landespflegegesetz bis zum Raumordnungsplan. Damit akzeptiert das bearbeitende Büro die Legitimität der Vorgaben, obwohl beim Raumordnungsplan lediglich aus dem Entwurf zitiert wird. Regionale Raumordnungspläne haben im allgemeinen auch keine Gesetzeskraft. Die Verantwortung für die Grenzen seiner Arbeit gibt das Büro gleich zu Beginn der Arbeit an "den Gesetzgeber" ab.

Im zweiten Punkt der Einführung "landesplanerische Stellungnahme durch den Donnersbergkreis" (S.1) wird erneut auf den Raumordnungsplan sowie auf regio-

nalplanerische Vorrangflächen hingewiesen. Weiter heißt es:

"Für die Siedlungsentwicklung fordert der Kreis eine langfristige Umorientierung. Bevorzugt soll das Innere der Ortschaften entwickelt werden, um dem Funktions- und Bedeutungsverlust der Ortskerne zu begegnen und die weitere Bebauung und Inanspruchnahme von Landschaft einzuschränken. Zusätzlich werden als wesentliche Konfliktpunkte eine ganze Reihe von Straßenplanungen genannt". (S.1)

Damit sind die Interessen des Kreises beschrieben.

Die "Historische Entwicklung der Landschaft in der Verbandsgemeinde Winnweiler" (S.2ff), als dritter Punkt, findet zwischen 1930 und 1988 statt, weil es über den früheren Zustand angeblich keine ausreichend genaue Auskunft gibt. Ganz allgemein - "Straßen wurden neu und ausgebaut und damit Böden versiegelt, Lebensräume zerschnitten und voneinander isoliert" (S.2) - werden in einer Spiegelstrichaufzählung Veränderungen mit "positiven und negativen Umwelteffekten" aufgelistet. Es werden weder Ursachen benannt, noch für wen oder wessen Interessen die jeweilige Veränderung positiv oder negativ ist. Als positiv wird beispielsweise die Vergrößerung der Fläche des Grünlandes in steileren Hanglagen der bergigen Gebiete genannt. (S.3)

Aus den ebenso platt und allgemein vorhergesagten Entwicklungen leitet das Büro die Legitimation ab, im vierten Punkt der Einführung "Leitbilder der Entwicklung" (S.4ff) zu formulieren:

"Es ist bereits offenkundig dargestellt, daß die geschilderten ungünstigen Prognosen zur landschaftlichen Entwicklung Winnweilers wirkungsvolle Gegenmaßnahmen erfordern." (S.4!)

Im "Vorgriff auf die tiefergehende Analyse" im 3. und 4. Kapitel werden die örtlichen Zielvorstellungen zusammengefaßt. Die Kenntnis der Leitbilder soll das "Verständnis der weiteren Betrachtungen erleichtern".

"Aus der Vogelperspektive betrachtet, weist das Gebiet der Verbandsgemeinde drei große Entwicklungsräume auf." (S.4) So wird das Gebiet für die Formulierung der Leitbilder in drei Teilräume aufgeteilt, zu denen jeweils "Funktions-schwerpunkte", "Konflikte" - z.B. "Rückgang ökologischer und landschaftsbildprägender Vielfalt (landwirtschaftliche Grenzertragsstandorte"; wer streitet hier mit wem? - und "Entwicklungsziele" benannt werden. (S.6) Damit sind bereits Maßnahmen benannt (z.B. Pflanzungen), deren Notwendigkeit sich weder hier noch später aus einer konkreten Situation begründet, sondern die Folge abstrakter, externer und selbstgemachter, Ansprüche des Büros sind.

2. "Natürliche Grundlagen" (S.7ff)

In diesem Abschnitt des Landschaftsplanes werden gesammelte Daten addiert, die keinen Zugang zur Geschichte des Ortes ermöglichen. Hier zeigt sich eine deduktive Vorgehensweise, bei der das Büro zum größten Teil auf vorhandenes Material zurückgreift. So wird die naturräumliche Gliederung ausgehend von der

"naturräumlichen Einteilung Deutschlands" (S.7) beschrieben. Von dieser Einteilung werden deduktiv Planungsvorgaben abgeleitet:

"Die beschriebene Gliederung der Naturräume und ihrer Landschaftsbilder finden Berücksichtigung bei der Bewertung des Erholungspotentials und der Ableitung von Entwicklungsleitbildern." (S.8)

Was sich darin widerspiegelt, ist der alte landespflegerische Versuch, den "Kulturplan" mit dem ideellen "Naturplan" in Übereinstimmung zu bringen. Dieser Vorstellung, deren Bedeutung für die Landespflege u.a. Langer, in den 70er Jahren Professor am Institut für Landespflege und Naturschutz der TU Hannover, hervorhebt, widerspricht gerade Uhlig, auf dessen Gliederung der naturräumlichen Einheiten zurückgegriffen wird (S.8) und der dem Dualismus von Kultur- und Naturlandschaft widerspricht. (vgl. Kurowski/Tepe 1991: 8ff) Bereits die Beschreibung der Einheiten zeigt, daß in einer naturräumlichen Einheit grundverschiedene Strukturen vorzufinden sind und landschaftsplanerisch bezogen auf ihre Ursachen und Perspektiven zu thematisieren wären. So finden sich in der naturräumlichen Einheit "Untere Lauterhöhen" sowohl eine "kleinräumig gegliederte Landschaftsstruktur" wie auch "größere, ungegliederte Ackerfluren". (S.9)

Der Grundlagenunterpunkt "Klima" (S.17ff) verdeutlicht, wie wenig die Datensammlung "Natürliche Grundlagen" tatsächlich Grundlage für das Verständnis der Landschaft und der verschiedenen Nutzungen im Gemeindegebiet ist:

"Im Vergleich mit den Extremwerten von Rheinland-Pfalz ergeben sich bei vielen Parametern sehr günstige Ausprägungen sowohl für die Landwirtschaft als auch für die (!) Lebensbedürfnisse des Menschen." (S.17, Hervorheb.d. d.Verf.)

Die "Klimadaten der Verbandsgemeinde Winnweiler" stammen von zwei Orten und sind entnommen aus dem Klimaatlas Rheinland-Pfalz bzw. der wasserwirtschaftlichen Rahmenplanung. Der in einer Tabelle geführte Vergleich mit den jeweiligen Minimum- und Maximumwerten von Rheinland-Pfalz (S.18), von wo auch immer diese jeweils stammen mögen, macht deutlich, daß das Interesse nicht auf ein Verständnis der Gemeinde gerichtet ist sondern auf den regionalen und überregionalen Vergleich. Die Belanglosigkeit der in dieser Absicht zusammengestellten Daten zeigt auch der Punkt "Sonnenschein":

"Der Bewölkungsgrad entspricht dem Landesdurchschnitt:" (S.19)

Der Unterpunkt "Lokal- bzw. Geländeklima" (S.20) beschreibt, abgeleitet aus der topographischen Karte, sieben verschiedene Klimazonen, die jedoch nur in drei Fällen mit lokalen Ortsbezeichnungen versehen sind. Im übrigen sind die Texte so allgemein formuliert, daß sie sich auf jede andere Gemeinde und jedes andere Gelände übertragen ließen. Bemerkenswert ist, wie auch hier in die Beschreibung der "natürlichen Grundlagen" subtile Wertungen der AutorInnen einfließen. So werden "sonnenexponierte Flächen als Südost-, Süd-, Südwest- und

Westhänge" als "klimatisch begünstigte Bereiche" (S.20) bezeichnet, ohne Begründung. Vermerkt wird dabei, daß "dort in Verbindung mit flachgründigen Böden wertvolle Trockenbiotope" auftreten und hier für die Erholung eine "besondere Klimagunst" herrscht. (Schweißtreibende Erfahrungen von Sommerspaziergängen an Südhängen stehen dem allerdings entgegen.) Nicht nur hier sind die scheinbar objektiven Beschreibungen eng mit den Planungsabsichten, Ausweisung von Flächen für Naturschutz und Erholung, verflochten.

Gleiches trifft auch auf den Punkt "Standortsverhältnisse" (S.22) zu. Ausgehend von der 'potentiell natürlichen Vegetation' (vgl. Bäuerle/Hesse/Hülbusch/Kienast 1979: 9ff) werden die prinzipielle Eignung für Landwirtschaft oder Waldbau und auch flächen extremer Standorte ermittelt, auf denen Arten- und Biotopschutzfunktionen Vorrang haben. - Dabei ein weiterer nichtssagender Füllsatz: "Feuchtstandorte liegen mit mehreren Prozent Flächenanteil über dem rheinland-pfälzischen Durchschnitt."

Für die Art der Zusammenstellung der "Natürlichen Grundlagen" ist auch der Punkt "Pflanzenwelt" kennzeichnend. In 14 Hauptgruppen erfolgte hier eine sehr differenzierte Aufnahme von Vegetations- und Biotoptypen. Der größte Teil des Textes wird eingeleitet mit dem Satz: "Von den Kartierern wird der Zustand wie folgt beschrieben:" (S.23), was auf das geringe Interesse der AutorInnen schließen läßt, sich selbst kundig zu machen. Ein Bezug von der Vegetationsausstattung zu den Ursachen wird jedoch auch von den Kartierern nicht hergestellt.

3. "Gegenwärtige Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes als ökologische Grundlage der Raumnutzung" (S.27ff)

"Die einzelnen erfaßten natürlichen Faktoren (vgl. Kapitel 2) bilden verschiedene Funktionszusammenhänge in der Landschaft. Sie werden als Landschaftspotentiale beschrieben. Der Begriff zielt auf einen Nutzen solcher Potentiale für menschliche Ansprüche ab. In der Landschaftsplanung werden allerdings die rein ökonomischen Potentiale wie zum Beispiel das Abbaupotential von Bodenschätzen oder das landwirtschaftliche Ertragspotential nicht behandelt." (S.27)

Die Ökonomie, die ja teilweise Grundlage und Bedingung dessen ist, was als "natürliche Faktoren" beschrieben wurde, wird bewußt ausgegrenzt. Aber auch hinter den zu erfassenden "Regenerationspotentialen", nämlich "Arten- und Biotoppotential", "Erholungspotential", "Bodenpotential", "Wasserpotential" und "Klimapotential" stehen ökonomische Interessen, die aber nicht benannt werden. Begründung für die Befassung mit diesen Potentialen ist das Landespflegegesetz.

Die Abhandlung der einzelnen Potentiale gliedert sich jeweils in "Gesetzliche Vorgaben", "Regionalplanerische Vorgaben", "Örtliche Zielsetzung", "Zustandsbewertung", "Voraussichtliche Veränderung" und "Entwicklungsbedarf". Gerade

die "örtliche Zielsetzung" macht die Beliebigkeit der Methode und Vorgehensweise deutlich und, daß die AutorInnen nicht am Ort interessiert sind (Beispiel "Arten- und Biotoppotential"):

"Die allgemeinen Aufgaben des Arten- und Biotopschutzes, auf die örtlichen Erfordernisse übertragen (!), lassen sich wie folgt umreißen:

- Sicherung und Entwicklung des biotischen Potentials im Untersuchungsraum (...)
- Sicherung und Entwicklung von Dokumenten der natur- und kulturgeschichtlichen Landschaftsentwicklung
- Sicherung und Entwicklung von Objekten für Forschung und Bildung." (S.30, Hervorheb.d.d.Verf.)

Dementsprechend passen die 'schutzbedürftigen Biotoptypen' auch nicht nur für den Untersuchungsraum, sondern spiegeln die pauschalen Forderungen des Naturschutzes in allen Mittelgebirgsgegenden wieder:

- "- Quellen und Quellbäche
- Fließgewässer
- stehende Gewässer
- Feucht- und Naßwiesen
- artenreiche Mähwiesen mittlerer Standorte
- trockene Offenlandbiotope (Trockenrasen, Felsfluren)
- Streuobstbestände
- Hecken, Feldgehölze und Waldränder
- naturnahe Waldzellen (Altholzbestände, Trocken- und Feuchtwälder.

Auf diese Biotoptypen beschränken sich die planerischen Überlegungen in den folgenden Abschnitten." (S.30)

Derartige Beschränktheit, die alles beansprucht, was feucht oder trocken ist, führt dazu auszublenden, daß Landschaft über Arbeit entsteht und der Arbeitsort von Menschen ist. So wird alles für die LandespflegerInnen verfügbar; die Arbeit müssen sie ja nicht machen.

Dieser dreiste Zugriff auf Land und Leute trifft auch für die Inszenierung der Erholungslandschaft zu: am Arbeitsort von Menschen wird ein Landschaftsgarten entworfen. Gerade die "Erholungsvorsorge" organisiert den umfassenden Zugriff auf die Landschaft. Ein Auszug:

"Der anzustrebende Zustand (des Landschaftsraumes, Anm.d.Verf.) mit einer möglichst hohen Erlebnisqualität läßt sich anhand folgender Merkmale beschreiben:

- a) Erlebnisraum großräumige Flur (Kaiserstraßensenke)
- Weitblicke ermöglichen Raumerlebnisse.
- Einzelgehölze, Baumgruppen und lockere Hecken gliedern die Flur, einzelne Geländerücken werden betont, Geländestrukturen und die Tiefe des Raumes wahrnehmbar gestaltet, belastende Einrichtungen abgeschirmt.
- Naturnahe, mit Gehölzen gesäumte Wasserläufe machen wichtige Landschaftselemente erlebbar.
- Feuchtwiesen und blütenreiche Extensivwiesen beleben die horizontale Fläche und bieten das Erlebnis reicher Vogel- und Insektenwelt.
- Alte Ortsteile vermitteln kulturhistorische Bezüge.
- Streuobstbestände binden die Ortslagen optisch in das Landschaftsbild ein." (S.40f)

Der Acker wird zur Theaterbühne gestaltet. Orte und Ortsränder werden mit besetzt. Der Spaziergang wird zur pädagogischen Veranstaltung und alles andere

als erholsam, wenn das ernstgenommen würde.

Das "Bodenpotential" liefert ein weiteres Beispiel für die deduktive Vorgehensweise des Planungsbüros. Für den "Erosionsschutz" ausgewertet wurde eine Bodenkarte, "die für die Regionalplanung aus der geologischen Karte erstellt wurde". (S.43) über die Kombination von der daraus ermittelten Bodenart und der Hangneigung wurden 5 Erosionsstufen festgelegt. Daß sich Böden über die Nutzung verändern können, daß die Art der Bewirtschaftung oder beispielsweise die Fruchtfolge den Boden und seine Erosionsanfälligkeit beeinflussen, bleibt außer Acht, paßt nicht ins Schema. Zwar wird die Unsicherheit der deduktiven Vorgehensweise entschuldigend eingesehen:

"Insgesamt lassen sich diese Entwicklungsziele räumlich nicht so scharf abgrenzen, wie der Eindruck der Karte vielleicht vermittelt - zu groß ist die Schwankungsbreite der über die Böden vorliegenden Kenntnisse." (S.45)

Nichtsdestotrotz bleibt der umfassende Anspruch bestehen und werden im Ergebnis Forderungen aufgestellt, die einer teilweisen Flächenstillegung gleichkommen:

"Erosionsschutz

- Alle Flächen der Erosionsstufe 5 sollen entweder mit Wald bestockt sein, aufgeforstet, der Sukzession überlassen oder als Grünland genutzt werden.
- Alle Flächen der Erosionsstufe 4 sollen entweder wie oben genutzt bzw. umgewandelt werden oder aber hangparallel bewirtschaftet und stark durch Feldgehölze oder Ackerraine gegliedert werden.
- Alle Bachauen sollen als Grünland genutzt werden oder der natürlichen Entwicklung überlassen bleiben, eventuell mit extensiver Nutzung sporadisch gepflegt." (S.46)

Die örtliche Zielsetzung zum "Klimapotential" verdeutlicht nochmal in ihrer Allgemeinheit das geringe Interesse am Ort.

"Folgende Qualitätsziele sollten realisiert werden:

a) Luftreinheit und Lärmfreiheit

Schutz der Siedlungen und Erholungsgebiete (...) vor örtlichen, wenn möglich auch vor überörtlichen Immissionen einschließlich des Lärms. Der Standard ist so hoch wie möglich anzusetzen, mindestens sind die jeweils zulässigen Grenzwerte - beispielsweise für Wohngebiete - einzuhalten:" (S.54)

Dem folgen unsichere Bewertungen:

"Die Lage der Baugebiete bewirkt zum Teil weitere Kaltluftstaus mit zusätzlicher Abkühlung und eventuellen Nachteilen für angrenzende Gebiete. Anzunehmen ist eine derartige Wirkung in..." (S.55f)

Und pauschale Forderungen nach "Durchgrünung" und Windschutzpflanzungen.

Zusammenfassend für diesen Teil läßt sich feststellen, daß alle Vorgaben kritiklos und ungeprüft übernommen werden. Die Vorgehensweise ermöglicht keinen Zugang zur Geschichte des Ortes und zu den Menschen, die dort leben. Aber ums Verstehen geht es bei dieser 'Landschaftsplanung' auch gar nicht, sondern um das Abklopfen nach extern definierten Potentialen; beliebig wird aus der Landschaft herausgebrochen, was regional oder 'gesamtgemeinschaftlich' gerade paßt.

Das ist wie bei der Evaluierung der Lehre, einem unserer zu Beginn genannten Anlässe. Da geht es auch nicht um das Verstehen der gegenwärtigen Situation, ihrer Geschichte und darum, was sie für Lehrende und Studierende bedeutet, sondern auch hier wird eine Prüfung nach externen Vorgaben und Kriterien beantragt.

4. "Vorhandene Raumnutzungen und ihre Auswirkungen auf Natur und Landschaft" (S.57ff)

Hier werden "Konflikte" beschrieben und gleichzeitig Lösungen angeboten, d.h. die gegensätzlichen Interessen werden nicht zur Diskussion gestellt und die Ursachen akzeptiert, um den landespflegerischen Ausgleich verkaufen zu können. So werden die "Schadstoffimmissionen entlang der geplanten Autobahn" beschrieben und als "Sanierungs-/Entwicklungsvorschläge" "Immissionsschutzwälle und -pflanzungen, landwirtschaftliche Nutzungsaufgabe im Randstreifen" aufgeführt (S.61). Die Akzeptanz des Autobahnbaus, anstatt seine Folgen zu thematisieren und diskutierbar zu machen, zeigt sich auch unter "Konfliktpunkte durch Abbaumaßnahmen und Aufschüttungen". Der "Belastung" "Ablagerung von Massenüberschuß beim Bau der A63" stehen die Vorschläge gegenüber: "Keine Ablagerung in empfindlichen Biotopflächen. Einbau in Ackerflächen mit Rekultivierung." (S.65) Die Bösartigkeit und Bedenkenlosigkeit des Ausgleichs zeigt sich auch im Konfliktpunkt "VE2". Der Belastung "Hochspannungstrasse im Lohnsbachtal und in der Kaiserstraßensenke: Beeinträchtigung Landschaftsbild, Störung von Wiesenvogelbrutbiotopen (Vertreibung durch ansitzende Greifvögel)" wird der Vorschlag "Vergrößerung von Extensivwiesen in anderen Talabschnitten" gegenübergestellt. (S.64)

Unter den Sanierungsvorschlägen findet sich auch eine Reihe der allgemein üblichen, pauschalen Forderungen in der Landespflege wie Bachrenaturierung oder der Aufstellung von Pflegeplänen.

5. "Landespflegerische Entwicklungskonzeption" (S.68ff)

In einer Karte im Maßstab 1:10000 sind die "Zielvorstellungen über den anzustrebenden Zustand von Natur und Landschaft" dargestellt. (S.68) "Die einzelnen Entwicklungsziele für die Landschaftspotentiale nach Kapitel 3 sind darin eingearbeitet." (ebd.)

Den textlichen Erläuterungen ist die Formulierung des "allgemeinen Leitbildes" vorangestellt; hierbei wird die funktionalistische, auch die multifunktionalistische Betrachtungsweise deutlich:

"Eine Gesamtbetrachtung der Einzelziele zeigt, daß sich verschiedentlich mehrere Funktionen überlagern. In den meisten Fällen gibt es dennoch keine Zielkonflikte: Biotopschutz-, Wasserschutz-, Bodenschutz-, und Klimaschutzfunktionen unterstützen sich fast immer gegenseitig. Einzig konfliktträch-

tig sind Überlagerungen von Entwicklungsziele für Erholung mit empfindlichen Biotopfunktionen." (S.68)

Dafür müssen dann "spezielle Pflege- und Entwicklungspläne" erarbeitet werden. Es wird noch einmal auf die "schutzbedürftigsten Zonen" und Landschaftsteile mit hoher Schutzbedürftigkeit hingewiesen.

"Den anzustrebenden Zustand der Landschaft enthält Karte 19. Die Symbole unterscheiden nach Schutzflächen, Flächenwidmung für bestimmte Nutzungen und Nutzungsbeschränkungen. Darin kommt eine funktionsgerechte Gliederung nach Art und Intensität der menschlichen Nutzung zum Ausdruck, die an der jeweiligen Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts und an der Wahrung eines typischen Landschaftsbildes orientiert ist." (S.71)

Es ist also alles unter Kontrolle.

Nicht nur im nachfolgenden Abschnitt bleibt die Unterscheidung zwischen den Kategorien "Bestand" und "Entwicklungsvorschlag" unklar. Beide sollen "als verbindliche Aussagen in den Flächennutzungsplan übernommen werden". (S.72, wird in beiden Fällen jeweils so vermerkt) Andernfalls bedarf es einer Abwägung bzw. sorgfältigen Abwägung, immer mit entsprechenden Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen.

Die "Ausgleichs- und Ersatzflächen für den Eingriff durch den Bau der Autobahn A 63" sind bereits unter "Bestandssicherung/Sanierung" aufgeführt, ebenso wie die "Ausweisung von Sukzessionsflächen innerhalb der Anschlußstellen der A 63 und B 48" unter "Bestandssicherung" stehen, womit die Autobahn über den vorweggenommenen Ablauf durchgesetzt wird. (S.76) Die "Immissionsschutzpflanzungen" (S.76) zu den "geplanten Neubauten A 63 und B 48" (S.82) sind jedoch unter "Entwicklung" aufgeführt. Neben der Allgemeingültigkeit der Ziele, z.B. "Möglichst hohe ökologische Leistungsfähigkeit nicht nutzbarer Flächen" (S.76) und der fehlenden lokalen Begründung der Maßnahmen ist die handwerkliche Unsinnigkeit von Ausführungshinweisen zu Maßnahmen bezeichnend. So wird die Verbrachung von Wiesen durch späte Schnittzeitpunkte eingeleitet und die Versaumung von Obstwiesen durch Kompost- und Gründüngung der Baumscheiben gefördert. (S.78) Auch der geforderte plenterartige Rückschnitt der Hecken (ebd.) ist weder arbeitsökonomisch sinnvoll, noch entspricht er einem historischen Vorbild. (vgl. Busch 1989)

Andere Maßnahmen stehen gegen jeden gesunden Menschenverstand. So macht die Forderung "Abbau eines Teils des Campingplatzes Sippersfeld (auf Talwiesen im Auenbereich)" (S.80) verknüpft mit der Forderung nach dem "Erhalt eines Teils des Campingsplatzes Sippersfeld, jedoch dessen Beschränkung auf Hangwiesen" (ebd.) keinen Sinn, sondern kommt mit der Verdrängung von Wohnwagen und Zelten auf die schiefe Ebene einer Auflösung des Platzes gleich.

Ansonsten finden sich mehrfach übliche pauschale landespflegerische Entwicklungsziele:

- "- Neuausweisung von Wanderwegen in erlebnisreichen Zonen und im Naherholungsbereich der Siedlungen;
- Versorgung der Siedlungsbereiche mit Freiräumen und Anlagen für Kinderspiel mit mindestens 1,5m² Fläche pro Einwohner, die den Siedlungsschwerpunkten zuzuordnen sind;
- bedarfsgerechte Anpassung der übrigen Siedlungsgrünflächen bei Siedlungserweiterungen." (S.80)

Den Abschluß der Entwicklungskonzeption bilden die Hinweise auf Folgeplanungen zur Umsetzung der "landespflegerischen Zielvorstellungen" (S.83): "Planungsbeiträge mit parzellenscharfen Aussagen" wie "nach Landespflegegesetz erforderlich". Damit sind die möglichen Folgeaufträge für das Planungsbüro beschrieben.

Was bedeutet nun dieser Stand der Technik?

Für die administrative Verwaltung wird die Durchsetzung von Maßnahmen erleichtert, darüber daß festgelegt wird, wo was gemacht werden kann - "im Interesse von Natur und Landschaft".

Die Leute vor Ort können sich kaum mehr gegen solche "guten" Entwicklungen wehren, auch da in der Methode und im Gutachten selbst viele Entscheidungen vorweggenommen sind, die aber nicht mehr zur Diskussion stehen.

Für die PlanerInnen schließlich wird hier die Arbeitssituation als "verlängerter Schreibtisch der Administration" festgeschrieben. Ausgehend von den gesetzlichen Vorgaben, den planerischen Vorgaben und den "fachlichen" Grundlagen bleiben kaum Entscheidungsspielräume. Die bearbeiteten Orte sind austauschbar wie die Formulierungen im Text. Die Arbeit wird zur erfüllenden Computerarbeit. Das Ergebnis beinhaltet wiederum die Vorgaben für nachfolgende Aufträge und schafft neue "Sachzwänge".

III. Teil - Einen Ort verstehen, eine Arbeitssituation und die Hochschule

Im zweiten Teil dieses Vortrags ist ausführlich belegt, daß sich auch der Landschaftsplan der 2. Generation nicht um das Verständnis des Ortes bemüht, einen deduktiven Zugang, der computerkompatibel ist, zu Landschaftspotentialen usw. wählt und damit zerstörerische Folgen für lokale Existenzen besitzt. Garniert, bzw. umgarnet ist dieser Landschaftsentwurf mit einer propagandistischen Wissenschaftssprache und Wissenschaftlichkeit, die uns jedesmal wieder ungläubiges Staunen über soviel ungewollte Selbstparodie abverlangt (vgl. Pörksen 1989: 72ff). Es braucht eben kein Verständnis des Ortes für das Machen im Gleichschritt mit dem Fortschritt.

Da, denken wir, entspricht unser SOS-Seminar den in Arnoldshain dargestellten Methoden der gängigen Landespflege genau nicht; was im folgenden nochmal von uns nachgezeichnet werden soll.

Rote Fäden

Im Verlauf des SOS-Seminars in diesem Semester (WS 1991/92) haben wir sehr unterschiedliche Beiträge zur Landschafts- und Freiraumplanung gehört und debattiert. Der rote Faden, den diese Beiträge gemeinsam haben, liegt in der Methode, in der Philosophie und dem Handwerkszeug beim Zugang/Umgang mit dem jeweiligen Thema.

So haben wir über einen konkreten Bebauungsplan für eine Gemeinde, zum 'Migge-Garten' auf der BUGA-Dortmund 1991 und zu einer Siedlung der 30/40er Jahre in Kassel etwas gehört. Aber auch zum 'Reisen', zur Professionsgeschichte, zur Geschichte der Allmende oder des Naturschutzes und des Landschaftsgartens. Auch einen Spaziergang übers Grünland von Elgershausen, Kritik am 'Wohnen im Park' oder eine Freiraumplanung für Weimar waren Themen der jeweiligen Seminarbeiträge.

Diese verschiedenen Themen mit ähnlichen Zugangsweisen (, die sich lokal aber wieder sehr differenzieren,) und den jeweiligen Absichten, Thesen und Arbeits- bzw. Lernerträgen der einzelnen Seminarbeiträge beinhalten für uns jede Menge Beispiele und Vorbilder für unser planerisches Lernen und Arbeiten. Damit ist auch die am Fachbereich herumgeisternde These vom "ewig gleichen in den kleinen, grünen Büchern" (damit sind dann die Notizbücher der "Kasseler Schule" gemeint) widerlegt; diese wird sogar zu einer unbelesenen Verleumdung unserer professionellen Arbeit. Nun sind die Beiträge in den Notizbüchern oder zum SOS-Seminar aber auch nicht beliebig: Ihnen liegen bestimmte Prinzipien, rote Fäden eben, zugrunde, die sich durch viele Arbeiten zur Landschafts- und Freiraumplanung ziehen.

Sehen und Verstehen

Dabei geht es zunächst einmal immer um ein 'Sehen und Verstehen' des (Arbeits-)Ortes. Eine kritische Beschreibung und Analyse der aktuellen Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Produktionsweisen und -verhältnisse steht im Mittelpunkt unserer Arbeit. Dazu gilt es sich kundig zu machen: vegetationskundig, siedlungstypenkundig, professionskundig usw. Dieses Prinzip des Lernens aus eigener Erfahrung und aus der vorgeleisteten Arbeit anderer, um zum Verständnis, d.h. zur eigenen Position, zur kundigen Meinung oder "Anwesenheit im Lauf der Dinge" (Bloch 1963/1985: 91f) zu kommen, haben wir hier im Seminar immer wieder gehört. Dazu zwei Beispiele, einmal von der LAPKO 1991 in Höxter und zum zweiten aus dem Spaziergang von Jutta und Ute zum Grünland in Elgershausen (dieser Spaziergang ist auch als Beitrag in diesem Notizbuch enthalten). Die LandschaftsplanerInnenkonferenz, kurz: LAPKO, in Höxter war ein Anlaß für uns (Bernd, Christoph, Henrike, Käthe, Matthias, Petra), dort eine Arbeits-

gruppe anzubieten. In der wollten wir, wie wir es für eine Veranstaltung, auf der sich StudentInnen der verschiedenen Hochschulen zu einem Meinungs austausch treffen, für richtig halten, über verschiedene Lernsituationen an den jeweiligen Fachbereichen der Unis/FHs reden; über unsere eigenen Erfahrungen also. Und es ging uns nicht um eine falsche und frustrierende, weil von Orten und Erfahrungen abgetrennte Diskussion einer abstrakten Unireform oder utopischer Lernmodelle. Wir haben also nichts entworfen oder entwickelt, sondern uns um das 'Verständnis der Dinge' bemüht. Dabei haben wir dann ja auch viel gelernt...

Jutta und Ute haben es in ihrem Beitrag deutlich auf den Punkt gebracht, indem sie ihre Vorgehensweise den Anforderungen der Berufspraxis, wie sie auch im beschriebenen rheinland-pfälzischen Beispiel deutlich werden, gegenüberstellen: Die Praxis fordert kein Verständnis, sie fordert Bewertung nach Schema, d.h. Erfahrungen (eigene wie andere) zählen nichts. Statt einem kundigen Gang über das Grünland einer Gemarkung, mit den dazugehörigen Fragen, Blicken, Verständnissen und Irrtümern - einer Menge Arbeit also, wird Erfahrungslosigkeit und Distanzierung von der eigenen Arbeit, von den eigenen Fähigkeiten erwartet. Diese professionelle Schizophrenie wird ja auch immer wieder so benannt. Dazu abermals zwei Beispiele aus Höxter

Zur dortigen Podiumsdiskussion war u.a. der Leiter des Göttinger Grünflächenamtes eingeladen. Bei seinem 'Eingangsstatement' betonte dieser, nicht als Mensch der Verwaltung, sondern als Privatperson zu sprechen. Das ist genau die Distanz, die in der Landespflege gewünscht ist, keine eigene, professionelle Meinung erlaubt und damit sich, seine Arbeit und deren Folgen nicht ernst nimmt. Und ein Student berichtete von seinem (Planungsbüro-)Chef, der sich als Mitglied des BUND darüber aufregt, daß der BUND seine Renaturierungsplanungen, die er als Büroleiter bearbeitet, nicht kritisiert. Denn als BUNDler hätte er viel an seiner eigenen Planung auszusetzen, aber die ökonomischen Sachzwänge würden ihm seine konfliktscheuende, widerspruchsfreie Arbeit abverlangen.

Arbeits-Philosophie

Gegen solcherlei Schizophrenie, Verständnislosigkeit und Erfahrungslosigkeit und -unfähigkeit schreiben I.M. Hülbusch und K.H. Hülbusch schon 1980:

"Wo bleibt denn nun die Handlungsorientierung, die Macherqualität, die Dienstanweisung? Ganz einfach: nehmen wir die Situation, die Lebensverhältnisse, die Urteile doch mal ernst. Und versetzen wir uns ernsthaft nicht nur in anderer Leute Situationen, sondern auch in unsere eigene. Sagen wir doch ab und zu mal statt 'man' auch 'ich'. 'Ich' vertrete die Auffassung; 'ich' bin der Meinung - und nicht: die Wissenschaft, die Disziplin, der Stand der Technik, die Staatsräson machen meine Meinung. Identifizieren wir uns statt über Identifikation zu rasonnieren." (Hülbusch/Hülbusch 1980: 1535)

Sich selbst ernst nehmen, die eigenen Absichten und die eigene Prognose offen zu sagen, sich darüber zu streiten, ist dann die Folge sowohl aus dem Verständnis als auch aus der eigenen Identifikation.

Das gilt auch schon an der Stelle, wo ich einen Auftrag erhalten möchte, ein Angebot abgebe und Auftragsverhandlungen zu einer Prüfung für mich, für meine professionelle Sicherheit, meine Erfahrungen wird. - Wie auch dieser Vortrag.

Wissenschaft und Alltagswissen

Dafür gilt es dann aber auch das Verhältnis von PlanerIn bzw. Wissenschaft und den BewohnerInnen bzw. BewirtschafterInnen des Landes nachzudenken. Zum Wissen von Wissenschaft und dem Zugang zur Geschichte eines Dorfes schreibt John Berger, der als Schriftsteller, Wissenschaftler in einem Dorf lebt:

"Wir bleiben Fremde, die es sich ausgesucht haben, hier zu leben. Wir sind der Zwänge enthoben, die das Leben der meisten im Dorf bestimmt. Ausschuchen oder wählen zu können war schon ein Privileg. Doch die Art unserer Wahl, nämlich inmitten der Arbeit und des Lebens der Gemeinde zu leben und nicht isoliert zu bleiben, hat unmittelbar auch einen Nachteil, ja nach hiesigen Begriffen das Fehlen eines Privilegs bloßgelegt. Dieser Nachteil war unser relativer Mangel an Wissen, im Praktischen wie im Gesellschaftlichen. Jeder, von den Schulkindern angefangen bis hin zu den Großeltern, wußte über bestimmte Aspekte des Lebens hier mehr als wir. Jeder war in der Position, wenn es ihm danach war, uns belehren oder uns Informationen, Hilfe, Schutz anbieten zu können. Und viele taten das auch." (Berger 1984: 15f)

Zum Verhältnis von Planer und Bauer, das sich aus Bergers Beschreibung folgert, schreibt Hülbusch 1987:

"Akademiker leben nicht von den Plänen, die sie für andere Leute ausdenken. Das ist nicht nur fürs Land so und gilt da auch. Wenn ihre Empfehlungen in der Realität, im existenziellen Alltag scheitern - dann ist das nicht ihr Problem, weil ihre Ökonomie abstrakt und institutionell, nicht über den Erfolg der Produktion und der Arbeit am Markt gesichert ist. Diese Kenntnis macht uns vorsichtig; wir haben kein fertiges Rezept - aber eine Position." (Hülbusch 1987: 119)

Zurück zum Studium

Und da läßt sich dann auch unmittelbar wieder an unser Studium anknüpfen, in dem wegen einer bestimmten Form - dem Projektstudium - noch lange keine Inhalte und die dazu notwendigen methodischen Voraussetzungen gelehrt und dementsprechend auch gelernt werden. So ist die Anforderung der Studienpraxis (analog zur im zweiten Teil beschriebenen Berufspraxis) der Entwurf. Oder die "be-gründete" Wissenschaftlichkeit, die, wie Berger es ja deutlich beschreibt, eben gar nicht so begründet, so wissend ist. Grundlagenforschung, Soziologie und Empirie ersetzen niemals Alltagswissen. Aber genauso wird ja getan, bzw. damit werden Machtverhältnisse manifestiert, wie es ja z.B. Hülbusch benennt. Denn die Form der Wissenschaftlichkeit wird immer über Macht durchgesetzt. Macht z.B. über das Lehrangebot in der 0-Phase des Studiums, über Besetzungen und

Berufungen. So werden dann aus Projekten kleine oder große Entwürfe, ganz wie an den altehrwürdigen Architektur- oder Gartenkunst-Fachbereichen. Dennoch bietet dieses Projektstudium Möglichkeiten für das Lernen von Freiraum- und Landschaftsplanung. Wie das jede/r für sich organisiert, läßt sich jedenfalls nicht allein mit Formalismen regeln. Wenn die entsprechende Lehre und das sich daraus ergebende Lernen stattfindet, braucht es 'nur' den Rahmen, der Möglichkeiten läßt. Dafür, daß es eine derartige Lehre gibt, braucht es vor allem Lehrende, die Lust an einer inhaltlichen Arbeit an der Hochschule haben und eine Lehre und ein Lernen zusammen mit StudentInnen der Landschaftsplanung organisieren. Solcherart ambitionierte Lehrende wurden allerdings, solange wir hier studieren, auf formaler Ebene nicht akzeptiert, bzw. als Personen und in ihrer Arbeit diffamiert und vertrieben. Damit werden die Bedingungen für ein Studium der Freiraum- und Landschaftsplanung immer enger. Das ist in der Berufspraxis ganz ähnlich. Es bleiben aber Möglichkeiten. Dafür heißt es, sich dann selbst ernst zu nehmen, zu prüfen, welcher Weg, welche Situation, welche Studienreise mir gefällt und sich entsprechend Zeit lassen zum Lernen, zum Arbeiten an Inhalten. Das ist oft sehr anstrengend, manchmal auch zu anstrengend (für alle Beteiligten...) - macht aber viel Sicherheit, Selbstwert und Spaß.

"So stehen am Ende unserer Arbeit nicht weniger offene Fragen im Raum als vorher. Und trotz all der neuen Unsicherheiten ist unser Selbstvertrauen gewachsen und auch die Freude am Lernen." (Kurowski/Tepe 1991: 119)

Nachsatz vom 17.1.93

Gerade der Schluß unseres Vortrags versucht einen Ausblick auf das weitere Lernen-Können der Landschaftsplanung in Kassel. Jetzt, nach fast einem Jahr sind die Bedingungen eher noch schlechter als damals. Am Fachbereich werden gerade die letzten Professuren verramscht (vgl. Massenausschreibung der GhK FB 12/13-Professuren in der Zeit vom 7.1.93) So wird z.B. zu der seit Jahren diskutierten Professur 'Naturschutz in der Landschaftsplanung' nur noch ein Stellenangebotstext im Zusammenhang mit einer zweiten Professur 'Stadtökologie und Freiraumplanung' veröffentlicht. Ein derartig unseriöses, geschichtsloses Angebot lädt die zukünftige Professorin, den zukünftigen Professor zu einer fortschrittlichen Arbeit in Kassel ein ohne Blick auf einige Jahre Berufungsgeschichte mit einer fundierten inhaltlichen Diskussion. Damit wird für ein Studium der Landschaftsplanung in Kassel abermals eine Mangelsituation weiter verfestigt und vom Fachbereich machtvoll durchgesetzt. Unter uns StudentInnen der Landschafts- und Freiraumplanung hat seit dem letzten Jahr eine widerständige (gegen den Fachbereich) und fruchtbare (für uns) Debatte über das 'Lernen und Lehren in der Landschaftsplanung' in Projekten,

Diplomen und Seminaren begonnen. Die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten eines Lernens und Arbeitens in der Landschaftsplanung sind Thema. Damit geht es uns abermals um das Verständnis einer Situation, deren scheinbarer auswegloser Bedrohlichkeit wir über dieses Verstehen individuelle Wege zur und in der Landschaftsplanung entgegensetzen.

Literatur

- Bäuerle, Heidbert/ Hesse, Frank/ Hülbusch, Karl Heinrich/ Kienast, Dieter (1979): Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Kasseler Schriften zur Geografie und Planung. Urbs et regio 11/1979. Kassel.
- Berger, John (1984): SauErde. Geschichten vom Lande. Frankfurt/M.
- Bloch, Ernst (1963/1985): Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankfurt/M.
- Brake, Klaus (Hrsg.) (1973): Architektur und Kapitalverwertung. Veränderungstendenzen in Beruf und Ausbildung von Architekten in der BRD. Frankfurt/M.
- Busch, Dietrich (1989): Hecken und Hecken-schützen. Diplomarbeit am Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung der Gh Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta/ Hülbusch, Karl Heinrich (1980): Aus und Einsperrungen. in: Bauwelt Heft 36/1980. S. 1530-1535. Berlin.
- Hülbusch, Karl Heinrich (1987): Nachhaltige Grünlandnutzung statt Umbruch und Neuansaat. in: AG Bäuerliche Landwirtschaft (Hrsg.): Naturschutz - durch staatliche Pflege oder bäuerliche Landwirtschaft. S. 93-126. Rheda-Wiedenbrück.
- Kurowski, Matthias/ Tepe, Andreas (1991): Wo liegt denn nun eigentlich das Problem? Die Formulierung eines landschaftsplanerischen Auftrags. Diplomarbeit am Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung der Gh Kassel.
- Landesamt für Umweltschutz und Gewerbeaufsicht Rheinland-Pfalz (Hrsg.) (1991): Landschaftsplanung Winnweiler. Beitrag zur Flächennutzungsplanung der Verbandsgemeinde Winnweiler, Donnersbergkreis. Oppenheim.
- Nadolny, Sten (1990): Das Erzählen und die guten Absichten. Münchener Poetik-Vorlesungen. München.
- Pörksen, Uwe (1989): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart.
- von Werlhof, Claudia (1986): Geschlecht und Arbeit. Zur Geschichte der Frauenforschung an der Universität Bielefeld - Anhörung zur C3-Stelle "Frauenforschung" an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld am 6.11.1986. in: taz vom 24.12.86. S. 20-23. Berlin

DIE RIEDWIESENSIEDLUNG IN KASSEL -

EINLEITUNG

Wir sind das erste Mal vor Monaten während eines Stadtspazierganges durch die Straßen der Riedwiesensiedlung hier in Kassel gelaufen, waren begeistert - und sind es immer noch - von dem ganzen 'Grünkram', der sich vornehmlich aus alten Obstgehölzen wie Kirschen, Äpfeln, Birnen, ja sogar Pfirsichen und den selten gewordenen Quitten zusammensetzt. Oder die als Straßenbäume wegen der engen Wege direkt hinter den Lattenzaun gepflanzten Birken, die zusammen mit 'grünen Wänden' aus allerlei Blütensträuchern die kopfsteingepflasterten Straßen mit ihren einseitigen Bürgersteigen begleiten. All dies vermittelte uns das Gefühl in eine etwas überdimensionierte Schrebergartenkolonie geraten zu sein.

Hinter den Zäunen gefielen uns die interessanten Häuser mit ihren hohen, spitzen Dächern, die verhältnismäßig groß und einander sehr ähnlich, durch ihren meist großen Abstand von der Straße und auch voneinander, sich dennoch in ihrer Wirkung zurückhielten.

Ja, und natürlich die Gärten: voll blühender Stauden, die eine kundige, zugleich eine ordnende, wie tolerante Hand verrieten.

Ebenso die Nutzgärten, in welchen schon mal der Weißkohl im Vorgarten steht, zusammen mit der Sonnenblume, die sich nach dem Licht den Hals verdreht.

Und all die anderen Nutzungen und Details, die wir in den Gärten sahen: das Kaninchen im ehemaligen Kinderlaufstall, der Alte, der die Zeitung über dem Gesicht sein Mittagschläfchen im Schatten des Pflaumenbaumes hält, der Sandhaufen, der einfach vor die Terasse geschüttet, voll mit Förmchen und Eimern ebenso wie die kreidebemalte Straße, eifriges Kinderspiel verrieten. Kurz und gut: es war alles so nett und einladend, daß wir uns vorstellten, dort auch wohnen zu können.

FRAGESTELLUNG UND THESEN

Eine wichtige Form freiraumplanerische Lernerfahrungen zu sammeln, ist die Möglichkeit aus Beispielen zu lernen. Wichtig ist es dabei eine Fragestellung zu entwickeln, die über ein bloßes Betrachten des äußeren Erscheinungsbildes hinausgeht. Oder wie Jane Jacobs es beschrieb:

"...ganz genau und mit so wenigen Voraussetzungen wie möglich die alltäglichen Szenen zu betrachten und zu versuchen sich darüber klar zu werden, was sie bedeuten und ob aus ihnen prinzipielle Gedankengänge abzuleiten sind." (JACOBS. J. 1963: 17)

Erst eine solche Betrachtungsweise ließ uns über die anfangs eher touristisch geprägte Wahrnehmung der Riedwiesensiedlung - und den dazugehörigen falschen Annahmen - hinaus, eine sicherere Interpretation der gesehenen Phänomäne zu.

Wir wollen nun erkunden, welche Prinzipien in der Riedwiesensiedlung den von uns wahrgenommenen Phänomänen zugrundeliegen.

Weiter wollen wir fragen, wie diese Prinzipien in Ausstattung und Organisation freiraumplanerisch zu bewerten sind, d.h. wie sie sich im Positiven, wie im Negativen auf das vollständige Wohnen, das 'Hausen' auswirken.

Zuletzt soll unsere Frage sein, welche methodischen und inhaltlichen Lehren wir am speziellen Beispiel Riedwiesensiedlung für unser Lernen und unsere tägliche planerische Arbeit ziehen können und welche planerischen Aussagen wir unter Zuhilfenahme unserer neuen Lernerfahrungen als Prognose für die Zukunft der Riedwiesensiedlung machen können.

Dazu haben wir zwei banal scheinende Thesen gebildet, die uns als roter Faden dienen sollen:

Die inhaltliche These ist, daß bestimmte bauliche - im Sinne von 'Innen- und Außenhaus' (vgl.HÜLBUSCH,I.M. 1978) - und zumindest eigentumsähnliche Organisationsformen, bzw. Voraussetzungen zum 'vollständigen Hausen' gehören.

Im ersten Teil unserer Prüfung wollen wir deshalb etwas zu 'Innen- und Außenhaus' in der Riedwiesensiedlung sagen. Im zweiten Teil werden wir uns mit der Organisationsform und Ideologie von Siedlungsplanung und Genossenschaft auseinandersetzen.

Die methodische These ist, daß der erste Blick trügerisch ist, vielleicht sogar gefährlich, wenn aus ihm unreflektiert planerische Schlüsse und Leitbilder abgeleitet werden. Zuletzt soll deshalb auf Lernerfahrung und Prognosen eingegangen werden.

SIEDLUNG UND HAUSTYPEN

Die Siedlung

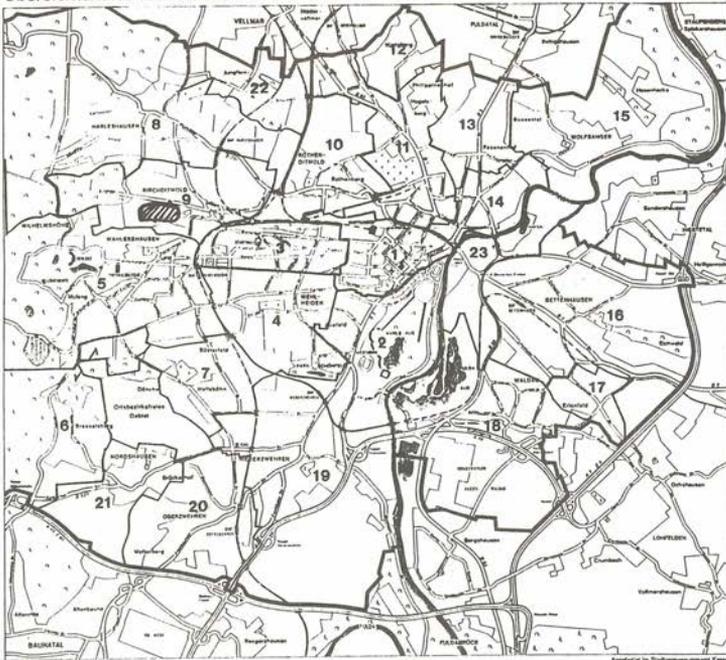
Die Riedwiesen-Siedlung liegt in Kassel-Kirchditmold unterhalb der Schanzenstraße, Richtung Wahlershausen/Rammelsberg. Diese Siedlung ist von einer Erbbaugenossenschaft, die vornehmlich aus Lehrern und Beamten zusammengesetzt war, in der Zeit zwischen 1925 - 1931 in 6 Bauabschnitten und 39/40 in einem 7. Bauabschnitt gebaut worden. Die im 2. Weltkrieg zerstörten Häuser wurden teilweise 48/49 mit "Nachbarschaftshilfe" aus alten Trümmern wieder aufgebaut. Teilweise (vor allem "Am Hohen Rod") entstanden in den 50er Jahren neue Gebäude.

Von der Organisation der Straßen und ihrer Breite, sowie von der großzügigen Lage der Häuser in den großen Gartengrundstücken haben wir es mit einer üppigen, eben von Beamten für Beamte, geplanten und gebauten Form der Kleinhaus-Siedlungen zu tun.

Bis in die 30er Jahre war die Siedlung nur vom Berggarten her erschlossen. Die Siedlung lag also mitten in der Feldflur und war daher wie ein eigenes Dorf organisiert. So wurde eben auch oft das "Wohnen mit ländlichem Charakter" in den Riedwiesen betont, - was immer auch damit gemeint war.

Heute wohnt mann/frau dort immer noch zur Miete. Die Erbbaugenossenschaft selbstverwaltet immer noch "ihre" Häuser, mit ehrenamtlicher Vorstandsarbeit und 1,5 Verwaltungsangestellten. Dabei beschränkt sie sich auf die Mietabwicklung und Renovierungsarbeiten an den Häusern. Die Gärten, deren Ausstattung die anfangs beschriebene Atmosphäre der Siedlung ausmachen, werden von jeder Mietpartei privat genutzt.

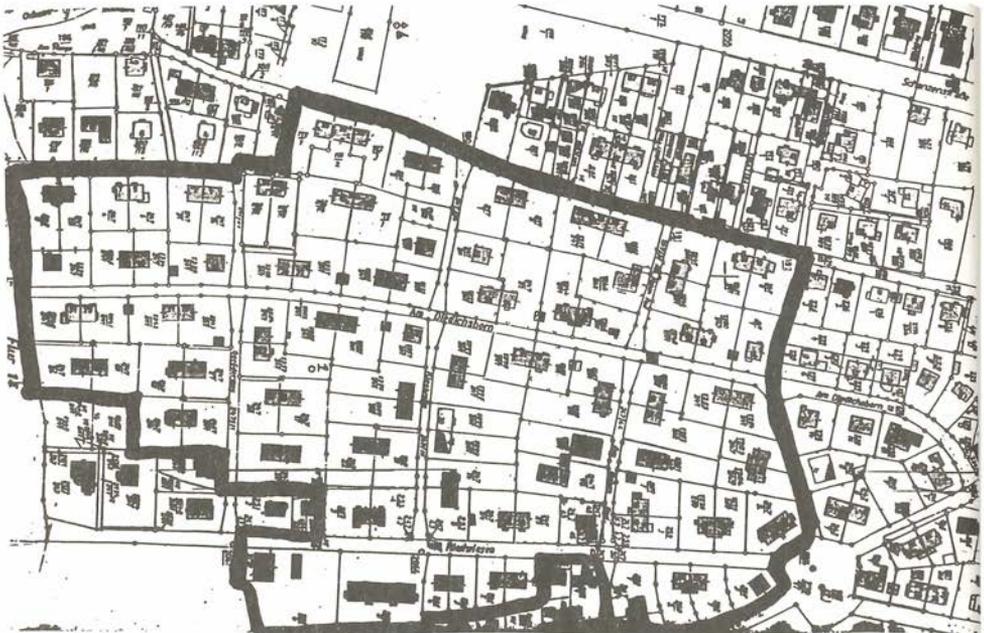
Übersichtskarte von Kassel mit Ortsbezirken



Namen der Ortsbezirke

- | | | | | | | | |
|---------|-------------------------------|---------------------------|-----------------|---------------------------|-------------------|------------------|----------------|
| 1 Mitte | 4 Waldheim | 7 Süsterfeld / Heidehöfen | 10 Rohnröderode | 13 Fasanerhof | 16 Saffertshausen | 19 Hildershausen | 22 Jungfernhof |
| 2 Süd | 5 Wilhelmshöhe / Wallerhausen | 8 Hildershausen | 11 Nord | 14 Wasserhof | 17 Fiedlerhof | 20 Oberndorf | 23 Unterndorf |
| 3 West | 6 Borsdorf | 9 Kirschhof | 12 Philippshof | 15 Wolfanger / Hasenhecke | 18 Wallau | 21 Hildershausen | |

Abb.3



Die Riedwiesen - Siedlung: Lage der Häuser in den Grundstücken + Erschließung

Abb.4

Von den verschiedenen Haustypen

Die Häuser der Riedwiesen-Siedlung wurden vom Architekten Soeder entworfen, der damals Professor an der Casseler Kunstakademie war. Sie haben immer das gleiche architektonische Grundmuster und wurden als Einfamilien-, Doppel-, und Mehrfamilienhaus entworfen und gebaut. Dabei ist der Haustyp mit ca. 80 qm Grundfläche eine große Variante der zur damaligen Zeit häufig gebauten sogenannten "Kleinhäuser", die in der Regel 30-60 qm Grundfläche besaßen. Durch das spitze Dach und einen seitlichen Dachüberstand ergibt sich ein Obergeschoß mit fast gleicher Grundfläche und unterm Dach sind auch noch 2 Kammern untergebracht. So ergibt sich eine gesamte Wohnfläche von mindestens 160 qm (siehe Abb. 5).

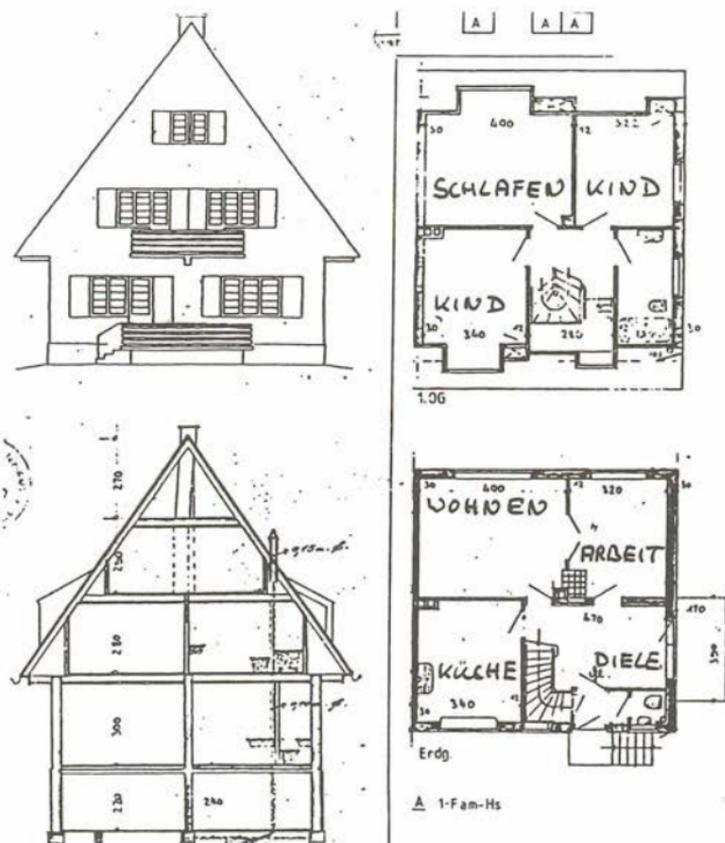


Abb. 5 - Das häufigste Grundriss der verschiedenen Riedwiesen-Typen

Die Raumaufteilung Wohnen, Arbeitszimmer, Küche, Diele im Erdgeschoß läßt ebenfalls auf die Bauherren schließen: Lehrer und Beamte mit einem Arbeitszimmer für ihre geistigen Tätigkeiten. Dies gab es in den Kleinsiedlungshäusern für Arbeiter nicht!

Laut Erbbaugenossenschaft besteht die Siedlung 1990 aus 52 Einfam.-, 34 Zweifam.-, 4 Dreifam.-, 6 Vierfam.-, 3 Fünffam.- und 1 Sechsfam.-Haus.

Um der anfangs beschriebenen Idylle auf die Spur zu kommen und unsere Wahrnehmung zu verfeinern, haben wir versucht verschiedene Typen von Häusern freiraumplanerisch zu unterscheiden. Von der Methode her ist unsere Kartierung und Typisierung auf den Vergleich der Fälle, das genaue Sehen und die Ordnung der Einzelfälle nach Gemeinsamkeiten und Unterscheidungsmerkmalen ausgerichtet (vgl. GINZBURG, C. 1983).

Wir sind bei unserer Typisierung vom Idealtyp des vollständigen Hauses mit Vorgarten und rückwärtigem i. d. Regel abgegrenztem Garten ausgegangen, wie es Biegler 1979 für das sogenannte "elementare Urhaus" beschrieben hat (vgl. BÖSE ,H. !989/1982 115-135). So haben wir Merkmale betrachtet, die den sicheren Gebrauch oder die Verfügbarkeit über Innenhaus und Außenhaus bei den einzelnen Typen unterscheiden oder ihnen gemeinsam sind. Unsere grobe Typisierung unterscheidet zum einen die unterschiedlich ausgeprägte Orientierung der Häuser und ihrer Eingänge zur Straße. Denn daran knüpft sich zum einen der Anteil am öffentlichen, sozialen Leben, oder wie es Jane Jacobs nannte, an der "Verwaltung der Straße" (vgl. JACOBS, J. 1963). Und zum anderen besitzen zur Straße orientierte Häuser häufig die bewährte Abfolge von Straße, Bürgersteig, Zaun, Vorgarten, Haus, Garten und/oder Hof. Eine Einheit von Innenhaus und Außenhaus also:

"Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist", hat es Inge- Meta Hülbusch 1978 auf den Punkt gebracht (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978). Und weiter: Der Lebensraum und seine Verfügbarkeit steht beim Nachdenken über Innen- und Außenhaus zur Debatte (vgl. ebenda). Es geht also um die materiellen Bedingungen für eine mögliche Aneignung von privaten und öffentlichen Freiräumen. Die An-

eignungsfähigkeit beinhaltet die Möglichkeit Alltagswissen zu sammeln, Fähigkeiten zu lernen und zu verinnerlichen und damit auf sich zu vertrauen: "Wissen ist verallgemeinerte Erfahrung" schreibt Marianne Gronemeyer dazu 1988 in ihrem Buch "Die Macht der Bedürfnisse" (vgl. GRONEMEYER, M. 1988). Nutz- bare Orte überliefern dieses Alltagswissen, soziale Kon- ventionen entstehen, und für jede und jeden wird eine Orien- tierung möglich. Als ein lehrreiches und augenfälliges Bei- spiel für eine solche Organisation des Hauses ist z.B. das Reihenhaus schon vielfach beschrieben.

Wir haben also die Orientierung von Haus und Eingang zur Straße, die Lage der Häuser im Grundstück und daraus resul- tierendes Vorne und Hinten, sowie Wege zur Haustür und die weiteren Aus- bzw Eingänge als Merkmale für unsere grobe Unterscheidung benutzt. Alle anderen Ausstattungsmerkmale wie Zäune, Gartennutzungen, Vegetationsausstattung sind bei einem auf eine Siedlung begrenzten "Vergleich der Fälle" nur bedingt aussagefähig, da sie vor allem durch soziale Konven- tionen und die Geschichte, sowie die Wohnverhältnisse der Siedlung bestimmt sind. Unsere grobe Einteilung diente dabei zunächst unserem Verständnis der Siedlung, ihrer konkreten Organisation und ermöglicht daran anschließend eine nachvoll- ziehbare Debatte über die Architektur und die damit gebaute Ideologie in der Riedwiesen-Siedlung. Bei unserer Kartierung und Typisierung hat uns die Diplomarbeit von Bernd Harenburg und Ingeborg Wannags "Von Haustür zu Haustür ", 1991 hier am Fachbereich veröffentlicht, weitergeholfen.

Unsere verschiedenen Typen sehen dann so aus:

Wir beschreiben 2 verschiedene Typen von Einfamilienhäusern, 4 verschiedene Doppelhaustypen und 2 Mehrfamilienhaustypen. Allen Typen ist auf den ersten Blick gemeinsam, daß die Lage der Eingänge nach Norden bzw. Osten orientiert ist, während die Wohnräume und Balkone oder Terrassen nach Süden oder Westen liegen (siehe Abb. 6).

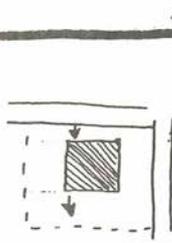
Zu den Einfamilienhäusern:

Der Typ A steht auf einem Eckgrundstück. Er ist von der Lage im Grundstück straßenorientiert, d.h. es gibt eine Art Vor- garten und einen Garten hinten. Der Hauseingang liegt zur

Piedvörsen - Siedlung

Typisierung der Häuser und Gebäude

1-Fam. Häuser



Typ A

- Bauphase III -

Schlafzimmer, Eingang vorne, Zugang zum Hintern

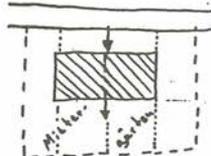


Typ B

- Bauphase II-IV -

mit Vorgesell, Eingang vlt. von Hintern, kein Vorne/Hintern

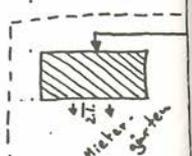
Mehrfamilien - Häuser



Typ A

- Bauphase III/IV -

Schlafzimmer, 2 Spinn, Zellen, Eingang, Vorne und Hintern, nicht Garten



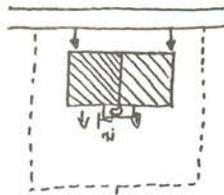
Typ B

- Phase IV III +

Schlafzimmer - alle, Eingang, Zellen, kein Vorne - Hintern, keine Schlafzimmertür, SD, keine Wiederaufbau

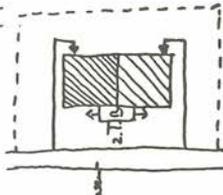
Doppelhäuser

Schlafzimmer, Eingang vorne, keine Zugang zum Hintern



Typ A

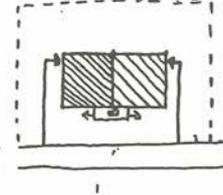
- Bauphase III -



Typ B

- alle Bauphase

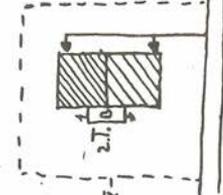
Zwischengesell, Eingang Hintern, kein Vorne/Hintern



Typ C

- Bauphase I -

Schlafzimmer, Eingang vorne, keine Zugang zum Hintern, alle Zugang vlt.



Typ D

- Bauphase III-IV -

Wohnraum, Schlafzimmer, keine Zugang zum Hintern, keine Zugang zum Hintern

[Das Beginn des Zield 8]



Abb. 6

Straße nach vorne und es gibt einen zweiten Ein- bzw. Ausgang nach hinten zum Garten. Der Typ B steht ebenfalls auf einem Eckgrundstück, ist aber weit ins Grundstück zurückgesetzt. Der Hauseingang ist seitlich oder hinten, teilweise gibt es einen zweiten Ausgang aus dem Keller oder über den Balkon/die Terasse. Dieser Typ entspricht der Villa im Grünen, die nur über viel Abstand oder Abpflanzung eine Privatheit im Außenhaus erhält. Bei manchen Eckgrundstücken lag früher der offizielle Eingang erkennbar an der Hausnummer und Straßenzugehörigkeit noch ungünstiger und wurde daher nachträglich von den BewohnerInnen auf die Seite verlegt (siehe gestrichelte Linie im Schema).

Zu den Doppelhäusern:

Der Doppelhaustyp A ist straßenorientiert, hat den Eingang vorne und besitzt zum Teil einen Kellerausgang zum großen privat nutzbaren Garten nach hinten. In der Regel gibt es keine Zäune als Grenzen zu den Nachbarn, zum Doppelhaus-Nachbarn teilweise (vor allem von uns vor dem Haus beobachtet) gar keine sichtbare Grenze. Der Typ B ist die doppelte Villa. Sie liegt zurückgesetzt von der Straße, der Hauseingang ist hinten, es gibt teilweise Kellerausgänge. Es ist der gleiche architektonische Bautyp wie Typ A, der 'nur' nach der Sonne gedreht ist. Der Balkon liegt also immer noch nach Süden, allerdings auch zur öffentlichen Straße. Auch hier ist es die typische (gedoppelte) Villa im Grünen, die nur per Weggrünen oder viel Abstand privat nutzbare Freiräume erhält. Der Typ C besitzt einen seitlichen Hauseingang. Er ist von der Straße ins Grundstück zurückgesetzt. Mal liegt der Seiteneingang seitlich vorne mal hinten, je nachdem wie der Grundriss (und damit entsprechend die Diele) zur Sonne gedreht ist. Steht das Haus auf einem Eckgrundstück ergibt sich ein Seiteneingang von vorne, mit einem sehr tiefen Vorgarten. In diesem Prototyp des Architekten Soeder steckt die Idee der Zeilenbebauung schon drin: Viel Abstandsfläche rund um das Haus, das immer entsprechend zur Sonne gedreht wird. Der Typ D markiert dann noch deutlicher den Beginn der Zeile. Er besitzt eine Wohnwegerschließung für FußgängerInnen. Das Haus ist als Zeilen-Villa von der Straße weit weggerückt. Für die vorderen

BewohnerInnen ist eine private Gartennutzung nur noch mit größtem Weggrünaufwand möglich. Teilweise schafft der großzügige Abstand zum Nachbarn/ zur Nachbarin noch etwas Privatheit.

Zu den Mehrfamiliengebäuden:

Beim Gebäudetyp A handelt es sich um einen straßenorientierten Zweispänner mit Kellerausgang. Es besteht ein Vorne und Hinten mit Mietergärten. Für ein Vierfamilienhaus ermöglicht die Lage dieses Gebäudes und seine Orientierung noch eine Nutzung der hinten liegenden, parzellierten Mietergärten. Dennoch ist für die im ersten Stock Wohnenden kein vollständiges Haus verfügbar. Der Typ B ist die Geschoßwohnungsbauzeile mit Wohnwegerschließung. Die Lage ist mitten im Grundstück, d.h. nicht mehr an der Straße orientiert. Er läßt eine private Gartennutzung mit Mietergärten für 4 oder 5 Parteien nur bei einem großen Grundstückszuschnitt zu. Bei den Bauphasen IV und V gibt es noch wenigstens diesen großen Grundstückszuschnitt, in den 50er Jahre Wiederaufbauten gibt es auch den nicht mehr.

Zusammengefasst:

Bei der Beschreibung der Typen wird eine Abfolge vom Haus über die Villa zum Zeilen- und Geschoßwohnungsbau deutlich. Alle drei Typen A lassen durch ihre Straßenorientierung eine private (Garten-) Nutzung zu, bei den Typen B vom Einfamilien- und Doppelhaus bleibt nur das Weggrünen oder der Abstand der Villa auf großem Grundstück als Möglichkeit zu einer privaten Nutzung. Schon beim Doppelhaustyp C und noch stärker beim Typ D und dem Mehrfamilienhaustyp B zeigt sich die Abwendung des Hauses von der Straße. Ein Gebäude zum Wohnen ohne Vorne und Hinten ist das Ergebnis. Jede Orientierung und damit verbundene Möglichkeiten der Aneignung entfallen. Verwirrung im Wohnen entsteht: Angelika Nagl hat es in ihrer Diplomarbeit so beschrieben:

"Ja, was denn nun? Ist nun das Hinten das Vorne und das Vorne das Hinten, oder ist das Hinten gleichzeitig das Vorne und das Vorne gleichzeitig das Hinten? Aber wenn ich das Hinten, das gleichzeitig das Vorne ist (oder umgekehrt) nicht mehr erreichen kann, wo bin ich denn dann...? Dann kann ich nurmehr in einem bezugslosen Raum sein, der die Distanz zwischen den Gebäuden und der Straße hält, die es im klassischen Zeilenbau ja auch nicht mehr gibt...und dann, dann bin ich im Nirgendwo." (vgl. NAGL, A. 1991).

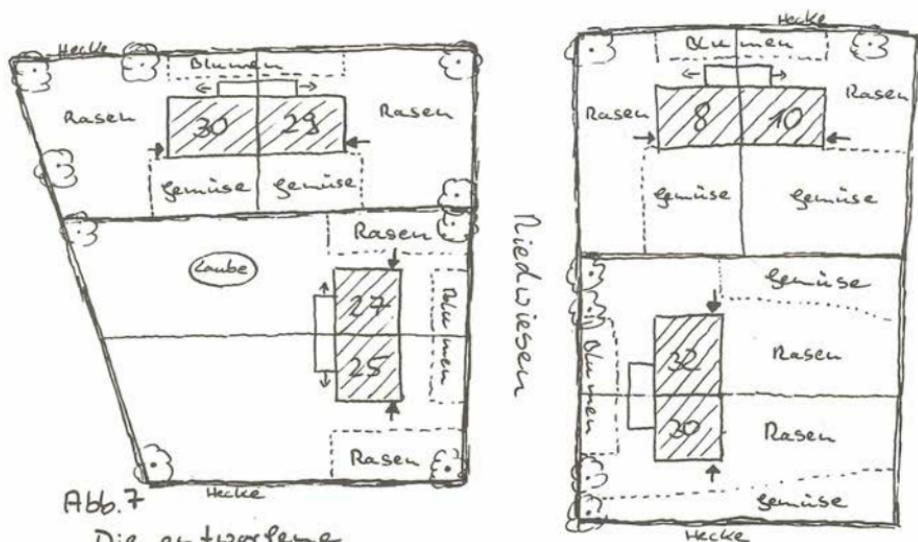
Gerade über die durchgängige Orientierung der Gebäude nach Licht, Luft und Sonne und die sehr aufgelockerte Bauweise wird die damalige Bewegung raus aus den Mietsblocks hin zum gesunden (SelbstversorgerInnen-) Wohnen "auf dem Lande" deutlich. In diesem Ansatz der Gartenstadt- und Kleinhaussiedlerbewegung ist dann auch der Geschoßwohnungsbau der 50er Jahre und die Idee zur Vertikalen Gartenstadt enthalten. In der Riedwiesen-Siedlung wurde für das Wohnen gebaut und nicht an das Haus als Produktionsort gedacht.

So bleibt von Migges Kritik am Gartenrecht als Klassenrecht und seinem Jedermann Selbstversorger (was natürlich jede Frau Selbstversorgerin hätte heißen müssen) hier nicht mehr viel übrig (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1990/1978: 1-15). Die Riedwiesen sind nicht als billige Siedlung für ArbeiterInnen gebaut, die Häuser mit 81 qm Grundfläche (also 160 qm Wohnfläche) benennt Muthesius 1918 als "Werkmeister- oder Beamtenhäuser". - Nochmal zum Vergleich: Arbeitersiedlungshäuser besaßen zwischen 30-60 qm Grundfläche und zumeist kein ausgebautes Obergeschoß - .

Muthesius formuliert auch den naturliebhaberischen Sinn, den die Riedwiesen-Gärten, wie auch die Arbeitersiedlungs-Gärten zu erfüllen haben:

"Indessen, im Ertrag und Gebrauchsnutzen ist zwar ein sehr handgreiflicher, keineswegs aber der innerlich bedeutsamste Vorteil des Gartens zu erblicken. Dieser beruht vielmehr in dem Einfluß, den die Tätigkeit im Garten auf Körper und Seele des Menschen ausübt. Der Garten hält den Hausbewohner ständig mit dem Leben der Natur in Verbindung, führt ihm Werden und Vergehen, Blühen und Reifen, das ewige Spiel der gestaltenden Naturkräfte vor Augen, er bindet so seinen Besitzer gewissermaßen an die Grundlage allen Lebens auf dieser Welt, macht ihn einsichtiger und bescheidener und vermittelt überall lebendige Vorstellungen des Natürlichen, die der Stadtbevölkerung so leicht abhanden kommen." (MUTHESIUS,H. 1918: 256)

Schon bei ihm bleiben also bestimmte Beweggründe völlig verschwiegen, die auch bei den von ihm geplanten Gartenstädten eine Rolle spielen. Sowohl die Gesundheit der Arbeiter und die damit verbundene höhere Produktivität in der Industrie, als auch die Spekulation mit Grund und Boden, die auf dem Rücken der Vorbesitzer des Kleinhaus-Baulandes - den Bauern und Bäuerinnen also - stattfinden, bleiben als kapitalistische Motive hinter dem "sittlichen Wert" vom Garten der Kleinhaus-Siedlung versteckt.



Die entworfene Gartengestaltung Soeders

Beim Entwurf für einen Gartenplan der ersten 4 Doppelhäuser der Riedwiesen-Siedlung, den der Architekt Soeder 1926 zeichnete, wird der Stellenwert der Hausarbeit noch einmal besonders deutlich (Abb. 7). Es ist eine durchgängige Stellung der Häuser mit ihren Wohnräumen nach Süden angestrebt (deutlich sichtbar an Balkon oder Terrasse). Der Großteil des Gartens dient der Repräsentation, schafft Abstand, ist für Erholung gedacht. Eine Einheit von Nutzgarten und Küche, die ja vom vorher gezeigten Grundriss her immer neben der Haustür liegt, wird nicht organisiert. Die Arbeit im Haus wird nicht mitgedacht. Der z.B. in der Wohnung heimische Lehrer hat so sein

Arbeitszimmer nach Süden oder Westen (Feierabendsonne!); die im Haus arbeitende Frau steht derweil in der nord-ost orientierten Küche. Und aus der Waschküche direkt in den Garten auf die Bleiche zu gelangen, ist auch nur in einigen Fällen möglich. An diesem Gartenentwurf (der so nicht verwirklicht wurde) zeigt sich die durchgängige architektonische Konzeption aller Riedwiesen-Haustypen als modernes Wohnhaus zum geistigen Arbeiten und Erholen. Hausarbeit wird als Freizeit gedacht, die zur "sittlichen Wertsteigerung" einen Garten beigegeben bekommt, in dem dann auch ein bißchen Selbstversorgung - quasi als Hobby - betrieben werden kann. Das Haus als Arbeitsplatz für eine tägliche Gebrauchswert-Produktion wird nicht bewußt materiell organisiert. Weder eine "Ökonomie des ganzen Hauses" noch ein Subsistenz- oder Selbstversorger-Gedanke der Arbeitersiedlungen ist aus diesem Entwurf herauszulesen. So zeigt sich die Architektur Soeders und sein Gartenentwurf als eine villenartige, grünplanerische Siedlungsideologie:

"Der Gegenstand der Planung - insbesondere der Grünplanung - (ist) das Repräsentative, die Komposition, die Form, der Schein, das Äußere, während die Frage nach den Arbeitsplätzen des Alltagsbereiches, also der Alltagsproduktion nicht Gegenstand dieser Planung ist." (HELMRICH, B., RÜHLING, S. 1988: 5)

Daß die Riedwiesen-Siedlung aber dennoch eine nicht bedachte freiraumplanerische Qualität hat, das unvorhergesehene Nutzungen möglich sind und waren, zeigt die Geschichte und Bedeutung der Erbbaugenossenschaft, die hier auch eine Geschichte der BewohnerInnen ist.

SIEDLUNGS- UND GENOSSENSCHAFTSIDEOLOGIE

Die Leitbilder für die Planung der Riedwiesensiedlung entstammen einerseits den Villensiedlungen in Stadtrandlage, andererseits dem um die Jahrhundertwende aufkommenden Gartencitygedanken.

Nicht nur die Lage der Einzelhäuser - oft mitten im Grundstück - oder die nicht auf die häusliche Produktion ausgerichtete Organisationsform des Hauses entspringt dem Ideal der Villa (zum Begriff der "Lakaienarchitektur" vgl. Hül-

busch, I.M. 1981: 20f), auch die Lage der Häuser zueinander hat hier zumindest ihre ideologischen Wurzeln.

Diese Stellung beruht auf der Prämisse des größtmöglichen Abstandes voneinander. Durch diese Sozialdistanz soll Prestige signalisiert werden. (Diese Ideologie tradiert sich in den 1-Fam. Haus-Stadterweiterungen der 50er bis 90er Jahre.)

So liegen sich die Häuser an den Straßen nie direkt gegenüber, sondern sind immer 'auf Lücke' gebaut. Zusätzlich rücken die Häuser, welche aufgrund der Südausrichtung mit den Wohn-, bzw. Arbeitszimmern zur Straße orientiert sind, noch ein paar Meter mit der Baulinie von der Straße ab.

Ein anderes Ergebnis dieser Prämisse der Sozialdistanz ist, daß z.B. einige Häuser nicht nebeneinander auf die Haupteerschließungsstraße bezogen liegen, wie es ohne weiteres bei den ohnehin großzügigen Grundstückszuschnitten möglich wäre und damit eine optimalere Ausnutzung des Geländes bedeuten würde, sondern um 90 Grad gedreht an den Seitenstraßen. Dadurch kommen z.T. unmögliche Erschließungssituationen quer durch die Grundstücke zustande, die deren Nutzbarkeit über die bloße Repräsentation hinaus erheblich einschränken.

Diese Entwicklung wird komplettiert durch die ab dem 4. Bauabschnitt durchgeführte Version des Doppelhauses am Wohnweg, also weg von der Straße in die Privatheit, ins hygienische Grün.

(Hier deuten sich in der Ausbildung von Straßen und Wegen verschiedener Hierarchien und die in der Stadtplanung aufkeimenden Leitbilder der Funktionstrennung an. Der Wiederaufbau der 50er Jahre knüpft an diese Entwicklung an und beschert uns den 2-Spänner am Wohnweg.)

Einen weiteren Einfluß auf die Siedlungsgestalt haben die aus der Reformbewegung der Jahrhundertwende stammenden Ideale von Licht, Luft und Sonne, die ihre Umsetzung für die Siedlungsplanung im Gartenstadtgedanken finden.

Diese vom Engländer Howard Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte Utopie einer funktionalen, autarken Kleinstadt im Grünen entwickelt sich aus der Kritik an den miserablen Arbeits- und Lebensbedingungen in Großstädten. In Deutschland fanden die weitreichenden Forderungen Howards: Bodenreform, eigene Verwaltung, großstadtferne Lage, in dieser Form nie ihre

Umsetzung (Wobei Erbbaurecht, Genossenschaftsverwaltung und Stadtrandlage der Riedwiesensiedlung, wie wir später sehen werden, zumindest in eingeschränktem Maße diese Forderungen einlöst.).

Die Gartenstadt beeinflusste hier die Siedlungsplanung aber eher in ihrem Worte wahrsten Sinne: Das eigene Haus mit Garten, eine Stadt von Gärten.

Die insbesondere vom Mittelstand getragene Reformbewegung entdeckte u.a. die 'Liebe zur Natur' wieder. Dazu gehörten neben Licht, Luft und Sonne auch Bewegung, Ernährung, Gesundheit und eben auch der Garten. Die gesunde und 'reinigende' Tätigkeit auf der eigenen 'Scholle' war gesellschaftlich nicht mehr verpöhnt. Sie wurde durch das Bildungsbürgertum als Ausdruck einer ganzheitlichen Geisteshaltung noch vor ihrer Pervertierung durch die Propaganda der Eugeniker und Nationalsozialisten gesellschaftsfähig. 'In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist': diese wiederentdeckte Lebenseinstellung der Mittelklasse wie Lehrern, Beamten, Künstlern fand in der Gartenstadtidee ihr standesgemäßes Wohnformleitbild.

(Die Umarbeitung der Gartenstadt für die 'breite Masse' führte später zur 'vertikalen Gartenstadt' - ohne Gärten, dafür aber mit visuell nutzbarem Park - Le Corbusiers.)

Auf der Grundlage des ebenfalls der Reformbewegung entspringenden, idealisierten Gemeinschaftsgedankens und der nach dem I. Weltkrieg bestehenden wirtschaftlichen Krise bildeten sich durch gesetzliche Reformen begünstigt, zahlreiche Genossenschaften. In diesen fanden ihre Mitglieder eine standes- und zeitgemäße, jedoch ökonomisch günstige Möglichkeit ihre Vorstellungen vom Wohnen im Grünen, in der Natur, auf dem Lande, zu verwirklichen.

In Kassel gründeten im Jahre 1919 Lehrer und Beamte die Erbaugenossenschaft. In ihrer 1. Satzung beschrieben sie ihren Auftrag wie folgt:

"...bezweckt ihren minderbemittelten Mitgliedern gesunde und billige Wohnungen zu beschaffen, dadurch, daß sie auf dem ihr in Erbbaurecht zu überlassenden bebauungsfähigen Gelände Ein- und Zweifamilienhäuser errichten lässt. Die Bebauungspläne werden derartig aufgestellt, daß jeder der zu vermietenden Wohnung eine angemessene Fläche Gartenland und Stallung für Kleinvieh beigegeben werden kann."

Mit diesen Idealen der ökonomischen, sozial tätigen und auf Selbstversorgung aufbauenden Gemeinschaft wirken Genossenschaftsgedanke und gesellschaftliche Mode bzw. Notwendigkeit in begrenztem Maße konträr zu den vom Architekt und den einzelnen Bauherren gehegten Leitbildern von Repräsentanz und Individualität.

Diese beiden Kräfte bestimmen dann auch das Bild der Siedlung, wie das der Häuser: Bildungsbürgerliche Ideale des repräsentativen Lebens auf - begrenzt von - dem Lande in hygienischen Verhältnissen, das in begrenztem Umfang die körperliche Tätigkeit (der Frau) als Ausgleich zur geistigen Arbeit (des Mannes) mit einschließt und bestimmt durch Weltwirtschaftskrise und Gemeinschaftsidealen/-utopien andererseits, der Zwang, der Wille zu einer ökonomischen Wirtschaftsweise, die sich in kostensenkenden Finanzierungsmodellen, Erschließungen (Schmale Straßen), Bauformen (Doppelhäuser, hohes Dach) und Selbstversorgungsmöglichkeiten ausdrückt.

Nach anfänglichen gesetzlichen, organisatorischen und finanziellen Schwierigkeiten kann die Erbbaugenossenschaft mit der Stadt Kassel einen Pachtvertrag über das Riedwiesengelände abschließen, das vorerst den Siedlern und Siedlerinnen als Gartenland zur Verfügung steht. In den Jahren 1925 - 1930 entstehen dann in 6 Bauabschnitten, finanziert mit Eigenmitteln und Krediten, ca. 100 Häuser mit 130 Wohnungen. Die Gartengrößen umfassten ca. 600qm bei einem 1-Familien-Haus, ca. 400qm pro Mietpartei bei einem 2-Familien-Haus und ca. 300qm pro Wohnung bei einem 4-Familien-Haus. Die Nutzung des Gartens lag in der Zuständigkeit der einzelnen Mieter. Anders als z.B. in der Süsterfeldsiedlung, einer Arbeitslosen-Selbsthilfe-Siedlung, die etwa um die gleiche Zeit in Kassel entstand und in der die SiedlerInnen vertraglich zur Gartennutzung verpflichtet waren - und dieser Verpflichtung meist schon aus existenziellen Nöten nachkamen - war es in

der Riedwiesensiedlung zuerst wohl eine ideelle und erst in zweiter Linie eine ökonomische Notwendigkeit.

Anschaulich wird dies besonders in der Schilderung von Bewohnerinnen der Süsterfeldsiedlung bzw. der Riedwiesensiedlung:

"Es war Pflicht den Garten mit Gemüse zu bestellen und Vieh zu halten, denn wir sollten uns selbst ernähren. Ich bin morgens um 5.00 Uhr aufgestanden und habe Gemüse geerntet, die Köze auf den Buckel genommen und habe es in der Stadt verkauft. Meistens hatte ich eine feste Kundenschaft, von wo ich dann Kartoffelschalen für's Vieh mitnahm." (KOPETZKI, C., MOST, D., SCHLIER, J., SLENZKA, H. 1982: ohne Seitenangabe)

Zur gleichen Zeit in der Riedwiesensiedlung:

"Arbeit ist heute das Ersehnteste und es gibt wahrhaft nichts Beruhigenderes als sich im Angesicht des stets gleichmütigen Herkules mit Hacke und Spaten gegen heranahende Notzeiten zu stemmen." (WAGNER, M. 1969/1931)

Der Selbstversorgungsgedanke fand jedoch nicht den in der 1. Satzung der Genossenschaft geforderte Umsetzung: die anfangs vorgesehenen Ställe für eine Tierhaltung wurden nicht gebaut. Kleintierhaltung hat es scheinbar jedoch in beträchtlichen Umfang gegeben. Daß es in der Riedwiesensiedlung wohl wirklich - für viele wohl über das 'nötige' Maß hinaus - ein wenig wie auf dem Dorf zuging, lässt sich u.a. daran festmachen, daß im Jahre 1933 die Haltung von Hähnen durch die Hauptversammlung untersagt wurde.

Das wohl nicht nur wie auf dem Dorf, sondern wie ein Dorf gefühlt wurde/werden sollte beschreibt eine Bewohnerin sehr prosaisch:

"Ein kleines Volksfest ist das auf dem Dorfe berüchtigte Ausmachen der Kartoffel. Die Großen graben aus und die Kleinen balgen sich in Rudeln um jede Frucht...Das gemeinsame Kartoffelfeuer am Samstagabend vereinigt die Großen und die Kleinen." (ebenda)

Die hier angedeutete Gemeinschaft - so wurde z.B. in den ersten Jahren der Siedlung gemeinsam Weihnachten gefeiert - entwickelte sich aus der bereits erwähnten ökonomischen Notwendigkeit einerseits, andererseits aus seiner homogenen, elitären Bewohnerstruktur, dem für damalige Zeiten ungewöhnlichem äußeren Erscheinungsbild der Siedlung und seiner Stadtrandlage. Oft waren daher die "Riedwiesenindianer" Ziel spöttischer Bemerkungen, aber auch offener Kritik, die sich

in einem fast egozentrischen, doch liebenswerten Selbstbewußtsein seiner BewohnerInnen niederschlug:

"Das Tintenviertel heißen wir, und manchmal sogar ihre Großhirnrinde. Und das kam so: Ein Kammermusiker - natürlich mußte es ein Künstler sein - erdachte uns. Und dazu fand sich ein Architekt, der die bestehende Idee geradezu überwältigend verwirklichte und ausbaute. Der so, als hätte er das nun folgende geahnt, Bauernhäuser schuf, die innen alle Merkmale der Wohnstätten für geistige Arbeiter tragen. Der sie mit riesigen Fenstern, großen, stillen Dachstuben für konzentriertes Arbeiten, mit eingebauten Bücherbrettern und Schiebeschränken ausstattete, kurz mit allem, was die Kräfte erhält und spart, die sich sonst im üblichen Wohnbetrieb aufreiben. Und nun fanden sich noch einige Mutige, die unserem Pionier nachzogen und an der Grenze der Stadt Dorfbewohner wurden. Juristen, Theologen, Mediziner, Schulmeister... Und das sind 'wir', die Genossenschaft, die verspotteten und dabei so glücklichen Dorfgeistigen. Die aparteste Siedlung Deutschlands, höchstens mit dem Worpswede der Maler zu vergleichen, wenn auch die großen Namen fehlen." (ebenda)

In dieser Beschreibung der Häuser und ihrer Bewohner nochmal ein Hinweis auf die soziale Schichtung der Riedwiesensiedlung: Von den ersten 100 berufstätigen Mietern waren nur 8 Arbeiter. Bemerkenswert an dieser Schilderung auch, daß bei aller Dörflichkeit der erwähnte Wohnbetrieb nur das geistige Arbeiten zu umfassen schien.

Daß dieses stark idealisierte Bild nur eine Seite der Medaille zeigt, ist z.B. schon daran zu sehen, daß sich die Genossenschaft von Soeder, dem "Architekten, der die Idee geradezu überwältigend verwirklichte" in einem gerichtlichen Vergleich trennte, da dieser für zahlreiche technische Mängel in die Verantwortung genommen wurde, an denen die Siedlung z.T. noch heute krankt (Isolierung, Abdichtungen).

Auch zwischenmenschlich lief es nicht nur harmonisch ab: So wird in den genossenschaftlichen Aufzeichnungen von zahlreichen Streitigkeiten unter den Mietern z.B. über Bleichenutzungen oder Gartengrenzen berichtet, die oftmals nur noch vom Vorstand bereinigt werden konnten. So daß wir obige Schilderungen von Frau Wagner in so weit relativieren können, als daß es auch in der Riedwiesensiedlung doch recht menschlich zuzuging, andererseits auch ein Zeichen dafür, daß aufgrund fehlender Grenzen Nutzungen und Zuständigkeiten nicht klar definierbar sind.

Heute entbehrt der Gemeinschaftsgedanke aufgrund der Durchmischung der Mieterstruktur und fehlender Zwänge seiner historischen Grundlage. Dieser erstreckt sich heute eher auf die Pflege nachbarschaftlicher Kontakte und Hilfeleistungen. Das genossenschaftliche Engagement ist stark zurückgegangen, wie es aus den Teilnehmerzahlen der Hauptversammlungen abzulesen ist. Der Genossenschaftsgedanke wird hauptsächlich noch von den älteren oder langjährigen BewohnerInnen hochgehalten, deren Anteil mit 50% über 60 Jahren überdurchschnittlich hoch ist. Im Jahre 1976 wohnten noch 1/3 seit über 40-50 Jahren in der Siedlung.

Vom Genossenschaftsvorstand aus wird versucht gegen die Überalterung und das abnehmende genossenschaftliche Engagement mit der Bevorzugung kinderreicher Familien eines bestimmten Status ein leichtes Gegengewicht zu setzen. Zwar sind im Gegensatz zu früher mittlerweile alle Bevölkerungsgruppen in der Riedwiesensiedlung vertreten, aber es ist nicht zu übersehen, daß der Mittelstand den überwiegende Teil ausmacht. Es ist also immer noch, wenn auch eingeschränkt, privilegiertes Wohnen.

Die Selbstverwaltungsinstitutionen Vorstand, Aufsichtsrat und Hauptversammlung bildet den äußeren, organisatorischen Rahmen der Genossenschaft. Die Arbeit in diesen Gremien ist ehrenamtlich.

Der Vorstand wickelt die laufenden Geschäfte ab und ist dem Aufsichtsrat und der Hauptversammlung gegenüber rechen-schaftspflichtig.

Auf den Hauptversammlungen ist jede/r GenossenschaftlerIn (Mitgliedschaft durch Anteilsscheine) stimmberechtigt. Jede Mietpartei stellt eine/n Genossin/Genossen. Die Mitglieder sind außer zum Erwerb des Anteilsscheines von 500,- DM über die im Mietvertrag festgelegten Pflichten hinaus, ohne Verpflichtung gegenüber der Genossenschaft (wie z.B. Gemeinschaftsarbeit). Sie erwerben mit dem Anteilsschein ein Anrecht auf Wohnraum, allerdings betragen die Wartezeiten momentan, bei nur 5-8 Mieterwechseln pro Jahr, mehrere Jahre. Es besteht die faktische Unkündbarkeit der Wohnung und ein Mietvorrecht für die Erben im Todesfall eines Mitgliedes.

1976 wohnten über die Hälfte der Mieter in Erbfolge der 3. oder 4. Generation dort.

Die Genossenschaft beschränkt heute ihre Tätigkeit auf den Erhalt der Häuser, sie erhebt eine sich aus Verwaltungs-, Modernisierungs-, Erhaltungs- und Abtragskosten zusammensetzende Kostenmiete, arbeitet also nicht wie es heute für das 'Grundrecht' Wohnen allgemein üblich ist, unter der Prämisse der Profitmaximierung.

Je nach Grad der Modernisierung beträgt die Miete 4-6 DM pro qm (Kaltmiete). So bezahlt z. B. eine 5 köpfige Familie 800 DM/Monat für eine 160qm große Doppelhaushälfte mit Garten, Das sind 5 DM/qm.

Während der gesamten Geschichte der Siedlung haben die BewohnerInnen durch Mitsprache in der Planungsphase durch Erweiterungen und Ergänzungen, Umbauten, das äußere Bild der Siedlung geprägt. Die von uns wahrgenommene Vielfalt ist auch Ausdruck dieser Entscheidungsgewalt, mit der auf gesellschaftliche und persönliche Veränderung reagiert werden kann. So wurden in den 50er Jahren z.B. Waschküchen zu Tiefgaragen oder Vorraträume zu Hobbykellern umgebaut.

Der Einfluß der Genossenschaft auf die häusliche Verfügung betrifft meist nur die bauliche Erweiterung oder den Umbau des Hauses, soweit die äußere Gestalt von dieser betroffen ist.

Besonders seit der Unterschutzstellung des größten Teils der Einzelhäuser im Rahmen des Ensembleschutzes nach dem Hessischen Denkmalschutzgesetzes im Jahre 1988 achtet die Genossenschaft verstärkt auf die privaten Baumaßnahmen und hält sich im Gegensatz zu früher mit Genehmigungen bedeckt. Zu erwähnen bleibt hier allerdings, daß sich die Genossenschaft als Lobby der MieterInnen vehement gegen die z.T. äußerst restaurativen Vorstellungen des Denkmalschutzes zur Wehr gesetzt hat, besonders dort, wo diese die Wohnbedingungen bzw. die finanzielle Situation der MieterInnen nachteilig beeinflussen würde. So beschränkt sich die Einflußnahme auf die im Rahmen einer selbstgegebenen Gestaltungssatzung vorhandene Berücksichtigung einzelner Details und Materialien, soweit sich diese mit den heutigen Ansprüchen an zeitgemäßes Wohnen in Einklang bringen lassen, ohne eine über die normale

Mieterhöhung hinausgehende Belastung darzustellen. Im Außenhaus gibt es einige Gestaltprinzipien, die in die Entscheidungsgewalt der BewohnerInnen eingreifen können. Die meisten davon sind jedoch eher ungeschriebenes Gesetz. So würde es der Vorstand gerne sehen, wenn keine Koniferen gepflanzt würden oder wenn zwischen den Gärten keine Zäune wären. Hier entgehen viele MieterInnen diesen auf etwas subtile Weise veräußerlichten Gemeinschaftsgedanken durch 'weiche' Grenzen wie Obst- oder Ziersträuchern. Dabei ist es den MieterInnen allerdings freigestellt, Zäune zwischen den Grundstücken zu errichten, die dann aber selber finanziert werden müssen. Garagenbauten oder Stellplätze auf den Grundstücken werden nicht mehr genehmigt.

Daß die Genossenschaft eine begrenzte Verfügungsgewalt auf den Grundstücken hat, und von dieser auch Gebrauch macht, wird an der Bepflanzung der Vorgärten mit Laubgehölzen als Ersatz für die überalterten Straßenbäume deutlich. Diese Maßnahme wurde nicht mit den MieterInnen abgestimmt, diese wurden lediglich informiert. Auch die Errichtung der einheitlichen Lattenzäune durch die Genossenschaft drückt in gewisser Form ein Mieter-Vermieter Verhältnis aus. (Auch wenn das Prinzip Lattenzaun und die Art und Weise der Reparatur als Vorbild dienen können.)

Wir bekamen ein wenig den Eindruck, daß die Betonung der äußeren Homogenität, bestärkt über den Denkmalschutz, einen Ausgleich für die zurückgehende innere Homogenität darstellen soll.

Heute stellt sich also der Gemeinschaftsgedanke oder die Selbstversorgung, damit auch das Erscheinungsbild anders dar. Zwar hatten nach einer Befragung aus dem Jahre 1976 noch fast alle BewohnerInnen zumindest Nutzgartenanteile. 15 Jahre später scheint unserer Einschätzung nach der Ziergartenanteil zu überwiegen. Dies mag z.T. eine Begründung im Alter der BewohnerInnen oder aber auch in ihrer Lebenseinstellung liegen, die sich in den pflegeleichten Freizeitgärten ausdrückt. Veränderungen hat es in der manchmal zeitlos erscheinenden Siedlung immer gegeben.

Wichtig ist unsere Überzeugung nach nicht in gute oder schlechte Nutzungen zu differenzieren, sondern aufzuzeigen,

daß die Möglichkeiten, welcher Nutzung auch immer, gewahrt bleiben müssen.

NUTZUNG DER SIEDLUNG HEUTE

Wie wir aufgezeigt haben, fließen also in den idyllischen Beschreibungen vom Anfang unseres Vortrags die materiell organisatorischen Bedingungen der Architektur, Siedlungsorganisation und Freiräume sowie der realen Wohnverhältnisse in Form der Erbbaugenossenschaft und dem Mietwohnen zusammen. Im Folgenden wollen wir nochmal einen genauer Blick auf die anfänglich eher touristisch beschriebene Siedlungsausstattung werfen und hinter das Bild blicken, auf den Umgang der BewohnerInnen mit der vorhandenen materiellen Ausstattung und die Wohnverhältnisse.

Straßen:

Die Querstraßen zu den "Riedwiesen" und "Am Diedichsborn" sind sehr schmal. Zu schmal für den heutigen Autoverkehr. Durch abgesenkte (einseitig vorhandene) Bürgersteige und entsprechend parkende Autos entsteht kein sicherer (Frei-) Raum für FußgängerInnen oder spielende Kinder. "Am Diedichsborn" ist da als Straße schon breiter. Ein schmaler, nicht abgesenkter einseitiger Bürgersteig und eine Straßenbreite, die das einseitige Längsparken zuläßt, ergeben eine bessere Zonierung der Straße. Aber auch hier ist noch die 20er Jahre Ideologie der möglichst schmalen, weil erschließungskostengünstigen Straße sichtbar. Entsprechend sind die Straßenbäume dann auch von der Erbbaugenossenschaft in die Gärten gepflanzt.

Grenzen zwischen Straße und Grundstück:

Die nahezu einheitlich vorhandenen Lattenzäune in der Riedwiesen-Siedlung als Begrenzung der Grundstücke zur Straße hin werden noch von der Erbbaugenossenschaft erneuert und gepflegt. Die Ausbesserungen werden dabei von einem in der Siedlung wohnenden Rentner mit Leiterwagen und Handwerkszeug ausgerüstet noch Lattenweise selbst erledigt. Daneben gibt es aber auch die Runderneuerung eines ganzen Grundstückszaunes. Hier arbeitet dann eine größere Firma mit Lattenzäunen als

Baumarkt-Meterware. Hinter den Zäunen wird dann als Sichtschutz viel Gebüsch gepflanzt. Das kann aber auch mal in Anlehnung an den Barockgarten die geschnittene Hainbuchenhecke sein, die sich sogar über das Lattenzaun-Eingangstürchen wölbt . Das Sichtschutz-Grün wird vor allem da undurchdringlich, wo der Balkon/die Terrasse zur Straße orientiert ist und der Hauseingang entsprechend seitlich oder hinten liegt. Das schöne grüne Bild der Siedlung hat also auch einen bestimmten Anlaß in der (falschen) Organisation der Häuser und ihrer Lage in den Grundstücken.

Abstand:

Ein Stuhl, als Beobachtungsposten hinten im Garten aufgestellt, ist von der Eingangspforte an der Straße sichtbar. Er wahrt den notwendigen Abstand, den der/die BeobachterInn benötigt, um von einem privaten Ort aus, die Straße "mitverwalten" zu können (vgl. JACOBS, J. 1963). Bei entsprechender Grundstückstiefe wird also auf das Abpflanzen vorne am Zaun verzichtet . Größere Einsichten in die Gärten werden möglich. Das dadurch entstehende, abwechslungsreiche Bild auf Beete, Rasen und Obstbäume wird ohne Sichtschutz-Grün öffentlich einsehbar. Dennoch bleibt die Terrasse privat, weil die sie unmittelbar umgebende Hecke den Blick in die Kaffeetassen verwehrt, Unterschiedliche Umgangsweisen also mit dem vorhandenen Abstand und den Grundstücksgrößen, die so noch Handlungsspielräume offen lassen.

Grenzen zwischen den Grundstücken:

Keine Zäune als Grenze zwischen den Grundstücken lautet die soziale Konvention, die auch von der Erbbaugenossenschaft befürwortet und weitergegeben wird. Dennoch entstehen sichtbare Grenzen zwischen den Grundstücken. Sei es, daß eine Sträucherreihe gepflanzt wird, oder sogar noch alte Zaunpfosten sichtbar sind. Auch die 2 unterschiedlichen gemähten Rasenflächen, die eine deutliche Kante ausbilden, grenzen 2 Grundstücke voneinander ab. Einzig die 'Vorgärten' vor den Doppelhäusern sind zum Teil durchgehend angelegt. Hier bilden die an den äußeren Ecken des Doppelhauses liegenden Eingangstüren, oder die aneinanderliegenden Balkone bzw. Terrassen Orte

des sicheren privaten Aufenthalts. Der Rest dazwischen ist dann 'nur' gemeinsames Abstandsgrün.

Erschließungen, Wohnwege:

Über das Zurücksetzen von Doppel- und Mehrfamilienhäusern in die Grundstücke, die dann auch noch längs (also giebelständig) zur Straße stehen, organisieren sich Wohnweg-Erschließungen. Beim Doppelhaus wird dann der vordere Gartenteil nur eingeschränkt nutzbar. Es wird viel Beetfläche, die den Wohnweg seitlich begleitet, mit bunten Blumen und Stauden bepflanzt. Der Großteil des Gartens erhält so eine Vorgarten-Nutzung.

Bei den Mehrfamilien-Neubauten der 50er Jahre ist dann noch nicht einmal seitlich oder hinter dem Gebäude Platz für Mietergärten. Während die 2-Spanner aus den 30ern diese Fläche noch bieten, bleibt rund um die 50er Jahre Gebäude nur Platz für Abstandsgrün.

Auch die Einfamilien- und Doppelhäuser, die ihre Eingänge seitlich oder hinten haben, lassen einen Großteil des so vorne liegenden Gartens nur eingeschränkt nutzen. Da wird dann schon mal die Erschließung des Grundstücks von den BewohnerInnen verändert.

Gartennutzungen:

Durch die "verwirrende" Verschiedenartigkeit der Lage der Häuser in den Grundstücken, die aber, wie aufgezeigt, schon bestimmten Prinzipien unterliegt, entstehen auch unterschiedliche Umgangsweisen mit dem jeweiligen Garten. Dazu kommt dann noch der 'private' Charakter der Siedlung der Erbbaugenossen und Genossinnen. So steht dann auch mal an der Straße ein Gartenpavillon, der Schutz vor neugierigen Blicken bietet, aber auch eine intensive Nutzung dieses ungünstig liegenden Stückes Garten zeigt. Dies ist aber nur bei den 50er Jahre Geschoßwohnungsbauten zu sehen. Auch sonst wird der Mietergarten direkt an der Straße intensiv bewirtschaftet, oder im Doppelhausgarten der Wirsing direkt an den Zaun zur Straße gepflanzt. Ausdruck von Siedlungs-Privatheit und fehlenden anderen Möglichkeiten. Nicht zuletzt die Kaffeerrunde im zur Straße teilweise einsehbaren

Garten, die im Schatten stattfindet (und nicht auf dem Balkon nach Süden!), verdeutlicht die private Atmosphäre der Siedlung, ihrer schmalen Straßen und großen Gärten.

Die Geschichte der Gärten zeigt sich dann an den alten Kantsteinen und der Reihe Johannisbeersträucher mitten im Rasen. Hier war früher mal ein Gemüsebeet, wo heute Rasen ist. Die Umnutzung vom Nutz- zum Ziergarten geht heute zum 'Kinderspiel-Garten'. Denn die Häuser werden z.Zt. von der Erbbaugenossenschaft vornehmlich an kinderreiche Familien vermietet. Eine Zukunft für die Siedlung, ihre Häuser, Gärten und deren Nutzung.

ZUSAMMENFASSUNG, PLANERISCHE AUSSAGEN UND PROGNOSEN

Wir haben die materiellen und genossenschaftlichen Organisationsformen vorgestellt. Wir haben ihre Ideologie durchleuchtet und wie sie sich im positiven, wie im negativen auf das Hausen auswirken.

Wir haben gesehen, wie die Leute mit den Nachteilen und Vorteilen umgehen, daß viele zuerst positiv interpretierte Bilder der Ausdruck eines Umganges mit einer schlechten materiellen Organisation sind. Wir haben gelernt, daß diese schlechte bauliche Organisation in der Riedwiesensiedlung durch bestimmte Faktoren abgemildert werden.

- Durch die hohe Privatheit der Siedlung: So ist die Straßenöffentlichkeit hier eher eine Siedlungsöffentlichkeit. Wir wurden öfter angesprochen, wenn wir zu lange vor einem Haus herumstanden. Ich kenne also die Leute, die alltags die Straße benutzen. Diese eingeschränkte Öffentlichkeit läßt eine mehr private Nutzung des Gartens auch dann zu, wenn er größtenteils der Straße zugewandt ist und keine totale Abpflanzung vorhanden ist. Dies hängt natürlich auch ab vom dem individuellen Wunsch nach Außenkontakt oder Abgeschlossenheit.

- Durch die Größe der Gärten/Grundstücke: Privatheit kann durch Abstand erreicht werden.

- Durch die Zuständigkeit: Die Möglichkeit einer Aneignung und des Umganges mit bestimmten Bedingungen ist primär von der Zuständigkeit abhängig, die die Leute haben. Es ist die Möglichkeit gegeben, Möglichkeiten zu haben.

Unnötig eigentlich zu sagen, daß eine Freiraumplanung, wie wir sie verstehen, sich in die Organisation des Hauses, wie die der Siedlung einmischen muß. Dies ist in der Riedwiesensiedlung vor 70 Jahren versäumt worden. Statt dessen hing der Architekt bestimmten Idealen nach, die nicht die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen berücksichtigt hat. Der Wiederaufbau in den 50er Jahren machte noch größere Fehler. Diese Fehler sind durch bauliche Maßnahmen, wie die Umlegung von Hintereingängen in Seiteneingänge, nur bedingt zu beheben und stehen nur im Einzelfall im Verhältnis zum ökonomischen Aufwand.

Ebenso sind nachträglich zu schaffende Kellereingänge bzw. -ausgänge eine nur im Einzelfall mögliche Verbesserung, insbesondere der häuslichen Arbeit.

Die Zugänglichkeit zwischen Außenhaus und Innenhaus könnte durch Treppen an den Erdgeschoßbalkonen relativ einfach verbessert werden, besonders wenn diese zum privateren Teil des Gartens orientiert sind. Wichtig ist es auf die Bedeutung von Grenzen als Voraussetzung für die Ausbildung von Privatheit hinzuweisen. Hier insbesondere zwischen Doppelhäusern und Grundstücksgrenzen. Grenzziehungen sind schließlich auch für die 50er Jahre-Mehrfamilienhäuser mit klaren Zuständigkeiten in der Gartennutzung vorzusehen. Eine Nachverdichtung, der z.T. sehr tiefen Grundstücke, wie sie in einem Bebauungsplamentwurf 1964 von der Stadt Kassel geplant war, aber nie zur Durchführung kam, halten wir aufgrund der ungünstigen Grundstückszuschnitte für nicht angebracht, da dadurch die privaten Rückseiten der Häuser aufgehoben werden und Neubauten außerdem nur durch Stichstraßen oder Wohnwege erschlossen werden könnten.

Wichtig ist, daß die jetzt vorhandene Wohnqualität, die die Riedwiesensiedlung bei allen Mängeln aufzuweisen hat, erhalten bleibt. Die genossenschaftliche Organisationsform bietet trotz der erwähnten Einschränkungen unserer Einschätzung nach die besten Voraussetzungen um diesen Erhalt zu gewährleisten, wenn auch die Gebrauchsfähigkeit durch eine noch größere Zuständigkeit der BewohnerInnen nur zunehmen kann.

Sie dient als Regulativ gegen Mietwucher oder Immobilienspekulation im Privatisierungsfall. Und stellt durch ihre

Selbstverwaltungsmöglichkeiten und ihre für den Einzelnen räumlich und organisatorisch überschaubare Größe eine durchaus brauchbare Alternative gegenüber den Mitbestimmungsfloskeln von Wohnungsbaugesellschaften dar. Wir glauben, daß der sich aus historischen Notwendigkeiten entwickelte Gemeinschaftsgeist überlebt hat. Die Aktualisierung des Sozialgedankens ist jedoch abseits einer nur konservativen Reminiszenz durchaus aus anderen Notwendigkeiten gegeben, z.B. die Schaffung günstiger Mietbedingungen für kinderreiche Familien. Zu der ausschließlich kapitalistischen Marktmechanismen und Verwertungsinteressen unterliegenden 'Ware Wohnung' muß es auch über die Schaffung von Eigentum und den sich daraus ergebenden Zwängen hinaus eine Alternative geben. Die Genossenschaft stellt weiterhin eine kräftige Lobby gegenüber administrativen Einflüssen dar, wie z.B. gegen restaurative Denkmalschutzbestrebungen der Stadt Kassel. Die Gefahr besteht, daß die Genossenschaft selbst durch ihre Verwaltung oder den Vorstand stark administrativ geprägte Züge annehmen kann. Je nach personeller Motivation und Identifikation der Vorstandsmitglieder insbesondere des Vorstandsvorsitzenden, kann sich diese Machtposition, wie momentan positiv auswirken. Bei fehlender Kontrolle oder Engagement durch die GenossInnen jedoch auch negativ. Wie sich die Siedlung zukünftig entwickeln wird, ist schwer abzuschätzen. Das von uns punktuell wahrgenommene Freizeitwohnen mit Repräsentanzfunktion kann eine mögliche Entwicklung andeuten. Aus dem Rückgang der Nutzgärten läßt sich hier eher die 'Überalterung' der Siedlung ablesen, als ein - durchaus bestehender - gesellschaftlicher Trend. Mit anderen Leuten greifen andere Nutzungen, wie es die jungen Familien mit ihrer Form der Gartennutzung andeuten. Wichtiger wie der Erhalt eines statischen Bildes, so nett es auch sein mag, ist es in erster Linie Möglichkeiten für die "Autonomie im Wohnen" (vgl. TURNER, J.F. 1978) zuzulassen. Dazu kann die vorgestellte genossenschaftliche Organisationsform einen auch heute noch durchaus praktikierbaren Ansatz darstellen.

WAS LERNEN WIR VON DER RIEDWIESEN-SIEDLUNG ?

Die bisher dargestellte Annäherung an und Analyse von einer bestimmten Siedlung und ihrer Geschichte hat neben der bloßen Beschäftigung mit Haustypen, Genossenschaft und Geschichte auch unsere eigene Wahrnehmung der Riedwiesen-Siedlung und für die Zukunft auch anderer Siedlungen erweitert.

Ein Stück Lerngeschichte, das Ralph und ich gemeinsam erlebt haben, mündet also letztlich in diesen Vortrag. "Der erste Blick ist trügerisch" haben wir am Anfang unserer Beschreibung die methodische These für die Beschäftigung mit den Riedwiesen genannt. D.h. jetzt im Resümee, wir haben viele der anfänglichen Fragen, viel von der heute aktuell genutzten freiraumplanerischen Organisation, der Nutzungsgeschichte und der heutigen Nutzung nur beim 2., 3. oder 10 Blick verstanden. Ein Teil der Fragen hat sich beantwortet und dadurch sind neue Fragen entstanden. Denn, ich kann ja immer erst um die Ecke schauen, wenn ich an der Ecke bin; vorher bleibt der neue Ausblick mehr oder minder spekulativ.

Als wichtigen methodischen Lernschritt wollen wir zum Abschluß unsere Beschäftigung mit der Ideologie der Architektur, der Gartenstadt- und Genossenschaftsbewegungen betonen. Ohne diese theoretisch-ideologische und historische Betrachtung wäre die Gefahr sehr groß, die Riedwiesen-Siedlung als genutztes und damit einfach übertragbares freiraumplanerisches Vorbild fehlzuinterpretieren. Jeder Ort hat aber eine konkrete Geschichte, die es besonders im Hinblick auf die Hintergründe zu verstehen gilt. Über das Verständnis der Architektur-Ideologie, die auch in diesem Falle nicht vom Haus als Arbeitsort ausging, aber dennoch unbewußt Möglichkeiten für ein Hausen gebaut hat, können wir präziser benennen, was von der heute vorgefundenen Situation ein freiraumplanerisches Vorbild sein kann und was die alltägliche häusliche Produktion in der Riedwiesen-Siedlung be- oder verhindert.

Damit sind dann begründete und reflektierte freiraumplanerische Thesen und Prognosen möglich. So hat die Theorie an dieser Stelle einen konkreten, praktischen Wert für eine verständige Prognose. Womit Blochs "Anwesenheit im Lauf der Dinge" ruhig auf den Kopf gestellt werden kann und dennoch richtig liegt (vgl. BOHDE, R., THEILING, C. 1991: 199).

LITERATUR

- BÖSE, HELMUT (1989/1982): Hausen in oder hausieren mit? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür. In: Notizbuch der Kasseler Schule 10: 115-135. Kassel.
- BOHDE, RALPH / THEILING, CHRISTOPH (1991): Das Paradies wird völlig mies - Landesgartenschau Fulda: "Der Garten Hessens 1994" Eine freiraumplanerische Kritik. Diplomarbeit am Fachbereich 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- GINZBURG, CARLO (1983): Spurensicherungen. München.
- GRONEMEYER, MARIANNE (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Reinbeck.
- HARENBURG, BERND / WANNAGS, INGEBORG (1991): Von Haustür zu Haustür - Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. In: Notizbuch der Kasseler Schule 23: 6-123. Kassel.
- HELMRICH, BETTINA / RÜHLING, SONJA (1988): Freiräume im sozialen Wohnungsbau? oder: die feministische Lust patriachalisches Übel aufzuspüren. Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung Heft 84, Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- HÜLBUSCH, INGE META (1978): Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung 01 Heft 33, Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- HÜLBUSCH, INGE META (1989/1978): "Jedermann Selbstversorger" - Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Notizbuch der Kasseler Schule 10: 1-15. Kassel.
- HÜLBUSCH, INGE META (1981): Lakaienarchitektur - oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Deutsche Bauzeitung, Heft 6. Stuttgart.
- JACOBS, JANE (1963): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4. Braunschweig.

KOPETZKI, CHRISTIAN / MOST, DIETMAR / SCHLIER, JUTTA / SLENZKA, HELMUT (1982): Süsterfeldsiedlung 1932-1982. Schriftenreihe des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung Heft 3. Kassel.

MUTHESIUS, HERMANN (1918): Kleinhaus und Kleinsiedlung. München.

NAGL, ANGELIKA (!991): "Wie es Euch gefällt" - ...auf der Spur vom Haus zum Gebäude. Diplomarbeit am Fachbereich 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.

TURNER, JOHN, F.C. (1976): Verelendung durch Architektur. Reinbeck.

WAGNER, MARGARETE (1969/1931): Riedwiesenherbst. In: Erbbau-Genossenschaft E.G.M.B.H. Kassel 1919-1969. Festschrift zum 50jährigen Bestehen. Kassel.

(Die Photos, Zeichnungen, Pläne sind selbst angefertigt, oder wurden uns freundlicherweise von der Erbbaugenossenschaft zur Verfügung gestellt.)

Für ihre Hilfe möchten wir dem Vorstandsvorsitzenden und den Verwaltungsangestellten der Erbbau-Genossenschaft Kassel recht herzlich danken.

Literaturverzeichnis zum nachfolgenden Text von Hans-Jürgen Cordts

- AutorInnenkollektiv (1989): Grenzgänge in Bremen. Studienarbeit am Fachbereich 13 der GhK. Kassel.
- Böse, H. (1981/1989): Das 'Außenhaus' verfügbar machen! in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule, Kassel.
- Böse, H. (1982(1989): Hausen in oder hausieren mit? Vom öffentlichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür, in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule, Kassel.
- Böse, H. et al (1983/1989): Grün allein genügt nicht. Grünflächen und Freiräume im Zeilenbau nach dem 2. Weltkrieg, in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule, Kassel.
- Böse, H. (1986/1989): Vorbilder statt Leitbilder, in: Notizbuch 10 der Kasseler Schule, Kassel.
- Böse-Vetter, H. (1989/1991): 'Hof und Haus' - Zum Beispiel Worpswede, in: Notizbuch 25 der Kasseler Schule, Kassel.
- Hülbusch, I.M. (1978): Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum. Diplomarbeit im Studienbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK, Kassel.
- Klose, B. (1989): Grenzziehungen. Freiräume in der Nordstadt. Studienarbeit am Fachbereich 13 der GhK, Kassel.

Über die Bedeutung von Grenzen

am Beispiel des Mietwohnungsbaus - von der Gründerzeit bis zum Geschößwohnungsbau jüngerer Zeit.

Im Rahmen meiner Diplomarbeit, in der ich mich mit der Bau- und Freiraumstruktur von Einfamilienhausquartieren beschäftigt habe, bin ich immer wieder auf die Bedeutung von Grenzen gestoßen.

Angeregt durch Arbeiten, z.B. von B. Klose, die sich mit 'Grenzziehungen' in der Nordstadt beschäftigt und der Studienarbeit des PlanerInnenseminars in Bremen, die sich ebenso mit Grenzen auseinandersetzt, fand ich einen weiteren Zugang zu Grenzen und deren Bedeutung.

Innerhalb meiner mündlichen Prüfung habe ich versucht nachzuvollziehen, welche Qualität/Bedeutung Grenzen im Mietwohnungsbau von der Gründerzeit bis zum Geschößwohnungsbau jüngerer Zeit haben.

Dazu zunächst einige grundsätzliche Überlegungen:

Der Begriff Grenze kann sehr vielbedeutend sein. Als Verständigungsgrundlage dienen uns daher die sichtbaren Grenzen. Mit Grenzen verbinde ich eine bestimmte Vorstellung und Erfahrung über bestimmte Zuordnungen von Flächen. Grenzen können eingrenzen nach innen und abgrenzen nach außen. Der Begriff Grenze verweist auf eine Trennung von verschiedenen Räumen/Nutzungen. Bezogen auf die Organisation von Häusern kenne ich vordere und hintere Grenzen, wobei mit 'vorne' die zur Straßenöffentlichkeit zugewandte Seite, wie Vorgärten/Eingänge und mit 'hinten' der privat genutzte Hof- und Gartenbereich gemeint ist. Die Zwischengrenzen markieren dabei sowohl vorne als auch hinten die seitliche Abgrenzung zur Nachbarschaft. Um den Begriff von Grenzen etwas näher zu bringen, möchte ich zunächst ein paar Beispiele nennen, woher mir welche Grenzen aus meiner Alltagserfahrung vertraut sind.

Lattenzäune - von Bauernhöfen, älteren Einfamilienhäusern, z.T. auch im gründerzeitlichem Geschößwohnungsbau, als vordere, hintere und seitliche Begrenzung.

Schmiedeeiserne Gitterzäune - typisch für die gründerzeitliche Blockrandbebauung , als Vorgartenbegrenzung.

Hecken - ab den 50er Jahren bei Einfamilienhäusern und im Geschößwohnungsbau als vordere Begrenzung, nachträglich auch in der Gründerzeit.

Jägerzäune - 60er bis 70er Jahre Einfamilienhausquartiere .

Metallgitterzäune - aus der gleichen Zeit bei gleicher Bebauung.

Maschendrahtzäune - aus Gärten und von Höfen als hintere und seitliche Begrenzung.

Anknüpfend an diese Vorstellung von Grenzen möchte ich über deren Qualität und Bedeutung als Teil der Freiraumausstattung sprechen.

Dazu meine Thesen:

1. Freiräume werden entscheidend von ihren Grenzen geprägt, denn diese sind die ersten Berührungspunkte, die letztlich bestimmen, ob und wie ich einen Freiraum verstehen kann, ihn betreten und nutzen kann.
2. Grenzen bilden einen materiellen Rahmen, innerhalb dessen unterschiedliche Nutzungen möglich werden.
3. Diese Grenzen müssen sichtbar sein und über bestimmte Qualitäten verfügen (Höhe, Beschaffenheit), um als nutzbar und gebrauchsfähig angesehen, angeeignet und bewohnbar zu werden.
4. Das heißt somit auch, daß sich über die Grenzfrage (Grenzphänomene) die unterschiedlichen ' Lebensqualitäten ' bzw. ' Wahlmöglichkeiten ' für die BewohnerInnen innerhalb verschiedener Siedlungsstrukturen ausdrücken.
5. Dabei ist es aber wichtig, daß unterschiedliche materielle Grenzausbildungen nicht zwangsläufig auf einer veränderten Siedlungsstruktur beruhen, und andererseits gleiche materielle Grenzausbildungen nicht zwangsläufig die gleiche Siedlungsstruktur zeigen.
6. Um auf die jeweilige Qualität und Bedeutung der Grenzen zu kommen, ist deshalb auch der Zusammenhang mit der Bau - und Freiraumstruktur wichtig. Als wichtige Orientierungsbegriffe dienen uns hierzu: Zonierung, Parzellierung und die Durchlässigkeit der Häuser.

7. Als letzte These möchte ich anführen, daß im Vorhandensein von Grenzen, ihren Veränderungen, wie auch im Fehlen ein unterschiedliches Planungsverständnis zum Ausdruck kommt, das einhergeht mit einer veränderten Bau- und Freiraumstruktur.

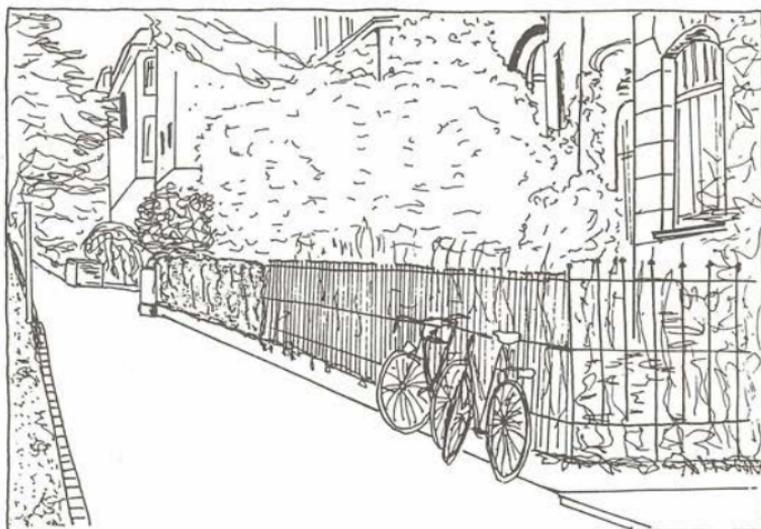
Diese Thesen umreißen einen wesentlichen Bestandteil meines Verständnisses von Grenzen.

Anhand einer Beschreibung von vier Beispielen, dem Gründerzeithaus, dem Zeilenbau der 20er und 50er Jahre bis zum Wohnblock der 70er/80er Jahre will ich versuchen, die Qualität und Bedeutung von Grenzen und die Reihe der Veränderung bis hin zum Fehlen von Grenzen nachzuvollziehen. Maßstab ist dabei immer die Frage, ob es weitgehend 'autonome' Wahlmöglichkeiten gibt, bzw. eine Aneignung von Freiräumen möglich ist und welche planerischen Absichten dahinter stecken

Die folgende Beschreibung ist ein gekürzte Fassung meines mündlichen Diavortrages. Aufgrund der großen Materialfülle will ich in diesem Rahmen auf eine detailliertere Bildokumentation verzichten. Ich hoffe dennoch, daß die ausgewählten Bilder die Prinzipien, um die es geht, verständlich machen.

Die Beispiele

Gründerzeitliche Blockrandbebauung



Auf dem ersten Bild handelt es sich um eine parzellierte gründerzeitliche Blockrandbebauung. Die Häuser stehen straßenorientiert und werden von der Straße aus erschlossen. Vor den Häusern gibt es eine deutliche Begrenzung der Hausvorflächen nach vorn zur Straße, wie auch seitlich zum benachbarten Grundstück. Die hierfür charakteristische Begrenzungsform ist der gußeiserne Gitterzaun, der meist auf einem Mauersockel steht und eine Höhe von 1,30m - 1,50m hat. Durch diese Begrenzung werden die Flächen eindeutig dem Haus zugeordnet und stellen einen von Straße und Gehweg abgetrennten, häuslichen Bereich her.

Für mich als Fußgänger wird somit klar erkennbar, welche Fläche in häuslicher Verfügbarkeit steht, signalisiert mir wie weit ich gehen darf von außen und sichert gleichzeitig Nutzung und Gebrauch nach innen.

Erst die klare Begrenzung verschafft den BewohnerInnen des Hauses die Möglichkeit, sich 'ihren' Vorgarten verfügbar zu machen.

"Für das Abstellen von Sachen, Fahrrädern, das Deponieren von Spielzeug, dem Spielen selber...", als Ort der Repräsentation und Selbstdarstellung zur Straße und zum Haus nebenan, "... für einen kurzen Aufenthalt oder dem beiläufigen Austausch mit Nachbarn ist der Vorgarten ein Ort, der die Verknüpfung von privater Verfügung mit öffentlichem Kontakt einräumt." (vgl. Böse, H. 1982/89 : 126)

Die Begrenzungsform der Gründerzeithäuser hat sich im Laufe der Zeit teilweise verändert. Dabei führten unterschiedliche Moden und individuelle Entscheidungen zu unterschiedlichen Grenzausstattungen. Neben dem gußeisernen Gitterzaun erkennen wir eine geschnittene Hecke. Diese Form von Grenze, wenn auch nicht typisch für die Gründerzeit, begrenzt die Vorgärten deutlich. Trotzdem beinhaltet die Hecke tendentiell die Auflösung der Funktion des Vorgartens. Ihr fehlen die Qualitäten des Zaunes. Wir können nicht durch -, wenn nur drüberschauen, uns nicht anlehnen und nichts befestigen. Im Gegensatz zum platzsparenden Zaun schafft sie eine größere Distanz nach innen und nach außen.

Durch den begrenzten Vorgarten kommen wir zum Eingang der Häuser. Diese sind von vorne nach hinten durch einen Hausflur erschlossen, der zu den ebenerdigen Hinterausgängen führt. Durch diese Ausgänge können die rückwärtigen Bereiche erreicht und genutzt werden. An den seitlichen und hinteren Grenzen, die das Hausgrundstück markieren, erkenne ich, daß hier ein Hof ist. Diese zumeist aus Maschendrahtzäunen gebildeten Grenzen sind ein geeigneter und notwendiger materieller Rahmen, der eine Zuordnung der Fläche zum Haus herstellt. Sie markieren und sichern den Hof als hausbezogenen Freiraum,

kennzeichnen aber gleichzeitig Aufgeschlossenheit zu den NachbarInnen. Dieser Rahmen, der selbst sehr platzsparend ist, stellt Spielräume her, innerhalb dessen unterschiedliche Anlässe zum Tätigwerden gegeben sind. Der Freiraum einer Hoffläche ist zwar nur eingeschränkt und begrenzt anzueignen (bezogen auf die Anzahl der BewohnerInnen -

"... aber immerhin: Gelegenheiten und Ausgangsbedingungen, die noch besetzbar sind, weil sie Platz schaffen, 'Anlehnungen' bieten, keine Spezialisierungen der Nutzung produzieren und in der Zuordnung durch Grenzen eindeutige Verfügungen herstellen." (Böse, H. 1986/89 : 108)

Das Beispiel des Gründerzeithauses zeigt ein Planungsverständnis, das die Anforderungen einer häuslichen Ökonomie berücksichtigt, d.h. den Lebensort auch als Arbeitsort versteht und durch die Verfügbarmachung des Außenhauses (Vorgarten/Garten) das Innenhaus qualitativ ergänzt.

"In der begrifflichen Einheit 'Innenhaus und Außenhaus', die I.M. Hülbusch prägte, kommt dieser produktive Zusammenhang zum Ausdruck. Er nimmt die kulturhistorisch herausgebildeten und vermittelten Inhalte und Formen von 'Haus und Hof' zur Grundlage der Forderung nach dem vollständigen Wohn - und Arbeitsraum." (Böse,H. 1981/89: 52)

Weitere Arbeiten der Kasseler Schule greifen dieses Thema auf. So z. B. die Arbeit von H. Böse, die sich mit den Prinzipien von Haus und Hof, am Beispiel der Worpsweder Höfe, befaßt.

Zeilenbau der 20er Jahre

'Blutsaugersiedlung'



Das nächste Bild zeigt die 'Blutsaugersiedlung' in der Breitscheidstraße. Die Siedlung, die 1923 erbaut wurde, hat ihren Namen daher, daß sie zunächst vom Finanzamt ausschließlich für ihre MitarbeiterInnen gedacht war. Die Übernahme durch eine Wohnungsbaugesellschaft (GWH) hat hier jedoch zu Veränderungen geführt.

In der Straßenansicht erkennen wir auch hier eine deutliche Begrenzung mit einer Hecke. Doch wie noch aus der Gründerzeit bekannt, stehen die Häuser nun nicht mehr an der Straße, wodurch die durch Grenzen zonierten Vorgartenbereiche entfallen. Um die Bedeutung der Hecke zu verstehen muß ich mir die Struktur genauer ansehen, weil von der Straße die hinter der Hecke liegenden Flächen nicht einsehbar sind.

Dafür schaue ich mir zunächst die Eingangsvorderseiten der Zeile an, die durch die Abwendung von der Straße seitlich über einen Wohnweg erschlossen sind. Die traditionelle Zonierungsabfolge mit Straße, Gehweg und Vorgarten wurde hier aufgelöst. Was bleibt, sind die Treppenstufen mit zurückgelegter Eingangstür als relativ gesichertem Übergangsbereich zum beschränkt öffentlichen Wohnweg. (vgl. AutorInnenkollektiv, 1989/90: 14)

Eine größere Öffentlichkeit kommt erst auf den sich anschließenden Erschließungsstraßen dazu.

An den Wohnweg grenzt eine größere, mit Hecken umfriedete Fläche an, die zwischen den Eingangsfronten der Zeilen liegt. (vgl. Grundriß)

Diese Flächen haben zunächst keine erkennbare Zuordnung, da sie durch den Wohnweg von den Häusern getrennt liegen. Die Lücken in den Hecken, die genau auf die Eingänge zeigen, weisen jedoch auf eine bestimmte Zuordnung hin und sind ein Indiz dafür, daß es eine Zuständigkeit für die Flächen vom Haus aus gibt. Diese überwiegend als Gärten genutzten Bereiche können also noch weitgehend als hausbezogener Freiraum angesehen werden.

" Die Gärten sind nicht einzelnen, angrenzenden oder zugehörigen Wohnungen zugeordnet, sondern nach Bedarf zu pachten. Die ehemalige Aufteilung sah ein kleinstes Parzellenraster von 2 x 20 Meter vor. Durch Pacht mehrerer dieser kleinen Einheiten sind Gärten unterschiedlicher Größe entstanden. Einzelne liegen zeitweise brach, werden als Sitzplätze mitgenutzt oder als Krabbelfläche für Kleinkinder. "

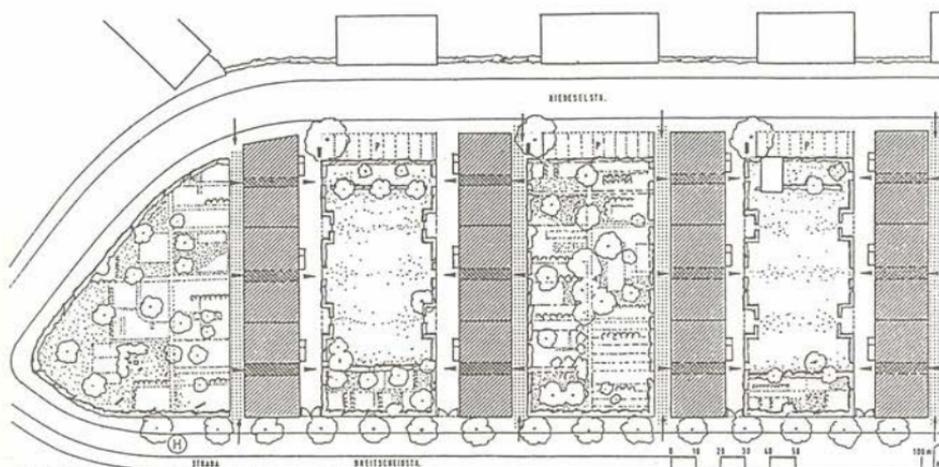
(Böse, H. 1986/89: 111)

Innerhalb dieser Gärten sind Abgrenzungen kaum erkennbar oder sind so schwach ausgebildet, daß sie für mich als Außenstehenden nur undeutlich zu sehen sind. Die Flächen zwischen den Zeilenvorderseiten erinnern mich daher an Grabeländer mit Obst- und Gemüsenutzung, Ziergarten und Sitzgelegenheiten.

Die privaten Nutzungen erklären für mich auch die zur Straße begrenzte Hecke, die in der Straßenansicht zu sehen ist. (vgl. Bild)

Die Höhe dieser Hecke (ca. 2m) deutet auf ein starkes Abgrenzungsbedürfnis hin, welches in dem Aufeinandertreffen von Privatheit und Straßenöffentlichkeit verständlich wird.

Grundriß 'Blutsaugersiedlung'



Quelle: Böse, H. 1986: 110

Vorder- und Rückseiten der Häuser sind hier ebenso ebenerdig durch das Haus miteinander verbunden, wie wir es noch von den Gründerzeithäusern kennen. Diese Durchlässigkeit von innen nach außen und von vorne nach hinten ermöglicht eine Nutzung der hinteren Bereiche. (vgl. Grundriß) Statt einzelner, abgegrenzter Höfe gibt es einen weiteren Erschließungsweg, der den rückwärtigen Teil der Zeile zusätzlich erschließt. Dieser Weg ist mit vier Metern Breite auch Stellfläche für Fahrräder, Spielzeug und eignet sich ebenso zum basteln und reparieren etc. Der Weg ermöglicht trotz dem Fehlen eindeutiger Begrenzungen noch eine eingeschränkte Brauchbarkeit. An den Weg schließt sich eine größere Fläche an, die mit einer relativ lückigen Hecke begrenzt wird. Dieser Bereich wird von beiden Häuserzeilen gleichermaßen als Wäschebleichen genutzt. Nur an den Kopfseiten gibt es noch mit Hecken eindeutig begrenzte Flächen, die brach liegen und vermutlich einmal als Gärten mitgenutzt wurden. Ansonsten gibt es keinerlei innere Begrenzungen. Hier handelt es sich um blocköffentliche Flächen, für die keine eindeutige Zuständigkeit seitens der BewohnerInnen besteht. Die Pflege wird zentral von der Wohnungsbaugesellschaft organisiert.

Zusammenfassung

Die 'Blutsaugersiedlung' ist ein Beispiel dafür, daß über die Strukturen noch Wahlmöglichkeiten für die BewohnerInnen gegeben sind, d.h. die Planer (ähnlich der Gründerzeit) noch ein Verständnis dafür hatten, daß zum Innenhaus auch das Außenhaus nötig ist. Hierzu gehören vor allem die vorne liegenden, begrenzten Gärten sowie die Durchlässigkeit des Hauses, die eine Verknüpfung zwischen vorne und hinten herstellt und darüber unterschiedliche Gebrauchs- und Kontaktmöglichkeiten bietet.

Diese Prinzipien lassen noch an die Gründerzeit anknüpfen. Dennoch haben wir es mit einer anderen Bau- und Freiraumstruktur zu tun. Dies zeigt sich z.B. in der Abwendung der Häuser von der Straße und den nicht mehr vorhandenen Zonierungen von der Straße über den Vorgarten, das Haus, bis in den Hof/Garten. Schließlich deutet die zunehmende Auflösung von Grenzen und Zuständigkeiten, wie z.B. bei den Gemeinschaftsflächen, die als gemeinsame Wäschebleiche genutzt werden, auf eine Reduzierung von Verfügungsmöglichkeiten für die BewohnerInnen. Das Beispiel der 'Blutsaugersiedlung' wäre also eine Zwischenstufe von Block- und Zeilenbauweise.

Zeilenbau der 50er/60er Jahre



Im nächsten Beispiel ist ein klassischer Zeilenbau der 50er/60er Jahre zu sehen. Die Gebäude stehen auch hier, wie in der 'Blutsaugersiedlung', nicht mehr zur Straße orientiert. Vorder- und Rückseiten liegen einander zugewandt. Die Eingänge werden über Wohnwege erschlossen. Grenzen nach vorne

zur Straße fehlen völlig. Dadurch werden die Flächen einsehbar und öffentlich. Sie wirken auf mich wie öffentliche Grünanlagen, mit Bäumen, Sträuchern und größeren Scherrasehflächen. Diese Flächen haben durch das gänzliche Fehlen von Grenzen keine Zuordnung mehr zu den Gebäuden, wodurch den BewohnerInnen jede Zuständigkeit für diesen Außenraum genommen ist. Eine Fläche ohne Grenzen ist kein Freiraum mehr, der genutzt werden kann. Anstelle von aneignbaren Freiraumstrukturen gibt es nur noch administrativ besetzte Flächen mit Gründekoration, die von der Wohnungsbaugesellschaft verwaltet, gepflegt und somit kontrolliert werden.

Spuren privater Aneignung lassen sich nur in den durch die Gebäudegrenze geschützten Eingangsbereichen erkennen. Hier fallen Blumenbeete auf, die offensichtlich von den BewohnerInnen angelegt und gepflegt werden und anscheinend von der Wohnungsbaugesellschaft geduldet sind, weil sie das dekorative Bild der gestalteten Grünflächen nicht stören.

" Die Beete als Wunsch, etwas zu tun und als Anlaß zur Kontaktaufnahme zeigen die Not, das Fehlen einer persönlich/privat verfügbaren Basis im Außenraum." (Böse, H. et al; 1983/89: 95)

Der rückwärtige Bereich, der aufgrund fehlender Ausstattung nicht einmal mehr als Bleiche genutzt werden kann, zumal auch die Hinterausgänge fehlen, zeigt die gleichen Strukturen wie auf der Vorderseite, denn Vorder- und Rückseiten stehen einander zugewandt. (vgl. AutorInnenkollektiv 1989/90: 22) Schon allein wegen dieser baulichen Organisation kann es keine abgestufte Freiraumöffentlichkeit mehr geben.

" Die rückwärtigen Bereiche sind ebenso einsehbar vom Wohnweg und von der Straße aus wie die Vorbereiche, wodurch eine private Nutzung (wäre sie von der übrigen Struktur her möglich) noch erschwert würde. " (ebenda : 23)

Das Fehlen über Grenzen definierter, aneignungsfähiger Strukturen, sowie die bauliche Organisation, drücken ein Planungsverständnis aus, welches die Alltagsbedingungen der Leute nicht mehr ernst nimmt, d. h. die alltägliche Arbeit der Leute ausblendet, sie denunziert.

Hier soll nichts mehr gemacht werden im Sinne von Arbeit.

" Das 'Wohnen' beschränkt sich auf die Wohnung anstelle des 'Hausens', das sich auf das ganze Haus bezieht und 'Innenhaus und Außenhaus' voraussetzt." (ebenda : 22)



Im letzten Beispiel handelt es sich um 6-8 geschossige Wohnblocks der 70er Jahre am Aschrottpark.

Beim ersten hinsehen könnte es sich sogar um einen Park handeln, doch der liegt weiter oberhalb. Die die Gebäude grenzenlos umgebende Fläche sieht aus wie ein Park und ist es doch nicht. Es stehen doch Gebäude drin und außerdem werde ich am Anfang des Weges (durch ein Verbotsschild) darauf hingewiesen, daß es sich hier um ein Privatgelände handelt. Ich setze mich über dieses Verbot hinweg und komme über geschwungene Wege, die zunächst nicht den Gebäuden zuzuordnen sind und mich wieder an einen Park denken lassen, zu den rückwärtigen, jeweils für einen Wohnblock zentralisierten Eingängen. Jetzt habe ich es verstanden; die Flächen gehören wohl doch zu den Gebäuden, oder die Gebäude zu den Flächen - oder wie ist das nun?

Die nach gestalterischen Gesichtspunkten hergestellte Parklandschaft dient nicht mehr einer Zonierung und Zuordnung zu den Gebäuden, sondern hier gilt das Bestreben der EntwerferInnen, durch Schaffung betonter Grünräume (geschwungene Wege, Parkbänke) ein 'gesundes Wohnklima' zu schaffen. (vgl. AutorInnenkollektiv 1989/90, S. 25)

Eine Zuordnung von Flächen zu den Wohnblocks, mit der beliebigen Anordnung der Gebäude, den zentralisierten Eingängen und der fehlenden Durchlässigkeit, ist weder möglich noch sinnvoll, "denn nutzbar wären sie in keinem Fall".(vgl. AutorInnenkollektiv 1989/90, S. 25)

"Kann es bei bis zu 3 oder 4 geschossigen Zeilenbauten noch zur Verbesserung der Aneignbarkeit führen, durch nachträgliche Grenzziehungen eine Freiraumzonierung und Zuordnung herzustellen, so ist das bei höheren Blocks unmöglich. Im 8. Stockwerk fehlt allein schon von der Höhe her jeder Bezug zur ebenerdigen Freifläche. Und sollten sich die BewohnerInnen der unteren Geschosse auf die Freifläche (Grünfläche, Anm. d. Verf.) wagen, so wären sie ständig den Blicken von oben ausgesetzt. Eine Aneignung des Außenraumes stellt sich also schon wegen der überaus großen Einsehbarkeit von vielen Seiten her als unmöglich dar." (AutorInnenkollektiv 1989/90, S. 25)

Das Beispiel der Wohnblocks zeigt deutlich, wie die Trennung von Innen und Außen vollzogen ist, d. h. die Zuständigkeiten, Spielräume und Entscheidungsmöglichkeiten der BewohnerInnen, ihren Alltag selbst zu organisieren, nachhaltig und endgültig aufgelöst werden. "Die Entmischung der Funktionen Wohnen, Arbeiten und Verkehr wird hier vollkommen realisiert." (ebd.: 23)

Zusammenfassung

Für mich wird an den gezeigten Beispielen nachvollziehbar, daß Grenzen ein wichtiges Ausstattungsmerkmal von Freiräumen sowie ein Indiz für eine bestimmte Bau- und Freiraumstruktur sind.

Im Zusammenhang mit anderen Merkmalen (wie Zonierung, Parzellierung, Durchlässigkeit der Häuser) ergeben und sichern Grenzen Freiraumstrukturen, die ein vollständiges Innen- und Außenhaus ermöglichen.

Mit diesem Planungsverständnis ist es mir als Planer möglich Lebensorte zu planen, die den Leuten Wahlmöglichkeiten für ihren jeweiligen Alltag lassen.

(Das Literaturverzeichnis befindet sich am Schluß des vorigen Textes.)

"WIE VERFERTIGE ICH EINEN BAUPLAN ?"

Oder: Wollen allein genügt nicht

Die Idee zu meiner mündlichen Prüfung konkretisierte sich im Frühsommer 1991, nachdem ich mir eine kleine Stadterweiterung der Stadt Hofgeismar angeschaut hatte. Diese Erweiterung, als Einfamilienhausgebiet entworfen, war mir durch meine Berufspraktischen Studien vom Auftrag und vom erstellten Bebauungsplan her bekannt. Dieses Quartier schaute ich mir nun gut 2 Jahre später und ungefähr zur Hälfte bebaut wieder an. Zu meinem Erstaunen fand ich dort neben den erwarteten freistehenden Einfamilienhäusern auch Reihenhäuser und Geschoßwohnungsbau vor. Überhaupt sieht es dort ganz anders aus, als ich es vom Bebauungsplan her im Kopf und auch vorzufinden erwartet hatte. Was dort wie, mit welchen erkennbaren und weiterhin absehbaren Folgen für die BewohnerInnen entstanden ist, möchte ich in meinem Vortrag nun nachzeichnen. Diesen habe ich wie folgt aufgebaut.

1. Welche grundsätzlichen Überlegungen und Voraussetzungen sind für die Verfertigung einer guten Planung bzw. eines guten Bauplanes wichtig?
2. Das konkrete Beispiel: Ich werde den Bebauungsplan der Stadterweiterung Hofgeismar vorstellen und daran meine auffälligste Kritik anhand der in Pkt. 1 genannten Bedingungen benennen. Kurz skizzieren möchte ich zudem die Absichten und Vorstellungen der Stadt und der PlanerInnen.
3. Mit Hilfe von Bildern werde ich die bis jetzt erfolgte Stadterweiterung vorstellen und die schon erkennbaren sowie die absehbaren Folgen für die BewohnerInnen aufzeigen. Für diesen schriftlichen Beitrag ist dafür eine kleinere Auswahl zusammengestellt worden.
4. Zum Schluß werde ich einen eigenen Bauplan zur Diskussion stellen.

1. Voraussetzungen für eine gute Planung bzw. einen guten Bauplan

Voraussetzung für jede seriöse Planung ist es zunächst, daß ich als Planerin meine Vorstellungen und Absichten benenne. Wenn ich plane, dann muß ich sagen, für wen ich plane. PlanerInnen müssen über die Arbeit derer nachdenken, für die sie planen, und sie müssen die Organisation dieser Arbeit ermöglichen (vgl. HÜLBUSCH, I.M., 1978:11). Meine Absichten und Vorstellungen beziehen sich auf eine Tradition des Denkens und Wissens, das von vielen an dieser Hochschule in Theorie und Praxis erarbeitet worden ist und weiterhin erarbeitet wird. Dabei müssen wir zwei Ebenen der Herangehensweise betrachten, zum einen die der Theorie bzw. Philosophie und zum anderen die Ebene der sich daraus ergebenden konkreten Organisation.

Philosophie - Planungsverständnis

Unter Arbeit verstehe ich nicht nur entlohnte Arbeit, sondern vor allem auch die tägliche Arbeit, die zur 'Herstellung' und 'Erhaltung' des menschlichen Lebens und der sozialen Beziehungen notwendig ist.

Das Haus spielt für den 'Alltag' eine besonders wichtige Rolle. Es ist die Lebens- und Arbeitsstätte vor allem der Familienfrauen, Alten, Jugendlichen, Kinder und Arbeitslosen. Es ist somit Reproduktionsstätte und vor allem auch Produktionsstätte. Aus dieser Grundüberlegung heraus ergibt sich, daß zum vollständigen Wohnen, besser gesagt zum "Hausen", das "Innenhaus" und das "Außenhaus" gehören. Nur in dieser Gesamtheit, also der Verfügbarkeit über Haus, Hof und Garten (bzw. ein Stück Land), ist ein weitgehend selbstständiges und ökonomisches "haus"wirtschaften möglich. Dies ist besonders für die Leute (lebens-) notwendig, die nicht sämtliche notwendigen Tätigkeiten beliebig durch Dienstleistungen oder Waren ersetzen können (vgl. ebenda).

Eine weitere wesentliche Bedingung ist die Verfügbarkeit und Möglichkeit der Aneignung von Freiräumen. Voraussetzung für deren Nutzbarkeit bzw. für soziale Verhaltensmöglichkeiten ist eine abgestufte Zuständigkeit und Zugänglichkeit der Flächen. Diese geht von privat, über halböffentlich bis öffentlich, wobei es dazwischen weitere differenzierte Abstufungen gibt. Zu diesen jeweiligen Räumen und Flächen haben jeweils unterschiedliche Personengruppen Zugang bzw. sind dafür zuständig. Dies sind in der Reihe von privat nach öffentlich z.B. nur Familienmitglieder, die NachbarInnen, die in der Straße Lebenden, im Quartier Lebende, Fremde. Über die Zugänglichkeit und Zuständigkeit wird ein Ort definiert und sozial kontrolliert. Dieses erlernte, selbstverständliche Wissen ermöglicht Verhaltenssicherheit, welche wiederum eine wichtige Voraussetzung für die Aneignung von Freiräumen ist. (vgl. BÖSE, H., 1981). Zusammengefaßt bedeutet dies, daß die Freiraumplanung Strukturen planen kann und will, die die tägliche Arbeitsorganisation und die Aneignung von Freiräumen ermöglicht. Sie kann und will aber nicht deren Nutzungen planen, denn diese ist die Sache der BewohnerInnen, jeweils nach deren Notwendigkeiten und Ansprüchen.

Eine weitere Voraussetzung für die Erstellung eines Bauplanes ist der Bezug zum vorhandenen Gebiet, also zu dem, was schon da ist, um mit Hilfe des Vorhandenen eine Prognose für die weitere Entwicklung abgeben zu können.

Konkrete Organisation

Aus diesem theoretisch-philosophischen Planungsverständnis ergibt sich die zweite Ebene, die der konkreten Organisation. Die Voraussetzungen zum vollständigen Wohnen oder "Hausen" sowie zur Herstellung gebrauchsfähiger Freiräume hängen im wesentlichen vom Siedlungsgrundriß, also der Quartierserschließung, und der Zonierung und Zuordnung der Häuser und Gärten ab.

Erschließung:

Für die Erschließung ergibt sich ein hierarchisches Organisationsprinzip der Straßen, also ein Netz von Straßen und Wegen mit unterschiedlicher Funktionsbindung. Ein solches Prinzip ermöglicht eine gute Organisationsmöglichkeit des Quartiers und eine gute Orientierungsmöglichkeit innerhalb des Quartiers. Ein

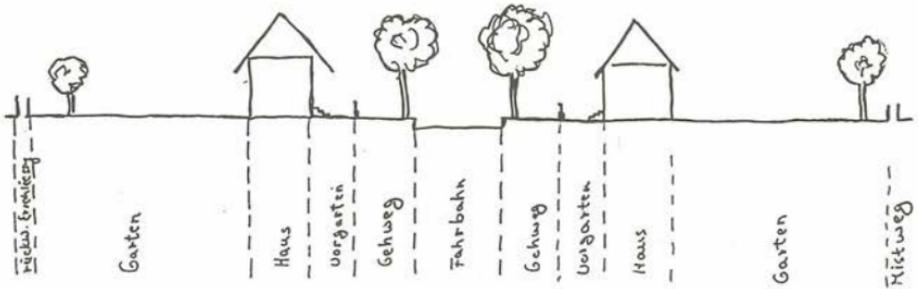


Beispiel für eine hierarchische Erschließung bieten Gründerzeitquartiere, wie z.B. im vorderen Westen von Kassel. Diese einfache und simple Erschließung tut nicht mehr, aber vor allem auch nicht weniger als die Organisation der täglichen Arbeit zu ermöglichen bzw. zu erleichtern. Es bedarf keiner Neuerfin-

dung 'schön' geschwungener Wege, die sowieso nur auf dem Entwurf erkennbar sind. Ein Quartier erhält nicht über den Entwurf, sondern über die BewohnerInnen seine Originalität. Das hierarchische Organisationsprinzip ermöglicht weiterhin eine einfache und sinnvolle spätere Erweiterung der Quartiere. Diese Erweiterungsmöglichkeiten muß ein guter Bauplan mit beinhalten.

Parzellierung und Zonierung:

Für die Zonierung und Zuordnung der Grundstücke und Häuser ergibt sich folgende, skizzenhaft dargestellte Anordnung



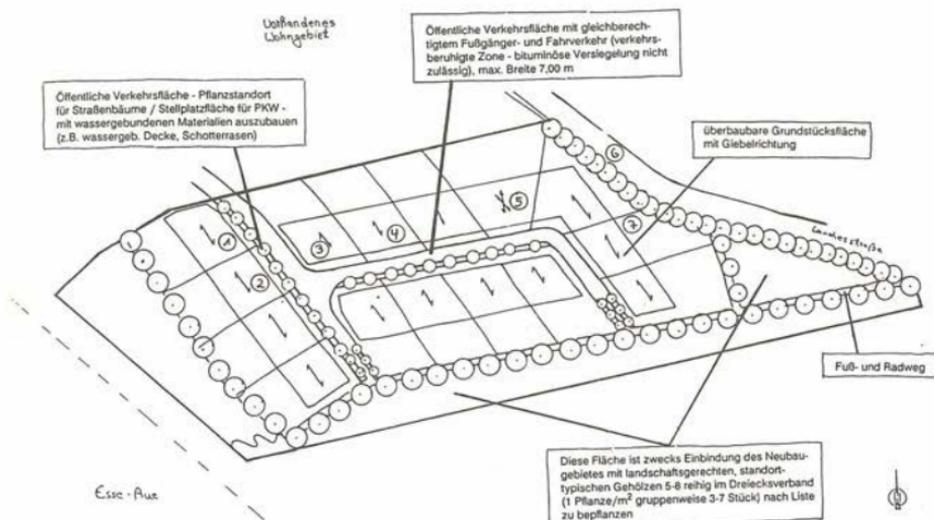
Die Häuser stehen straßenorientiert. Der Vorgarten ist der Übergangsbereich vom privaten Haus zur Öffentlichkeit der Straße. Er bietet die Sicherheit des privaten Raumes, von dem aus eine weitere "Freiraumeroberung" und Kontaktaufnahme nach "draußen" möglich wird. Eine Abstufung der Zugänglichkeit und Zuständigkeit haben wir auch auf der Rückseite des Hauses. Der Hof (Terrasse) ist die private Zone und nur für Familienmitglieder oder 'geladene Gäste' zugänglich. Nach hinten hin wird der Garten immer nachbarschaftsöffentlicher und es können sich Kontakte und Anlässe z.B. über die Gartenarbeit ergeben. An diese kann angeknüpft werden oder auch nicht. Für diese abgestufte Zonierung sind tiefe und schmale Grundstückszuschnitte notwendig. Die rückwärtige Erschließung ist wichtig für die Arbeitsorganisation und Zugänglichkeit von Garten und Haus. Bei einer geschlossenen Bebauung ist sie sogar unerlässlich. Sie ermöglicht eine innere Durchlässigkeit des Quartiers, vor allem für diejenigen, die dort leben und sich auskennen. Idealtypisches Vorbild einer solchen Bebauung und Zonierung sind gute Reihenhausquartiere, wie wir sie in Kassel z.B. in Kirchditmold und im Fasanenhof finden. Neben einer Zonierung, die eine Freiraumaneignung ermöglicht, sind sie wandelbar und anpassungsfähig an die "Wechselfälle des Lebens" (STEINHÄUSER, U., 1990). Vorteile gegenüber einer freistehenden Einfamilienhausbebauung ist der sparsame Baulandverbrauch, höhere Dichten bei guter Freiraumaneignungsmöglichkeit, günstiger Energie und Rohstoffverbrauch nicht nur bei der Bauherstellung, sondern vor allem bei der Baunutzung. Die höhere Dichte bietet zudem die Möglichkeit, daß sich Infrastruktur (z.B. Laden, Kneipe) ansiedeln kann (ausführlich hierzu HOSE, G., (1983) 1991).

2. Das Beispiel - Der Bebauungsplan einer Stadterweiterung von Hofgeismar

Das Erweiterungsgebiet befindet sich auf einem Höhenrücken am südöstlichen Stadtrand von Hofgeismar und schließt an eine Wohnbebauung aus den 30er Jahren an. Im Süd-Westen liegt unterhalb einer

inzwischen verbuschten Hangkante (alte Obstbäume weisen auf frühere Gartennutzung hin) die Esseeue. Im Nord-Osten wird das Erweiterungsgebiet durch eine 5,50 m schmale Landesstraße begrenzt. Die Häuser des alten Quartiers bilden zur Landesstraße hin eine Straßenrandbebauung mit Einzelhäusern, während im Quartier oft Doppelhäuser zu finden sind. Die Flächen im Süd-Osten sowie nördlich der Landesstraße werden landwirtschaftlich genutzt. Im Gebiet selbst ist keine Infrastruktur vorhanden. Geschäfte und Läden finden sich erst im Stadtkern, der zu Fuß in etwa 15-20 min. zu erreichen ist. Da eine Verkleinerung des B-Planes nicht mehr lesbar ist, habe ich die wesentlichen Strukturen durchgezeichnet. Die Nummern weisen auf die Grundstücke bzw. Standorte hin, die ich unter Punkt 3 anhand von Bildern vorstellen werde.

Prinzip des Bebauungsplanes der Stadterweiterung Hofgeismar ohne Maßstab



Das Bebauungsplangebiet selbst ist knapp 2,5 ha groß. Vorgesehen sind 15 Grundstücke zwischen 800 m² und 1100 m². Die durchschnittliche Grundstücksgröße liegt bei 850-950 m². Im folgenden stichwortartig die wichtigsten Festsetzungen des Bebauungsplanes (B-Plan): Reines Wohngebiet, 1 Vollgeschoß plus Dachgeschoß, offene Bauweise, Grundflächenzahl 0,3, Geschößflächenzahl 0,4.

AUFFÄLLIGE KRITIK AM BEBAUUNGSPLAN

Zunächst die auffälligsten Kritikpunkte, die auf der lesbaren Entwurfsebene sozusagen ins 'Auge fallen':

- Statt einer Anbindung an die Landesstraße wird das Quartier durch eine Sackgasse erschlossen. Dies führt zur Abriegelung des Gebietes und zu weiten Wegen statt kürzester Anbindung. Neben dem zusätzlichen Autoverkehr innerhalb des Planungsgebietes geht dies vor allem zu Lasten des alten Wohnquartiers.

- Das Gebiet hängt insgesamt abgeschottet am alten Wohngebiet dran, eine innere Erschließung fehlt. So gibt es z.B. kein Durchkommen zwischen dem alten und neuen Wohngebiet.
- Die Grundstücke sind sehr groß, was zu einem hohen Flächenverbrauch und einer unökonomischen Ausnutzung der Erschließungs- und Versorgungsanlagen (Wasser, Strom, Straße) führt. An der Landesstraße befinden sich die größten Grundstücke (über 1000m²), die durch die Sackgassenerschließung teilweise eine sehr seltsame Parzellierung haben. Es ist absehbar, daß hier zwar viel Fläche vorhanden ist, aber wenig brauchbare, im Sinne von aneigenbarer Fläche entstehen kann. Die dazu notwendige Abstufung der Freiräume ist nicht möglich.
- eine sinnvolle spätere Erweiterung des Gebietes ist aufgrund der Erschließung und der 15 m breiten Gehölzabpflanzung nicht möglich. Diese Abriegelung des Quartiers wird als "Ortsrand" bezeichnet.

ABSICHTEN UND VORSTELLUNGEN

Bevor ich zeige, was bisher im Gebiet passiert ist, möchte ich auf die von mir vermuteten Vorstellungen der Stadt und der PlanerInnen, bzw. deren Umgang mit den Vorgaben und Absichten der Stadt, eingehen.

Absicht der Stadt:

Die Stadt Hofgeismar will mit der Wohngebietserweiterung eine bestimmte Schicht ansprechen, und zwar junge Familien, die sich einen Hausbau leisten bzw. erwägen können. Das bedeutet, daß diese zumindest einen 'sicheren' entlohnten Arbeitsplatz haben und somit kreditwürdig sind. Das Bauland selbst wird von der Stadt subventioniert, es ist, voll erschlossen, mit 47,-/ m² als sehr günstig zu bezeichnen. Für diese angesprochene Schicht werden bestimmte Vorstellungen und Ansprüche gedacht, das 'Wohnen im Grünen', die "Villa am Südwesthang" oder 'ländlich ruhig'. Diese Vorstellungen finden sich in den Vorgaben der Stadt, die sie über einen Bebauungsplan - Vorentwurf formuliert hat, wieder. Dieser Vorentwurf beinhaltet die großen Grundstücke, eingeschossige Häuser in offener Bauweise, und, 'ländlich ruhig', das reine Wohngebiet. Dies ist die sogenannte höchste 'Schutzkategorie' für Wohngebiete. Dazu gehört auch die 'Verkehrsberuhigung' durch die Sackgassenerschließung. Dieser Vorentwurf ging als Vorlage an das Planungsbüro.

Umgang der PlanerInnen:

Der Vorentwurf der Stadt wurde von den PlanerInnen scheinbar absichtslos übernommen. Die Sackgassenerschließung wurde beibehalten, Größe und Parzellierung der Grundstücke wurden unwesentlich verändert. Der inzwischen rechtsgültige Bebauungsplan ist daher fast identisch mit dem Vorentwurf der Stadt. Gleichzeitig werden auf der materiellen Ausstattungsebene die momentan marktgängigen Ausstattungen und Ideologien verwendet. Deutlich wird das z.B. am Straßenraum. Die Zonierung der Straße wird aufgehoben, es gibt keine Gehwege mehr. Eine Andeutung der Gehwege ist ein Streifen mit mittig gepflanzten Bäumen, der als Parkstreifen und Pflanzstandort ausgewiesen ist. Es wird eine scheinbare Gleichberechtigung von Auto und FußgängerInnen auf "nicht bituminös zu versiegelnden Flächen" versprochen und vorgetäuscht. Eine solche 'Gleichberechtigung' gibt es aber nicht. Dahinter steht nicht der Gedanke der Gebrauchsqualität eines Straßenraumes mit Bäumen als straßengliedernden Elementen (Dachbildung), sondern 'Ökologie' und 'Ausgleichsideologie'. Dieses 'Ver-

ständnis' zeigt sich auch hinter der Ortsrand-Abpflanzung, bei der es ebenfalls nicht um die Bedeutung und Funktion von Ortsrändern als ergänzendes, quartiersnahe Freiraumangebot geht. Dazu paßt bzw. erscheint es fast konsequent, daß die PlanerInnen in der textlichen "Begründung zum Bebauungsplan" ihre Absichten und Vorstellungen nicht erläutern. Dies wäre aber die Bedingung dafür, daß sich 'Betroffene' mit der sie betreffenden Planung auf der vertrauten Ebene der alltäglichen Erfahrungen auseinandersetzen und auch wehren können. Die textliche Begründung zum vorgestellten Bebauungsplan ist keine Begründung im eigentlichen Sinne, sondern nur eine Wiederholung der Festsetzungen. Als Beispiel folgende zwei Zitate aus der "Begründung zum Bebauungsplan":

"4. Planungsziele

Die im Geltungsbereich des Bebauungsplanes gelegenen Grundstücke werden so parzelliert, daß eine zweckmäßige Bebauung entsteht." (Bebauungsplan der Stadt Hofgeismar, "Am Echelnberg", 1989).

Kein Wort darüber, was eine zweckmäßige Bebauung ist, bzw. was sich die PlanerInnen darunter vorstellen.

"5. Erschließung

5.1 Straße

Das Planungsgebiet wird durch die Straße 'Echelnberg' erschlossen". (ebenda).

Wiederum keine Begründung, warum das Planungsgebiet über das alte Gebiet bzw. mit einer Sackgasse erschlossen werden soll. Kein Wort z.B. von der absehbaren und verlagerten Verkehrsproblematik. Da keine wirkliche Begründung zum Bebauungsplan vorhanden ist, müssen wir wieder zurück auf den Bebauungsplan schauen, und gucken, was uns dieser zu vermitteln scheint. Die anschließenden Bilder zeigen dann, was bisher wirklich geworden ist. (Die geeigneten LeserInnen müssen nun noch einmal zu dem zuvor schon dargestellten Bebauungsplan zurückblättern, da das an dieser Stelle gezeigte farbige Dia des Bebauungsplanes der Kürzung zum Opfer gefallen ist).

Die im Bebauungsplan als überbaubar vorgesehene Fläche vermittelt uns die Vorstellung von einem vorbildlichen Straßenraum, bei dem die Häuser straßenorientiert stehen und die seitlichen Grenzen des Straßenraumes bilden. Auch die eher schmalen und tiefen Grundstücke in der Mitte bzw. im Südwesten des Planungsgebietes scheinen für eine Freiraumaneignung geeignet. Ein weiterer Eindruck ist die formale Gleichheit der Grundstücke, die sich scheinbar auch über den gleichen Quadratmeterpreis ausdrückt. Real gibt es aber neben topographischen Unterschieden vor allem Unterschiede in der Lagegunst. Die Gegensätze sind hier die Grundstücke oberhalb der Aue im Südwesten und die an der Landesstraße im Nordosten. Ich möchte nun anhand von Bildern zeigen, was bisher geworden bzw. weiter absehbar ist. Diesem Teil stelle ich die These voran, daß sich die realen Unterschiede, vor allem die der Lagegunst, in der Bebauungsstruktur nachzeichnen lassen bzw. sich in dieser widerspiegeln.

3. Was bisher geworden ist - eine kleine Diashow

1. Bild: Folgendes Bild zeigt das Haus auf dem nordwestlichsten, zur Aue hin gelegenen Grundstück ①



Hier hat sich der Traum von der "Villa am Südwesthang" weitestgehend erfüllt. Das 'notwendige' Land drumrum liefert das nebenliegende zweite Grundstück, welches als Garten genutzt wird. ②

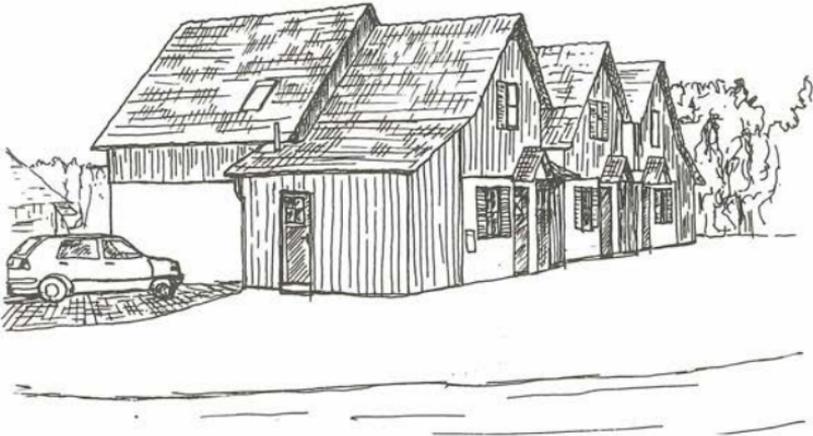
2. Bild: Dieses Bild gibt den Blick von der Landesstraße aus entlang der künftigen Erschließungsstraße (links im Bild) Richtung Aue wieder. Auf der rechten Seite 2 Häuser, die auf den mittleren Grundstücken (③ ④) stehen. Die Eingangsbereiche dieser giebelständigen Häuser liegen seitlich, die Häuser selbst stehen nicht straßenorientiert, sondern tief in den Grundstücken.



Die nun entstandene Fläche zwischen Haus und Straße ist somit eine 'funktionslose', eine 'verlorene' Fläche, da der Vorgarten seitlich liegt. Diese Flächen werden zu Abstandsgrün werden, was auch schon an den Raseneinsaaten und Ziergehölzpflanzungen zu erkennen ist. Deutlich wird, daß sich kein Stra-

ßenraum bilden kann, der über die Häuser und Vorgärten als 'sozialer Anknüpfungspunkt' definiert wäre. Dies hat der Entwurf mit seiner zur Straße orientierten überbaubaren Fläche nur vorgetäuscht. Weiterhin stehen die Häuser verkehrt zueinander, d.h., der Eingangsbereich des unteren Hauses liegt der Gartenterrasse des oberen Hauses gegenüber.

3. Bild: Waren es bisher noch ein Haus pro Grundstück (bzw. sogar 1 Haus und 2 Grundstücke), so wird es nun noch 'spannender'. Zu sehen sind im Bild drei Reihenhäuschen auf einem Grundstück. (5)



Im Prinzip stehen diese 3 Häuser wie die zuvor beschriebenen Einzelhäuser, und die Problematik ist vergleichbar. Verschärft wird sie allerdings dadurch, daß die den Häusern zugeordneten Flächen sehr eng geworden sind. Die Tiefe der seitlich liegenden 'Gärten' beträgt 5m. Auf dem zur Straße hin liegenden Bereich sind die Parkplätze für die Autos angelegt. Also wieder von der Straße abgewandte Häuser, keine Eingänge, keine "Gesichter der Häuser" zur Straße hin. Durch die Auflösung des Straßenraumes fehlt die soziale Kontrolle der Straße, die den BenutzerInnen der Straße Verhaltenssicherheit und auch ein 'direktes' Gefühl von Sicherheit vermittelt.

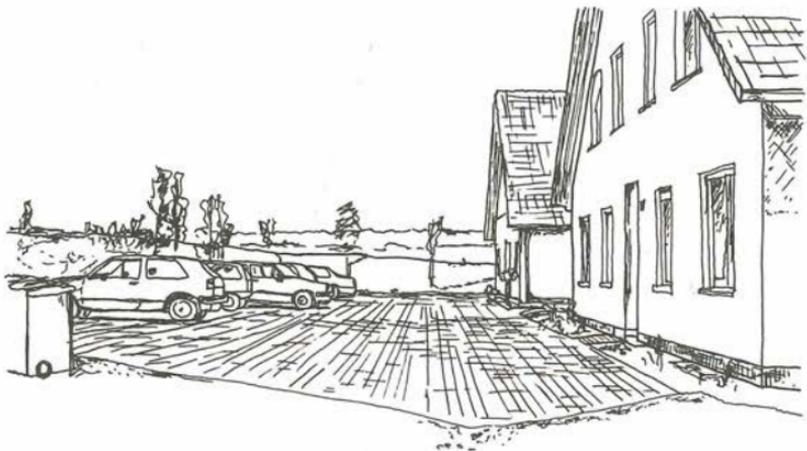
Eine ansich sinnvolle Reihenhausbauung kann hier aufgrund der Zuordnung und Zonierung nicht den tragfähigen materiellen Rahmen bilden, die dieser Haustyp für die "Wechselfälle des Lebens" idealtypisch beinhalten würde. So ist nur als ein Beispiel zu nennen, daß eine Erweiterung des Wohnraumes durch An- und Zubauten unmöglich ist.

4. Bild: Im nächsten Bild (6) sehen wir links die am östlichen Rand des Planungsgebietes vorbeiführende kleine Landesstraße mit einer Breite von 5,50 m. Aufgrund ihrer Breite und des mäßigen Verkehrsaufkommens ist sie recht gut zu queren. Bis zur Höhe des neuen Wohngebietes hat sie beidseitig recht breite Gehsteige. Ein kleiner Trampelpfad führt von diesem Gehsteig aus in das neue Wohngebiet hinein.



In der Mitte des Bildes taucht auf einmal ein neu aufgeschütteter Erdwall mit dahinterliegenden Häusern auf. Diese wollen wir uns doch mal näher anschauen.

5. Bild (7): Für mich war es zunächst kaum zu glauben. Doch bei näherem Hinsehen zeigt sich, daß es sich bei den Häusern um Geschößwohnungsbau im 'Einfamilienhaus-Look' handelt.



Die drei versetzt aneinander gebauten Gebäude stehen auf den beiden südöstlichsten Grundstücken. Jedes Gebäude hat 4! Wohnungen. Wir haben hier also 12 Wohnungen auf 2 Grundstücken. Die Eingänge liegen Richtung Landesstraße, also nicht zur im B-Plan vorgesehenen Erschließung hin. Vor den Gebäuden liegt eine 12m tiefe Betonpflasterfläche als Parkplatz, die durch den 2,50m hohen Erdwall

von der Landesstraße abgeriegelt wird. Und weil das alles Platz braucht, sind die rückwärtigen Flächen, über die auch nur die unteren Wohnungen verfügen, nur noch 3 m tief. Dann neigen sich die aufgeschütteten Terrassen mit einem sanften Wall zur vorgesehenen eigentlichen Erschließung herab.

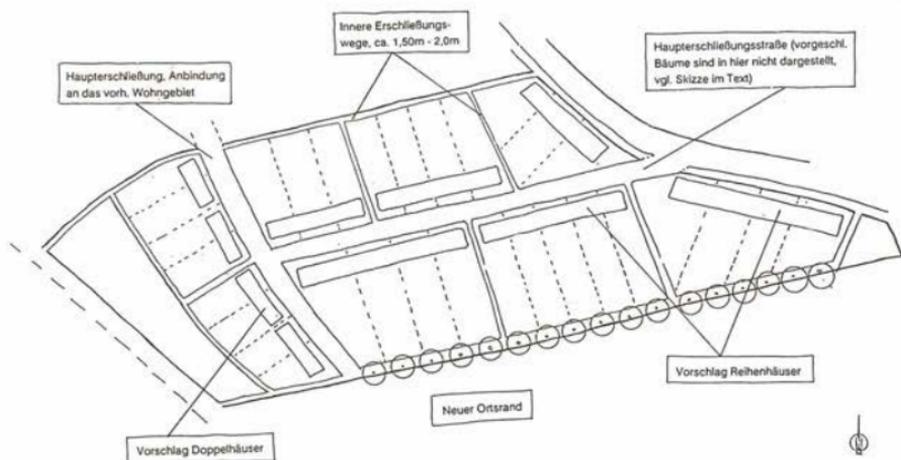
Die unterschiedliche Lagegunst spiegelt sich also in der Wohnform von der 'kleinen Villa' bis hin zum Geschosswohnungsbau wider. Die 'Villa' an und mit Blick auf die Aue, an der Straße Geschosswohnungsbau. Die offensichtlich unterschiedliche Lagegunst hätte in der Planung mit bedacht und überlegt werden müssen. Somit wäre diese Entwicklung ein stückweit prognostizierbar gewesen, und es hätte damit offensiv umgegangen werden können und müssen. Neben den so entstandenen gravierenden Einschränkungen eigener Nutzungs- und Entscheidungsmöglichkeiten für einen Großteil der Bewohnerinnen des Gebietes finde ich insbesondere die Straßen- und Ortsrandgestaltung ärgerlich. Durch diese wird bei den ohnehin schon stark eingeschränkten Möglichkeiten die Aneignung nutzbarer Freiräume verhindert.

Im folgenden möchte ich nun meinen Bauplan vorstellen, der meiner Überzeugung nach ein tragfähiges Prinzip für dieses Gebiet dargestellt hätte. Zu erwähnen bleibt, daß in diesem Bauplan Baumstreifen entlang der Landesstraße und in der Hauptquartierserschließung vorgesehen sind, die ich an dieser Stelle der prinzipiellen Übersichtlichkeit wegen nicht eingezeichnet habe. Ein Schnitt des Straßenraumes folgt anschließend an den Bauplan.

4. Eigener Plan

Eigener Bauplan, Prinzip der Stadterweiterung

(ohne Maßstab)



Die wesentlichen Kriterien seien hier stichwortartig genannt:

Erschließung:

- eine Quartierserschließung, die an die Landesstraße anbindet
- die innere Erschließung dient der Durchlässigkeit und kurzen Wege zu Fuß oder per Rad aus, in und durch das Gebiet.

Häuser und Grundstücke:

- Die Grundstücke sind schmal und tief. Die Maße betragen ca. 12,50 m x 40 m. Die Gesamtgrundstücksfläche beträgt somit ungefähr 500 m².
- Das Prinzip ist eine geschlossene Bauweise mit Reihenhäusern und/oder Doppelhäusern. Aber auch für freistehende Einzelhäuser wäre dies ein tragfähiger Rahmen.
- An der Landesstraße wird die straßenorientierte Bebauung fortgeführt. Die Grundstücke sind hier etwas breiter und weniger tief. In diesem 'quartiersöffentlichsten' Bereich wäre die Ansiedlung einer Infrastruktur gut denkbar und möglich.
- Die Häuser innerhalb des Gebietes stehen straßenorientiert, der Vorgarten beträgt ca. 3 m. Die Häuser bilden die seitliche Grenze des Straßenraumes. Damit dies funktioniert, habe ich eine Fluchtlinie festgesetzt, die die vordere Hausseite festlegt.

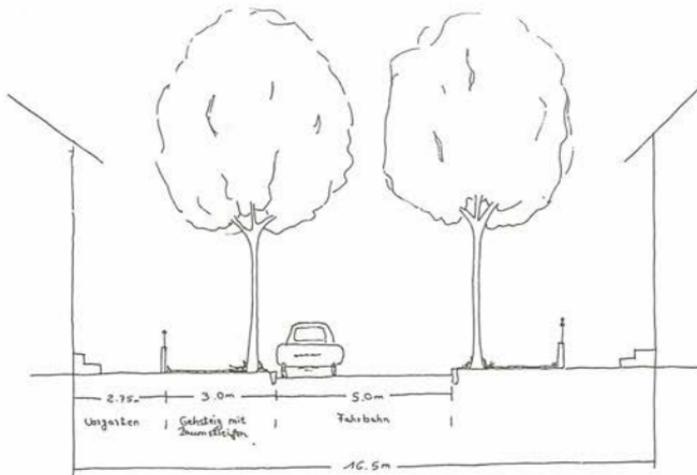
Weitere wichtige Punkte:

- Entlang der Gärten im südöstlichen Bereich wird ein schmaler, 2m breiter Schotterstreifen entlanggeführt. Dieser ist notwendig, um die Haupteerschließungsstraße nicht als Sackgasse enden zu lassen. Die rückwärtigen Gärten, der Weg und die gepflanzten Obstbäume bilden den neuen Ortsrand.
- Eine sinnvolle Erweiterung des Gebietes nach dem gleichen Prinzip ist über die gegebene Struktur problemlos möglich. Der genannte Schotterweg wäre dann der rückwärtige Erschließungsweg der südlich neu angrenzenden Gärten (vgl. Prinzipskizze unter Pkt. 1). Die Obstbäume würden dann auf den neuen Grundstücken stehen und diesen sogar schon einen gealterten Rahmen geben.

Die 'kniffligen' Ecken einer Erweiterung werden immer im Bereich der Landesstraße liegen. Aber mit dem vorgestellten Planungsverständnis und dem daraus entwickelten Prinzip ist es mir möglich, vom 'Allgemeinen' auf das 'Besondere' eines Ortes eingehen zu können.

Der Straßenraum:

Die Straße verstehe ich nicht nur als Verkehrsweg, sondern vor allem als Freiraum, als Weg und Ort. Als täglicher Lebens- und Arbeitsort, wo 'Nebenbeianlässe' möglich sind, die über die zielgerichtete Tätigkeit hinausgehen. Um dies zu ermöglichen ist eine Zonierung und materielle Differenzierung nötig, die im Bereich der Haupteerschließungsstraßen meines Bauplanes wie folgt aussieht:



Zu 'guter' Letzt

Es bleibt mir nun nurmehr zu sagen, daß an dieser Stelle sehr wohl ein Quartier, auch für die angesprochene Schicht, hätte entstehen können, das den BewohnerInnen den Rahmen für ihre jeweiligen Nutzungen und Notwendigkeiten hätte bieten können. Wichtig bei der Aufarbeitung des vorgestellten Gebietes ist mir, aus diesen Fehlern zu lernen. Das heißt für mich als Planerin, sich Planungen wieder anzuschauen und damit zu überprüfen, was daraus geworden ist. Vor allem auch meine eigenen Planungen zu überprüfen, ob meine Absichten und Prognosen eingetroffen sind. Und wenn nicht, eben rausfinden, woran es lag. So werden Fehler, die immer auf Kosten der BewohnerInnen gehen, nicht fortgesetzt.

Literaturverzeichnis

- BEBAUUNGSPLAN 'Am Echelnberg' der Stadt Hofgeismar, 1989, Hofgeismar
- BÖSE, H., 1981, Aneignung städtischer Freiräume, Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 22, Gesamthochschule Kassel.
- HOSE, G., (1983) 1991, Verschiedene Reihenhaustypen -Ihre Vorteile und Nachteile- Schriftenreihe des Fachbereiches Architektur, Heft 07, Gesamthochschule Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M., 1978, Innenhaus und Außenhaus -umbauter und sozialer Raum-, Diplomarbeit am Fachbereich 13, Gesamthochschule Kassel.
- STEINHÄUSER, U., 1990, Planen für die Wechselfälle des Lebens, Notizbuch 16 der Kasseler Schule, Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation, Gesamthochschule Kassel.

weiter verwendete Literatur

- BIEGLER, H.J., 1979, Alltagsgerechter Mietwohnungsbau, Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel.

Die Bilder wurden mir dankenswerterweise von Martina Wenzel durchgezeichnet.

DENN SIE MÜSSEN NICHT, WAS SIE TUN

Vorweg ein kurzer Überblick über unsere Prüfung:

Wir haben ein freiraumplanerisches Thema gewählt, und zwar handelt es sich um eine Reihenhausesneubausiedlung in Bremen. Nachdem wir euch die Siedlung etwas näher vorstellen werden, kritisieren wir zunächst den Bebauungsplan, um im Anschluß daran die sogenannte Freiraumplanung zur Siedlung prüfend zu erläutern. Zu guter Letzt präsentieren wir euch unseren eigenen freiraumplanerisch begründeten Bebauungsplan. Doch an dieser Stelle halten wir es für notwendig, zunächst unsere eigenes Verständnis zur Freiraumplanung als Ergebnis unseres Studiums in Kassel kurz darzustellen.

In der Freiraumplanung steht die häusliche Ökonomie, d.h. die Sicherung der sozialen, physischen und materiellen Lebensbedingungen, im Vordergrund der Planung. Zur Vollständigkeit des Hausens gehören ein Innenhaus und ein Außenhaus, die sich einander ergänzen. Inge Meta Hülbusch schreibt dazu 1978: "Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist."

Wichtige Orte zur Bewältigung des Alltages sind aber auch die öffentlichen Freiräume, wie z.B. die Straße. Innenhaus und Außenhaus sind also die Ausgangsbedingungen für eine vernünftige Organisation des Alltages und vor allem der nicht entlohnten Arbeit, wie z.B. die Hausarbeit. Deren qualitative Brauchbarkeit wird bereits im Siedlungsgrundriß mitentschieden. In den seltensten Fällen ist jedoch die häusliche Ökonomie und die Produktion der Reproduktion die Grundlage der Planung. In der Regel haben wir als FreiraumplanerInnen es mit Restflächen von Siedlungen zu tun, die, ohne die Wohn- und Lebensbedingungen der häuslich Produzierenden ernst genommen zu haben, konzipiert wurden. Haben wir keine Chance, uns in die Bebauungsplanung einzumischen, so bleibt es unsere Aufgabe, die Freiräume im nachhinein zu organisieren. Auf Grundlage des Vorhandenen müssen wir versuchen, Freiräume zu schaffen, über die die Leute verfügen können, d.h. ihnen Handlungsspielräume einzuräumen. Dies ist eine grundlegende Voraussetzung zur Sozialisation und Identifikation im Quartier.

Die Qualität der Freiräume zeichnet sich in der Brauchbarkeit für die Alltagsbewältigung der Leute aus. Die Absicht der Freiraumplanung ist es, viele Nutzungen und Verhaltensmöglichkeiten zu ermöglichen, in denen soziale und individuelle Autonomien im Alltagsgebrauch entwickelt werden können. Das setzt ein Verständnis gegenüber den ganz alltäglichen Dingen sowie den Voraussetzungen zur Hauswirtschaft voraus.

In der Freiraumplanung geht es also nicht um die Originalität der PlanerInnen sondern darum, Räume zu organisieren, die verschiedene Nutzungen zulassen, und damit die Originalität den NutzerInnen zu überlassen. Die Freiraumplanung lernt aus der Praxis, d.h. von Planungen, die sich bereits im alltäglichen Gebrauch bewährt haben. Besonders einfach strukturierte und sparsam ausgestattete Freiräume erlauben eine Vielzahl an Nutzungen.

Immer wieder stellen wir uns die Frage, was wohl übrig bleiben wird von den in den letzten Jahren gelernten Inhalten.

Unsere Erwartungen an die Praxis sind oft genug eher Befürchtungen; die während der Berufspraktischen Studien gesammelten Erfahrungen haben z.T. das ihrige dazu beigetragen. Schlechte Karten also für die eigene Arbeitsperspektive und die Möglichkeiten, das Gelernte umzusetzen? Reichen unser Wissen und die anspruchsvollen Absichten für den Berufsalltag aus?

"Man muß eben auch durchhalten können." Dieser Rat, den Kiwi uns unlängst gegeben hatte, ist u.a. Aufhänger für das Thema unserer mündlichen Prüfung. In der Praxis zeigt sich schließlich immer wieder, daß es mit dem 'Durchhalten' gar nicht so einfach ist, wie auch unser für heute ausgewähltes freiraumplanerisches Siedlungsbeispiel zeigen wird. Anhand einer von einer Baugesellschaft geplanten Reihenhausneubausiedlung in Bremen wollten wir u.a. mal nachprüfen, inwieweit die Kenntnisse und Theorien der Freiraumplanung 'nach Art des Hauses' in der Praxis ihren Niederschlag finden, wohlgemerkt unter der leider üblichen mehr oder weniger stark einschränkenden Voraussetzung eines bereits im Vorfeld durchgesetzten Bebauungsplanes. Unsere Geschichten handeln dabei von den zwei Seiten der Medaille, dem Auftraggeber, also der Baugesellschaft mit ihren Vorgaben und Forderungen auf der einen, und dem Auftragnehmer, dem für die Freiraumplanung zuständigen Büro und deren Auftragsverständnis auf der anderen Seite.

Da dem Freiraumplanungsbüro die Inhalte der in Kassel erarbeiteten Frei-

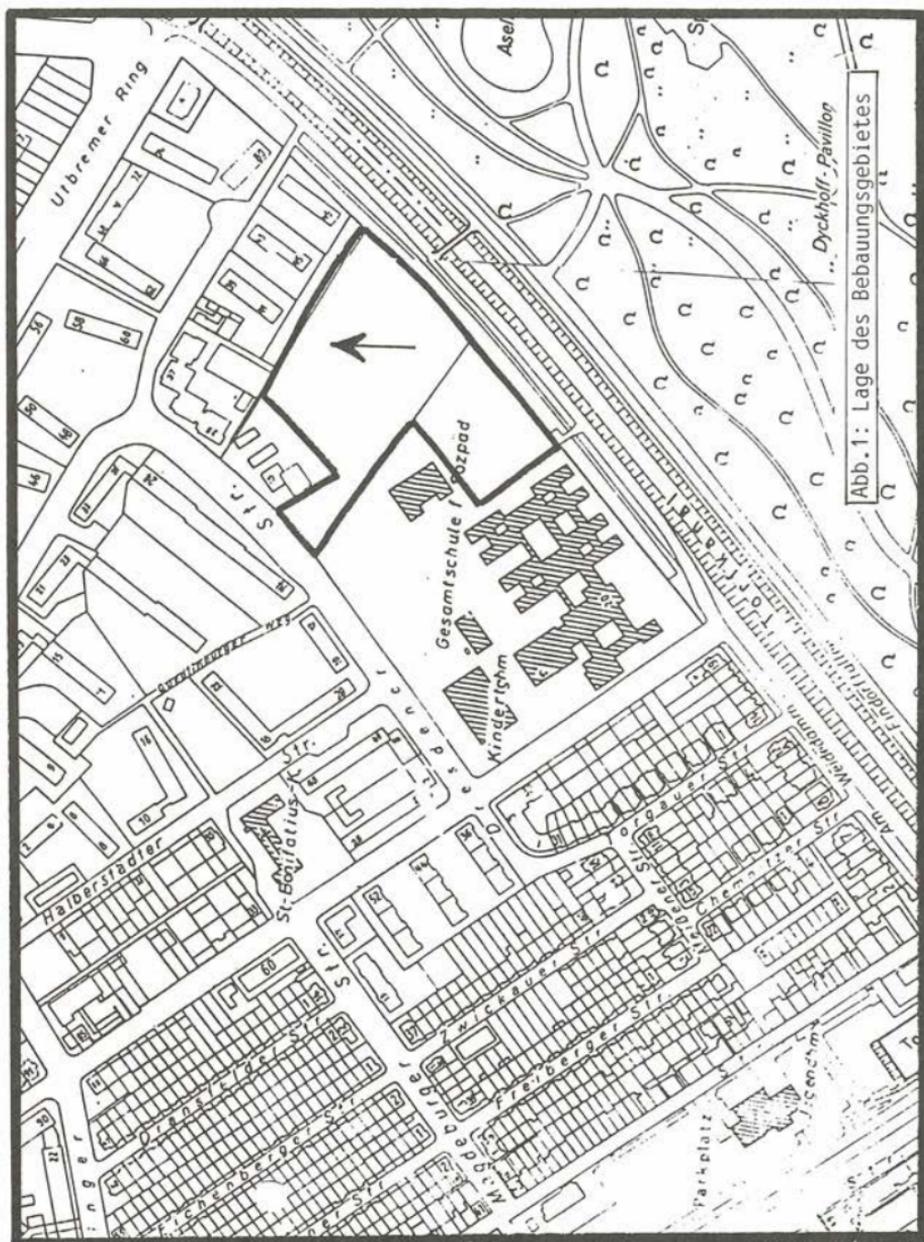


Abb. 1: Lage des Bebauungsgebietes

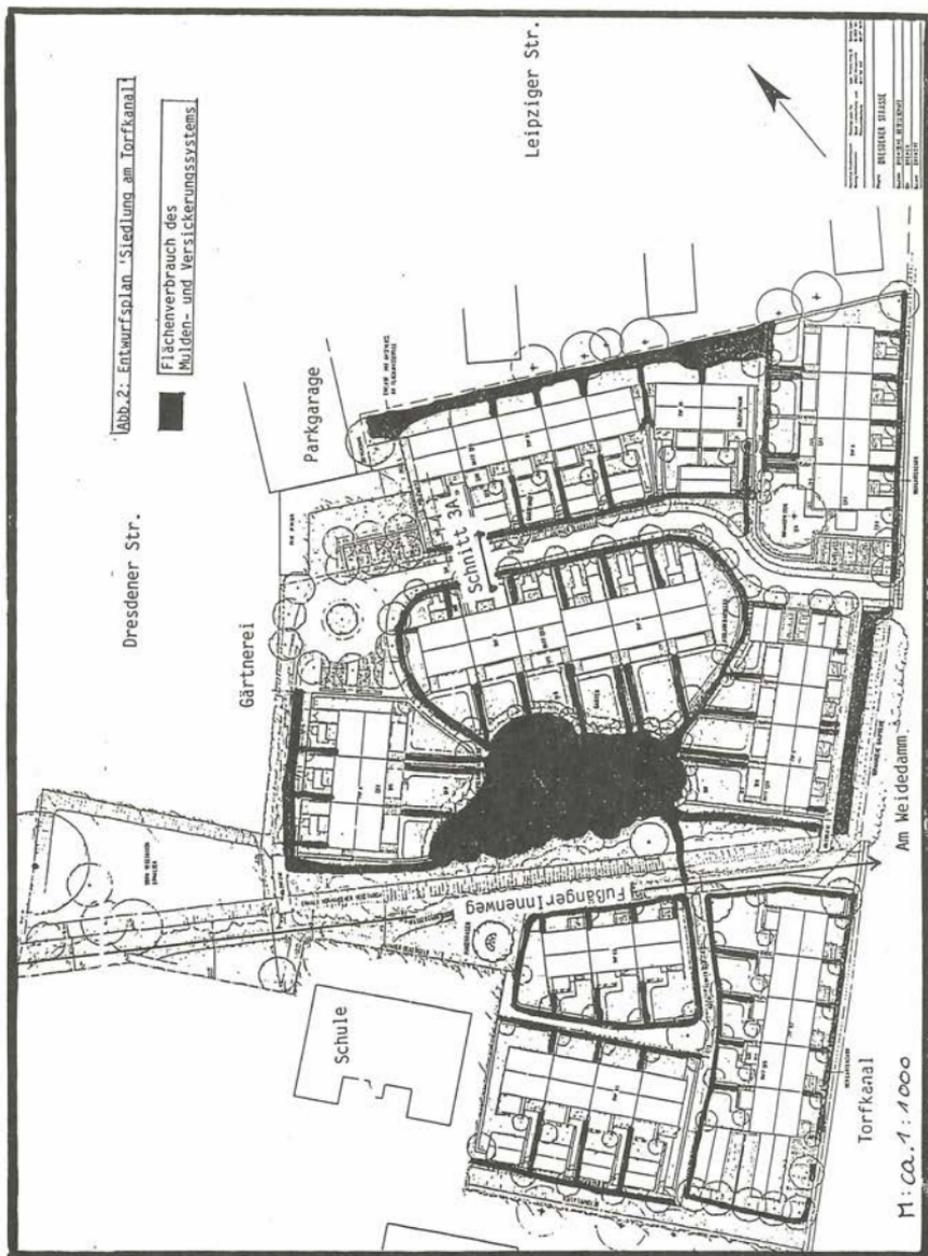
raumtheorie alles andere als unbekannt sind, hatten wir gedacht, ein Beispiel vorbildlicher Planung gefunden zu haben. Wir waren doch neugierig, inwieweit versierte Freiraumplaner mit den formulierten Voraussetzungen umgehen, sich, wie wir wiederum voraussetzten, Planungsspielräume verschaffen, bzw. zumindest vorhandene nutzen. Schließlich können es sich wohl die wenigsten erlauben, Aufträge, die ihnen nicht 100%ig passen, einfach immer abzulehnen.

Ein Zeitungsartikel im Bremer Weserkurier anlässlich des Richtfestes der Siedlung hatte im Frühjahr unsere Aufmerksamkeit geweckt. Dort wurde die Siedlung u.a. als ein Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot angekündigt. Prima, dachten wir; die BremerInnen sind doch sehr vernünftig, in diesem Falle auf das bewährte Vorbild des Reihenhausquartieres mit seiner sparsamen Flächen-, Kapital- und vom Prinzip her beispielhaften Gebrauchsökonomie zurückzugreifen.

U.a. die Reihenhausquartierstypische Rastererschließung im Kopf, waren wir nicht schlecht erstaunt, als wir dann das 1. Mal den sogenannten Entwurfsplan zu Gesicht bekamen. So haarsträubend hatten wir uns das mit den Vorgaben nicht vorgestellt.

Doch zunächst einige konkrete Hinweise zu Ort, Lage und Erscheinungsbild der Siedlung und deren Bauträgerschaft. Wir beschreiben die Siedlung an dieser Stelle nur hinsichtlich der Planungsvorgaben der Baugesellschaft. Die zur Zeit noch im Bau befindliche Siedlung liegt zentrumsnah nord-östlich hinter dem Bremer Hauptbahnhof im Stadtteil Findorf. Im Osten wird sie vom alten Torfkanal begrenzt, über den die Stadt früher mit Torf aus dem Teufelsmoor versorgt wurde. Der Kanal verläuft parallel zum großen Bremer Bürgerpark, der für die neuen BewohnerInnen über eine FußgängerInnenbrücke direkt erreichbar ist. Zentrumsnähe und die direkt angrenzenden quartiersergänzenden Freiraumangebote von Torfkanal und Bürgerpark verdeutlichen die privilegierte Lage der neuen Siedlung in der Stadt. Im Süden befindet sich ein großer Schulkomplex aus den 70/80er Jahren. Im Westen und Norden grenzen mehr- bis vielgeschossige Zeilenbausiedlungen aus den 60er-80er Jahren an. In direkter Benachbarung, an der nordwestlichen Grundstücksgrenze befindet sich ein kleiner gärtnerischer Betrieb.

Die Siedlung besteht aus insgesamt 35 Einfamilien-Eigentums-Reihenhäusern, die zur Hälfte, quasi im Kern, um den sogenannten Flachwassersee gruppiert sind. Drumherum, sozusagen in zweiter Reihe sind die restlichen Häuser angeordnet. Rund die Hälfte der Häuser ist, relief- bzw. grundrißbedingt,



in Anlehnung an das 'Bremer Reihenhaus', mit dem typischen Souterrain anstatt eines Kellergeschosses ausgestattet (vgl. Abb. 3 b). Dabei verhält es sich so, daß die Straße, inclusive Vorgärten höher als die Gärten hinter den Häusern liegen. Das Erdgeschoß (von der Straße aus gesehen) als sogenanntes Hochparterre, liegt dabei meist einige Stufen über dem Niveau der Straße, aber ein volles Geschoß höher als der Garten, der vom Souterrain aus ebenerdig erreicht werden kann. Die besonderen Qualitäten des Souterrains liegen in seinem breiten Spektrum an Nutzungs- bzw. Nutzungsmöglichkeiten. Ohne weiteres lassen sich dort Waschküche, Vorratskeller, Werkstatt, Geräte- oder Fahrradkeller, auch gut belichtete und erreichbare Wohnräume einrichten. Doch zurück zum Entwurfsplan... Die einzige Erschließungsstraße endet in der Siedlung in Form eines Wendehammers. Dort befinden sich Parkplätze und eine Remisenanlage. Ein öffentlicher FußgängerInnenweg quert die Siedlung im südlichen Bereich. Die Häuser stehen entweder entlang der Straße oder sie werden über Wohnwege erschlossen, die ebenfalls als Sackgasse enden (so am Schulzentrum bzw. an der Gärtnerei). Alle Häuser sind mit ihren Hauseingangsseiten zur Straße bzw. zum Wohnweg orientiert, jeweils viel mehr oder weniger weit von diesen abgerückt stehend. Bei rund einem Drittel der Häuser ist der Privatgarten vor das Haus verlagert, so z.B. nördlich der Erschließungsstraße. Ebenfalls ein Drittel ist mit Garagen im Souterrain ausgestattet. Bauträgerin der Siedlung ist die Bremische Gesellschaft für Stadterneuerung, Stadtentwicklung und Wohnungsbau mbH, die Wohnungen plant, baut und selbst vermietet. 7000 Wohnungen werden von ihr verwaltet; es handelt sich dabei zu 90% um geförderten Wohnungsbau. Planungen von Eigentums-siedlungen, wie die von uns vorgestellte, sind eher die Ausnahme. Nach Aussagen eines Chef-Architekten der Gesellschaft kommt es 'leider' nur ca. alle 3-4 Jahre zu derartigen Unternehmungen. Im folgenden Teil geht es um das Zustandekommen, die qualitative Beschreibung und anschließende Kritik der Vorgaben der Bremischen Gesellschaft. Wir beziehen uns dabei auf das sogenannte 'Konzept' der Siedlung, den Siedlungsgrundriß, die Zonierung, Stellung der Häuser, die Erschließung und auf Forderungen hinsichtlich Autostellplätze und Stadtökologie. Zunächst also zum Konzept der Siedlung, zu der die Gesellschaft eine farbige Verkaufsbroschüre mit dem Titel 'Wohnen am Torfkanal' herausgegeben hat. Das Konzept (laut Deutschen Wörterbuch recht undifferenziert mit Plan bzw. Entwurf übersetzt), von der Bremischen Gesellschaft ehrlicherweise

als städtebaulicher Entwurf bezeichnet, gründet auf der 'fixen Idee' vom Mittelpunkt. Der verantwortliche, äußerst dynamische Architekt klärte uns voller Stolz über das Zustandekommen dieses 'genialen Einfalls' auf. Das klang in etwa folgendermaßen: "Zunächst ist da nur eine Wiese; da muß 'ne Idee her. So eine Siedlung muß ein Thema, ein Gesicht haben, einen Mittelpunkt, so wie z.B. ein Marktplatz. In diesem Fall ist das eben ein See!" Wir waren nicht schlecht erstaunt, zu welchem abenteuerlichen Analogieschlüssen ein Architekt als 'Entwerfer vom Dienst' so fähig ist. Was liegt schließlich ferner, als irgendein plausibler Zusammenhang zwischen einem Marktplatz und einem See, genauer einem Flachwassersee? Bilden doch die Häuser die Kulisse bzw. den Rahmen für einen städtischen Marktplatz, wird hier dagegen der Platz als Kulisse für die Häuser verstanden, und der kann eben auch ein See sein. Mit dem feinen Unterschied, daß es im Laufe der Weltgeschichte nur einem Menschen gelungen sein soll, darauf zu gehen...

Der Architekt betätigt sich hier als Kulissenschieber, er baut absurde Ideen, beliebige Phantasien. Der Siedlungsgrundriß ist damit das Ergebnis entwerferischer Spielerei, bzw. die perfekte Plünderung der Qualitäten bewährter Reihenhausquartiere, auf die wir zum Schluß noch etwas genauer eingehen wollen. Das Bebauungskonzept erinnert uns stark an die typischen Rundlingsdörfer aus dem niedersächsischen Wendland.

Der Siedlungsgrundriß als hauseigener Entwurf der Bremischen Gesellschaft, spiegelt idealtypisch die dogmatischen Leitbildern und Moden verhafteten Ideologien der allerorts praktizierten Stadtplanung und Architektur wider. Die quartiersprägende Idee, bzw. die propagandistische Handschrift des Entwerfers und die fast rein-rassige Nord-Süd-Ausrichtung der Häuser führen zwangsläufig zur weitgehenden Zerstörung bewährter Freiraumöffnungen und -zonierungen. Das bekannte kluge Zonierungsprinzip: Haus, Vorgarten, Gehweg, Straße wurde als solches nicht verstanden. Freiräume unterschiedlicher Gebrauchsqualität und Öffentlichkeit (z.B. Vorgarten und Privatgarten) werden bewußt gemischt, wodurch Nutzungsspielräume eingeschränkt werden. Die Häuser an der Erschließungsstraße sind nur einseitig, mehr oder weniger direkt zur Straße orientiert. Gegenüber sind sie weit auf das Grundstück zurückversetzt. Der vor die Häuser, also in die Vorgärten hinein verlagerte Garten, erzwingt von vorneherein eine massive Abschottung zur Straße, soll er nicht zum reinen Abstandsgrün verkommen. Der eingebaute Abpflanzungszwang zieht dann auch das Architekten-Dogma der Süd-Aus-

richtung erheblich in Zweifel. Der Bereich hinter den Häusern wird zur relativ unbrauchbaren Restfläche, zur permanenten und beengten Schattenzone degradiert. Dasselbe Prinzip gilt im süd-westlichen Bereich der Siedlung, am Schulzentrum.

Der platzverschlingende See symbolisiert sozusagen den in die Siedlung eingebauten Mangel an öffentlich nutzbaren Freiräumen. Privat stark kontrolliert, wird das Gewässer voraussichtlich v.a. von den AnliegerInnen mitgenutzt, sofern davon überhaupt die Rede sein kann. Hier wurde vermutlich nicht gewußt, daß alle Freiräume da sein müssen, neben privaten auch siedlungs-, straßen- und quartiersöffentliche Freiräume. Doch nun zu den Häusern.

Ein großes Bauschild an der künftigen internen Haupteerschließung verkündet die Entstehung von 35 wohlgeremt, 'breiten' Reihenhäusern (jeweils satte 8m) auf dem Gelände. Die 'Breite' als neue Qualität gerade von Reihenhäusern zu propagieren, klingt schon etwas merkwürdig, erscheint uns aber angesichts der Tatsache, daß es hier um die propagandistische Aufwertung des Reihenhauses für die besser (bzw. viel besser) Gestellten geht, nachvollziehbar. Je nach Ausstattung und Typ kostet ein Einfamilien-Reihenhaus schließlich zwischen 398.000 und 563.000 DM. Absicht war es also, ein Luxusquartier zu schaffen, eine 'gute Adresse' für innerstädtisches Wohnen und zwar für die, die sich normalerweise ein freistehendes Einfamilienhaus im Grünen leisten würden. Diese Unart der falschen Privilegierung muß dann natürlich wiederum an anderer Stelle mit einer entsprechend 'viel höheren Baudichte' ausgeglichen werden. Dies ist, nebenbei bemerkt, allerdings ein Scheinargument, denn auch in Reihenhauserquartieren sind hohe Baudichten ohne großartige Qualitätsverluste möglich.

Durch die öko-ästhetisch und Sonnenschein-bedingte Verteilung der Reihenhäuser auf dem Baugrund, deren Lage am Wohnweg und die falsche bzw. fehlende Zonierung werden die Häuser hier tendenziell zur Zeile. Die Erschließung über Wohnwege und die damit fehlende Öffentlichkeit verhindern dabei die Möglichkeit zur Anteilnahme an der Straße (vgl. Jane Jacobs, 1961) und führen zur Reduzierung von Verhaltensspielräumen. Ein schönes Beispiel also, wie Norin Brookhuis et al es 1989 formulierten, "daß man auch besser Gestellte für den Zeilenbau begeistern kann, wenn man ihn nur dem Trend der Zeit anpaßt".

Daß Architekten garnicht wissen, wo die Zeile eigentlich anfängt, können wir dem Erläuterungsbericht der Bremischen Gesellschaft entnehmen.

"Gruppierung der Baukörper so, daß in jedem Falle Raumbildungen entstehen und der Eindruck einer zeilenförmigen Bebauung vermieden wird."

Wir kommen nun zur Erschließung der Siedlung. Ein auffälliges Merkmal besteht darin, daß die konsequente Rastererschließung, wie sie in älteren Bremer Reihenhausquartieren üblich ist, und deren Strukturen leicht erkannt und verstanden werden (nur nicht von Architekten), hier bewußt vermieden wird. Allein die Häuser 'Am Weidedamm' haben mehr oder weniger Anteil an der öffentlichen Straße als wichtigem Freiraum für die 'Sozialisierung der Wohnumgebung', wie Jane Jacobs es 1961 formulierte. Die einzige Erschließungsstraße endet, wie gesagt, als Sackgasse in einem Wendehammer. Hier ist man bzw. v.a. frau unter sich. Das gleiche gilt für die Wohnwegerschließung als propagiertem Symbol für Wohnqualität. Die mangelnde Durchlässigkeit führt dabei zur ghettoisierenden reduzierten Siedlungsöffentlichkeit, verschärft noch durch die z.T. weit auf's Grundstück zurückversetzten Häuser. Dieses von Hildegard Trust 1990 als 'eindimensionale Problemwahrnehmung' bezeichnete Prinzip verdeutlicht das herrschende Unverständnis und die Ignoranz der Architekten gegenüber der Funktion und Bedeutung der Straße als Lebensort mit seinen sozial erlernten vertrauten Inhalten für die BewohnerInnen. Die Negierung öffentlicher Straßen führt hier schließlich zu einer enklavenartigen, in sich abgeschlossenen Siedlungsstruktur.

Die einzige Wegeverbindung zum angrenzenden Geschoßwohnungsbauquartier bildet der FußgängerInnenweg im südlichen Bereich. Ein gewisses Maß an notwendiger Durchlässigkeit ist damit zwar gegeben, allerdings in recht reduzierter Form, v.a. wenn es dunkel ist. Hier fehlt die soziale, Sicherheit gewährleistende Kontrolle durch AnliegerInnen, denn dort stehen nur drei Häuser. Obwohl zumindest an dieser Stelle eine gute Möglichkeit bestanden hätte, eine quartiersöffentliche Straße zu bauen, wurde davon kein Gebrauch gemacht. Die Verheißung vom 'Ruhigen Wohnen', dazu noch am 'Biotop', läßt sich eben besser verkaufen, wohlgernekt an die besser Gestellten. Der Verkehr wird lieber anderen, den Quartieren mit geringerer Statushöhe überlassen, von denen es im Erläuterungsbericht z.B. so schön heißt: "Die vielgeschossige, zeilenförmig angeordnete Randbebauung Leipziger Straße und die Parkpalette beeinflussen das Grundstück negativ." Die beschränkte Durchlässigkeit tut in so einem Falle natürlich Not, denn was mögen da wohl für Leute drin wohnen? Zwar wird der 'böse' öffentliche Verkehr aus der Siedlung ausgeschlossen, den Vehikeln der

zukünftigen BewohnerInnen dagegen (und daß diese alle mindestens eins besitzen wird vorausgesetzt), erhöhte Aufmerksamkeit und v.a. Dingen viel Raum gewidmet. Die laut Erläuterungsbericht der Gesellschaft u.a. geforderte so wörtlich "dezentrale Unterbringung der Autos in kleinen gestalteten Garagen- und Einstellplatzgruppen" findet ihren Niederschlag z.B. im Bereich des Wendehammers als Remisenanlage incl. ausgewiesener Parkplatzfläche. Diese Forderung ist nach unserem Empfinden alles andere als dezentral. Vermutlich hatten die Herren Architekten diesbezüglich neben der obligatorischen Schere das Bild der monströsen Parkpalette, die gigantische Hoch- und Tiefgarage der angrenzenden Leipziger Straße im Kopf. Warum in der AnliegerInnenstraße absolut kein Fahrzeug abgestellt werden kann, fällt mit in den Verantwortungsbereich der Freiraumplaner und folgt im nächsten Teil unseres Vortrages. Besonders negativ aufgefallen ist uns jedenfalls, daß den Autos seitens der Bremischen Gesellschaft offensichtlich ein höherer Stellenwert beigemessen wird als den BewohnerInnen selbst, die, explizit mit keinem Wörtchen im Erläuterungsbericht hinsichtlich Flächenforderungen erwähnt werden. Die BewohnerInnen werden eben nur in ihrer Funktion als FahrzeughalterInnen ernst genommen.

Nun noch ein paar Worte zum gartenkünstlerisch intendierten Flachwassersee, der gleichzeitig als Beitrag zur sogenannten Stadtökologie gedacht ist. Der Clou daran ist, daß das gesamte in der Siedlung anfallende Oberflächenwasser siedlungsintern gesammelt und dem See zugeführt werden soll. Kunst und Ökologie also für's zahlungskräftige Publikum. Was das Freiraumplanungsbüro letztlich aus dieser Vorgabe gemacht hat ist schon starkes (Kunst-) Stück, folgt aber erst im nächsten Teil unseres Vortrages.

Die festen funktionalen Entwurfsvorgaben 'Auto' und 'Öko-See' erinnern dabei verdächtig an die gängige Praxis der Eingriffs- und Ausgleichsideologie. Der See mit Alibicharakter besetzt als Abstandsfläche den Freiraum der Leute, er reduziert die Gebrauchsmöglichkeiten sozusagen auf die optische Aneignung. So lassen sich auch Leute, die z.T. Unsummen für ihr Eigentum bezahlen, ihres 'Außenhauses' (vgl. HÜLBUSCH, I.M., 1978) zugunsten platzverschlingender Abstandsflächen enteignen bzw. beschneiden. Urta Steinhäuser bringt diesen 'Kunstgriff' in ihrer Diplomarbeit 1990 treffend auf einen Punkt. "Die Botschaft des Kunstwerkes wirkt so nachhaltig, daß die Enteignung sogar trotz der Tatsache gelingt, daß es sich um das Eigentum der BewohnerInnen handelt." Schließlich werden alle Kosten (im weitesten Sinne) auf die BewohnerInnen abgewälzt. Die Ökologie jeden-

falls wird von der Bremischen Gesellschaft als verkaufstüchtiger Werbeschlager genutzt, über den sie versucht, ihren Ruf mit propagandistischen Mitteln kräftig aufzupolieren. Derartige Prestigeobjekte, wie die Siedlung am Torfkanal, zeugen auf jedenfall von ihren Bemühungen, sich einen, im Trend der Zeit liegenden selbstverständlich 'umweltbewußten' Anstrich zu verleihen. Sogar der von ihr gebaute geförderte Geschoßwohnungsbau bleibt von derartig zweifelhaften öko-Varianten nicht verschont. So kann sich die Gesellschaft damit rühmen, sogar ein 40 Familien-Haus mit einer Regenwassernutzungsanlage ausgestattet zu haben. Sie würden so wörtlich, "in ihren Bestrebungen ja gern noch viel weiter gehen, wären da nicht die ewigen Probleme mit den verschiedenen Ämtern und die lästigen Obergrenzen der Baukosten."

Nicht ohne Sarkasmus fragen wir uns, ob mit dem 'viel weitergehen' vielleicht an die Einrichtung von MieterInnengärten gedacht wurde? Zuzumuten wär es ihnen eigentlich nicht, denn dem mode- und leitbildverhafteten Planungsverständnis der Bremischen Gesellschaft liegt, wie Urta Steinhäuser es 1990 formulierte ein durch und durch "patriarchales Planungsverständnis zugrunde, das die Arbeit der zu Hause Produzierenden nicht wahrnimmt oder/und als solche nicht anerkennt."

Bau- und Siedlungsstrukturen, sowie die Erschließung sind die Ausgangsbedingungen für die Brauchbarkeit von Innenhaus und Außenhaus und damit für die Bewältigung des Alltages. Die Alltagsbedingungen der Leute werden jedoch in der Regel nicht ernst genommen und sind von daher nicht Gegenstand des Entwurfs von Siedlungen.

Um eine optimale Organisation von Freiräumen zu gewährleisten, halten wir es für zwingend erforderlich sich bereits in das Vorfeld von stadtplanerischen und architektonischen Konzepten, auf der Ebene der Bebauungsplanung einzumischen. In der Praxis sieht das normalerweise anders aus; werden wir als FreiraumplanerInnen erst dann eingeschaltet, wenn der Siedlungsgrundriß bereits steht. Unsere damit erschwerte Aufgabe ist es, die zufällig übriggelassenen Flächen im nachhinein zu organisieren. Nachdem auch hier der Architekt der Bremischen Gesellschaft bereits die Bebauung, Erschließung sowie das zentrale Thema, nämlich die Anlage eines Flachwassersees und die Versickerung von Regenwasser festgeschrieben hatte, wurde erst der Auftrag für die Freiraumplanung vergeben, und zwar an die Planergruppe für Stadt-, Landschafts- und Freiraumplanung in Bremen. Dieses Büro ist wohlvertraut mit der in Kassel erarbeiteten Theorie

zur Freiraumplanung und deren Büroinhaber haben mit einigen Veröffentlichungen ihren Teil dazu beigetragen.

Da die Vorgaben doch sehr einschränkend sind, waren wir gespannt, wie dieses Büro an seinen Auftrag herangehen würde, um den Freiflächen noch Freiraumqualitäten abzugewinnen. Unsere Erwartungen wurden enttäuscht. Statt einer vernünftigen gebrauchsbasierten Freiraumplanung fanden wir eine herkömmliche Grünplanung mit 'ökologischem touch' und Versatzstücken aus der 'Kasseler Schule' vor. Gerade wegen unserer Enttäuschung darüber, wie dieses Büro an den Auftrag herangegangen ist, wollen wir diese Planung vorstellen, kritisieren und dabei unser eigenes Planungsverständnis aufzeigen. Da sich die Siedlung im Moment noch im Rohbau befindet, ist vor Ort von der zukünftigen Gestaltung der Außenanlagen nicht viel zu sehen. Von daher können wir nur auf den Plan aus dem Jahr 1988, sowie auf den knapp acht Seiten langen Erläuterungsbericht zurückgreifen.

Wie schon gesagt, das beauftragte Planungsbüro wurde vor ziemlich vollendete Tatsachen gestellt; über das Siedlungskonzept und die Erschließung war bereits entschieden. Und auch was die siedlungsinternen Freiflächen anging, hatte die Baugesellschaft schon recht feste Vorstellungen und Anforderungen, so z.B. der Erhalt von Vegetation, Biotopanlage usw.. Gehen wir vom Erläuterungsbericht des Bremer Büros aus, so wurden diese Vorgaben kritiklos übernommen und bearbeitet, obwohl der Bebauungsplan damals noch nicht einmal behördlich abgesegnet war, und von daher die ein oder andere Änderung eventuell noch möglich gewesen wäre. Stattdessen wird so getan, als ob alles in bester Ordnung wäre. So heißt es im Erläuterungsbericht: "Die Topographie wird ausgenutzt - ein Teil der Gebäude wird in klassischer Bremer Haus - Manier mit tiefgelegenen Gärten konzipiert." Hier werden nicht die Qualitäten dieses, wegen seiner Ökonomie und Brauchbarkeit, vorbildlichen Hauses erwähnt. Stattdessen heißt es weiter: "Dadurch ist es z.B. möglich, vorhandene Gehölze in die späteren Gärten zu konzipieren." Es geht also nicht um tatsächliche Qualitäten eines Hauses, welche diese Gebäude ohnehin nicht aufweisen können, sondern darum die Vorgaben der Baugesellschaft, wie hier z.B. die Integration von Gehölzen hervorzuheben. Damit findet eine Hofierung der Bauträger statt. Ebenfalls soll eine durchgewachsene Hainbuchenhecke, die Am Weidedamm steht, erhalten bleiben. Sie steht wie ein Riegel zwischen Straße und den Häusern. Auf einmal scheinen Lichtverhältnisse keine Rol-

le mehr zu spielen. Die Häuser werden durch die hohe Hecke den ganzen Tag beschattet. Gleichzeitig werden durch deren Erhalt unnötige Umwege erzeugt. Natur- und denkmalschützerische Vorgaben werden kritiklos übernommen. Materielle und entaktualisierte Erscheinungsbilder werden als Kulisse in den Vordergrund der Planung gerückt, ohne deren Kontext zur Geschichte zu verstehen. Die alte Hainbuchenhecke mag einmal Sinn als Grenze zwischen unterschiedlichen Nutzungen gehabt haben. Durch die geänderte Nutzung hat sie jedoch ihre Funktion verloren, stattdessen steht sie wie ein Hindernis vor den Häusern.

Unserer Meinung nach wäre es angemessener gewesen die Vorgaben des Bebauungskonzeptes zu kritisieren. Auch wenn bereits über den Siedlungsgrundriß entschieden war und wir nichts mehr daran ändern können, so halten wir eine Kritik an den Bebauungsvorgaben doch für unbedingt notwendig, um unsere Position klarzustellen. Nur wenn wir uns und unsere Arbeit ernst nehmen, können wir auch von anderen ernst genommen werden und haben dann eventuell die Möglichkeit, uns in späteren Planungen frühzeitig einzuschalten.

Wir wollen nun dazu kommen die Planung des Büros, die über die Vorgaben der Baugesellschaft hinausgeht, vorzustellen. Doch zunächst einmal ein paar Worte zum Planungsverständnis der Bremer Planer. Im Erläuterungsbericht heißt es: "Das Ziel der Freiraumplanung besteht darin, das vorgegebene stadtplanerische und architektonische Konzept mit adäquaten Mitteln umzusetzen - und zwar mit klaren und einprägsamen Strukturen und Gliederungselemente, ohne "Mätzchen". Auf formal ästhetische Ansprüche wird dabei keineswegs verzichtet." Damit wird die Kumpanei mit den Auftraggebern besiegelt, und die Herren Freiraumplaner reihen sich als Lakaien in die Riege der Architekten und Stadtplaner ein. Denn auch hier wird nicht der alltägliche Gebrauch zum Thema gemacht, sondern das gemeinsame und zentrale Interesse ist die Entwurfsästhetik. Und die sieht bei den Bremer Freiraumplanern so aus: "Die zur Versickerung notwendigen Elementen und Vorkehrungen werden bewußt als Gestaltungselement sichtbar gemacht." Im Mittelpunkt der "Ausgestaltung der Freiräume" steht das Versickerungskonzept. Über ein groß angelegtes System von Rinnen und Mulden wird das sich darin sammelnde Regenwasser in einen Flachwassersee geleitet. Ein vorhandener, aber bereits verlandeter Graben an der nördlichen Seite soll zu einer Flachwassermulde werden. Als ein besonderes Element soll der Zufluß des Straßen- und Dachwassers als eine Art Sturzbach, der in den Flachwassersee geleitet wird, hervorgehoben werden. Um trockenen Fußes

in das Haus oder in den Garten zu gelangen, soll in den Zugangsbereichen das Hindernis der Mulde über Roste überwunden werden.

Anstatt die Siedlung freiraumplanerisch durchlässiger zu machen, wird nur eine Vernetzung des siedlungsinternen Wegesystems propagiert, die u.a. mit zwei Brücken erzeugt werden soll.

Dieses aufwendige Inszenario des Versickerungskonzeptes bedarf eines hohen Platzverbrauches, der zu Lasten der Gebrauchsfähigkeit der privaten Freiräume, wie Garten und Vorgarten und der Straße als öffentlichem Freiraum geht. Auch wenn der Begriff der Ökologie im Erläuterungsbericht nicht auftaucht, so präsentiert sich dieses Versickerungsspektakel doch als ein ökologische Variante der Grünplanung. Mit diesem feudalen Naturschauspiel werden die Freiflächen zu reinen Abstandsflächen degradiert und vollkommen unbrauchbar gemacht. Damit wird den BewohnerInnen der Siedlung und der angrenzenden Siedlungen eine materielle und territorial-räumliche Verfügung über die Flächen vorenthalten.

Auffällig ist, daß diese Siedlung nur eine Straße aufzuweisen hat. Wegen dieser undurchlässigen sackgassenartigen Erschließung kann man wohl eher von einer Verschließungsstraße reden. Wir sind der Meinung, daß trotz der einschränkenden Vorgaben durch die Baugesellschaft hier die Freiraumplanung immerhin genug Spielraum gehabt hätte über eine vernünftige Zonierung einen brauchbaren Straßenfreiraum herzustellen, in dem die Leute ihren Alltagsaktivitäten nachgehen und sich gleichzeitig beiläufige Kontakte ergeben können. An bewährten Vorbildern von Straßenfreiräumen, die alle Qualitäten einer Straße aufweisen, wurde sich leider nicht orientiert. Stattdessen wurde, wie es für die Grünplanung typisch ist, etwas ganz Neues kreierte. Im Erläuterungsbericht heißt es: "Alle Erschließungsstraßen und Wege werden von offenen Versickerungsmulden und Rinnen begleitet. Dies stellt ein wesentliches und prägendes Charakteristikum des Quartiers dar." In der Abbildung 3 a haben wir einmal, zur besseren Darstellung, das Profil der Straße skizziert.

Vor den Vorgärten, auf der südlichen Seite, befindet sich eine Versickerungsmulde. Sie hat eine Breite von 2m. Oberhalb der Mulde steht eine Baumreihe. Auf der nördlichen Seite grenzt eine schmale Rinne an das Privatgrundstück. Davor liegt ein etwa 2m breiter ausgemuldeter Zufahrtsbereich zu den Carports. Dieser Streifen wurde ebenfalls mit einer Baumreihe versehen. Wegen der großzügig angelegten Mulden, Rinnen und Zufahrten gibt es nur auf einer Seite einen Gehweg, der 1,5m breit ist. Diese schmale Dimensionierung erschwert ein Nebeneinander von mehreren Nut-

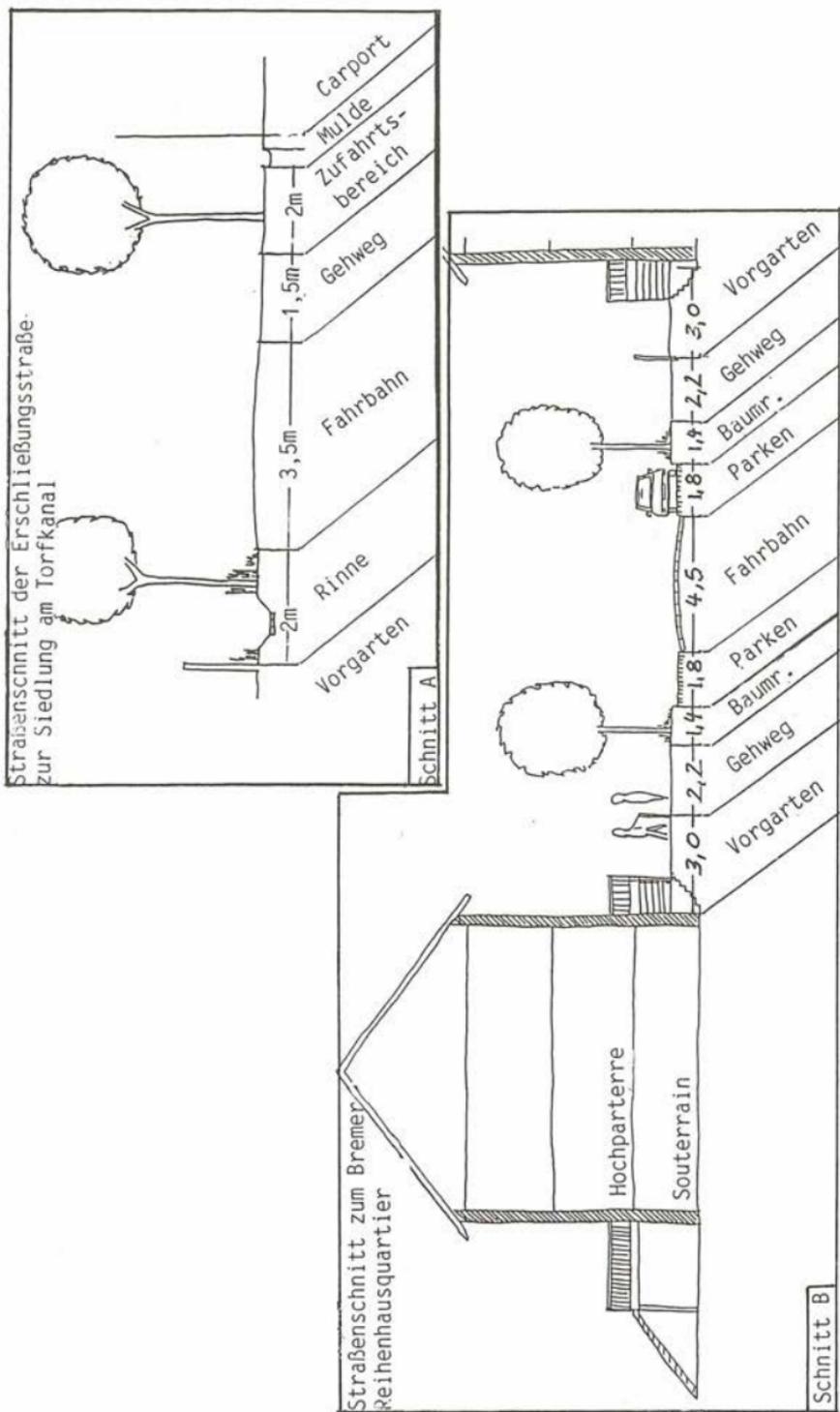


Abb.3: Strassenschnitte

zungen, wie Spielen, Gehen, Unterhalten usw.. Inge Meta Hülbusch schreibt dazu 1978:

"D.h. wenn nach Helge Pross (1975, s.96) eine Familienfrau ihr Arbeitsprogramm nur schafft, wenn sie zugleich z.B. einkauft und dabei die Kinder beaufsichtigt (die Alternative ist meist man sperrt die Kinder ein), ist die Qualität der Bürgersteige für die Familienfrau eine Frage der Qualität des Arbeitsplatzes, es sei denn, sie zieht es vor, mit dem Wagen des Mannes oder ihrem eigenen zum Supermarkt zu fahren und die Kinder im Auto zu lassen." (HÜLBUSCH, I.M. 1978:87)

Unserer Meinung nach bleibt den Frauen bei solchen Planungen, die jegliche häusliche Arbeit denunziert, indem die Ästhetisierung des Versicherungskonzeptes und der Autoverkehr zum grundlegenden Planungsgegenstand erhoben werden, nichts anderes übrig, als die Kinder ins Auto zu packen und zum Einkaufen zu fahren. Auf diese Weise werden autonome Lebensbedingungen systematisch zerstört, die dann mit markt- und konsumorientierten Angeboten kompensiert werden sollen. Neben einer vernünftigen Zonierung der Straße wurde auch eine Profilierung aufgehoben, d.h. es gibt keinen deutlichen Höhenunterschied zwischen Gehweg und Fahrbahn. Der Bordstein, als klare und scharfe Grenze zum Autoverkehr, fehlt. Dieses für alle sozial erlernte und vertraute Grenzmerkmal, welches die Orientierung und Verhaltenssicherheit im Gebrauch unterstützt, wurde zu Gunsten "ruhig aufeinander abgestimmter Materialwahl in den beiden Leitfarben grau und ockergelb"(Erläuterungsbericht) aufgegeben. Auch hier wird noch einmal deutlich, daß es nicht um die Gebrauchsfähigkeit der Straße geht.

Durch das platzverschwenderisch angelegte Muldensystem ist auch die Fahrbahnbreite mit 3,5m sehr schmal dimensioniert. Dies stellt den Sachzwang her, daß die Autos anderorts abgestellt werden müssen. D.h. hier müssen an anderer Stelle Freiflächen für Autos zur Verfügung gestellt werden. Das Parken vor der Haustür wird unmöglich gemacht. Ist dies z.B. für das Ein- und Ausladen notwendig, so ist damit zu rechnen, daß die Autos, unterstützt durch den fehlenden Bordstein, auf dem Gehweg abgestellt werden. Außerdem ist damit zu rechnen, daß der Gehweg bei Ausweichmanövern oder auch aus anderen Gründen befahren wird.

In klassischen Straßenfreiräumen dienen Baumreihen als ein nutzbarer und durchlässiger Grenzbereich zwischen Fahrbahn und Gehweg. Sie tragen zur Verhaltenssicherheit der FußgängerInnen bei. Hier stehen die Bäume allerdings wie Hindernisse im Eingangsbereich der Häuser. Die alltäglichen Wege werden so zu einem reinen Hürdenlauf. Die Verwendung von Bäumen

ist in dieser Planung also nicht als ein Mittel zur Organisation und Zonierung der Freiraumsituation zu verstehen, sondern dient der reinen Dekoration. Das gleiche gilt für die Verwendung von Gartenzäunen. Sie werden als ein rein gestalterisches Mittel eingesetzt und sollen von großer Bedeutung für das Stadtbild sein. Richtig eingesetzt dient der Zaun als eine wichtige Grenze zwischen Orten unterschiedlicher Zuständigkeiten. Seine Anlehnqualität kann dann zu einem unverbindlichen Schwatz über den Zaun einladen. Diese Nutzungsqualität wird hier allerdings durch die breiten vorgelagerten Mulden verhindert. Die Leute müßten schon ständig in Gummistiefeln herumlaufen, um die Gelegenheit eines spontanen Schwatzes wahrzunehmen.

Materialien und Ausstattungen werden nicht danach ausgewählt, um eine hohe Nutzbarkeit und Aneignungsfähigkeit der Freiräume zu ermöglichen, sondern "viele Vorgaben zur Materialverwendung ergeben sich aus der Absicht ein Quartier zu bauen, in dem alles anfallende Himmelswasser örtlich versickert werden soll." (Erläuterungsbericht) Die verhinderte Gebrauchsfähigkeit wird durch ein technokratisches Konzept, das alle Aufmerksamkeit auf Fragen zur technischen Ausstattung richtet, verschleiert. Die Verwendung von wassergebundenen Decken für den "extensiven Ausbau von Rand- und Nebenflächen", sowie die "Einsaat einer standortgerechten, niedrigen krautreichen Magerrasenvegetation" stehen hier nicht im sozialen Kontext. Hier geht es also nicht darum, mit den für die Freiraumplanung bewährten Mitteln und Materialien gebrauchsfähige Freiräume herzustellen, in denen Nutzungen möglich und ablesbar sind, und damit zur Verhaltenssicherheit der NutzerInnen beizutragen, sondern darum die Wasseraufnahmefähigkeit zu erhöhen und den Abflußbeiwert zu verringern.

Die Grundausstattung eines Freiraumes muß in der Lage sein, sich zeitlich und räumlich anderen Nutzungen anzupassen, sie muß darüber hinaus alterungsfähig sein. Wassergebundene Decke und Spontanvegetation, richtig eingesetzt, zeichnen sich durch ihre Gebrauchsfähigkeit, und damit Alterungsfähigkeit aus. Sie werden also über den Gebrauch stabilisiert, wodurch nur ein minimaler Pflegeaufwand notwendig wird.

Die hier vorliegende Planung orientiert sich jedoch nicht an der Gebrauchsfähigkeit. Im Gegenteil, sie schränkt den Gebrauch der Freiflächen ein. Die Flächen, besonders das aufwendige Muldensystem, können auf Dauer nur mit einer mühseligen Pflege in Ordnung gehalten werden. Aber wie in vielen Planungen, ist auch hier die Pflege kein Thema. Mann will sich

ja schließlich nicht in seiner künstlerischen Freiheit einschränken lassen. Und wenn alles nicht mehr funktioniert, dann kann man schließlich alles neu gestalten. Dazu Helmut Lührs 1990: "Pflege hat in der professionellen Debatte den Charakter der Hausarbeit, im besten Falle wird darüber geredet, wirklich ernst nimmt sie keiner."

Hausarbeit und andere produktive Tätigkeiten, die unentgeltlichen Arbeiten von Hausfrauen, Müttern, Vätern, Jugendlichen, Arbeitslosen, Alten und Kindern werden ebenso wenig ernst genommen. Die Originalität der Planer schränkt autonome Spielräume immer weiter ein.

So auch die privaten Freiräume, wie Vorgärten, Gärten und Gartenhöfe. Als ein Teil des Außenhauses ist deren Aneignung eine soziale und ökonomische Notwendigkeit. Über diese Notwendigkeit wird in dieser Planung hinweggegangen. Die privaten Freiräume wurden von den Planern bereits durchgestylt. Jeder bekommt den gleichen Zaun und die gleiche Hecke, wobei deren Höhe schon festgelegt wurde. Auch Solitärgehölze in den Gärten, hier scheint der Flieder das Lieblingsgehölz des Planers zu sein, wurden genau festgeschrieben. In vielen Gärten wird die Nutzung durch den Sturzbach des Muldensystems und die wassergebundenen Wege stark eingeschränkt. Den BewohnerInnen werden mit dieser Planung fast jegliche Entscheidungen über Nutzung und deren eigene Originalität genommen. Sie werden damit selbst ihrer eigenen Freiräume beraubt und entmündigt.

Nicht nur über die Alltagsbedingungen der zukünftigen BewohnerInnen wird einfach hinweggeplant, sondern auch die der bereits ansässigen BewohnerInnen aus den angrenzenden Siedlungen werden ignoriert. An dieser Stelle wollen wir dazu kommen, die Arbeitsweise des Planungsbüros zu kritisieren. Ziemlich am Anfang des Erläuterungsberichtes wird der Zustand des Baugrundstückes beschrieben. Demnach war das Baugebiet vorher eine Brache. Die Bedeutung von städtischen Brachen, als dysfunktionale Freiräume, wurde bereits vor über zehn Jahren in einer Diplom-Arbeit, die später auch als ein Notizbuch veröffentlicht wurde, dargestellt. Einer der beiden AutorInnen ist heute Mitinhaber des besagten Büros und war an dem Entwurf zur Freiraumplanung beteiligt. Umso verwunderlicher fanden wir, daß an dieser Stelle nicht auf die besondere Qualität der Brache eingegangen wurde. Als dysfunktionaler Freiraum in der Stadt fordern sie, so Heine-
mann et al 1979 "zur spontanen 'Improvisation' und Interpretation, je nach den gerade aktuellen Bedürfnissen der NutzerInnen auf." Gerade für Kinder bieten diese Flächen Raum zum Spielen, da sie sich dort der unmit-

telbaren Kontrolle der Erwachsenen entziehen können. Aber auch für Jugendliche und Erwachsene stellen diese Ergänzungsfreiräume ein zusätzliches Angebot zu den offiziell angebotenen Freiflächen. Die Alltagsaktivitäten an diesem Ort werden jedoch ignoriert, als sei diese Fläche ein weißer Fleck auf dem Plan.

Die im Erläuterungsbericht beschriebene Vegetation dient der reinen Bestandserhebung. Die Vegetation wird nicht als ein Indiz für aktuelle und inaktuelle Nutzungen, sowie für lokale Gegebenheiten verstanden und trägt von daher nicht zum 'Spurenlesen' bei, das uns PlanerInnen einen fremden Ort näher bringen kann. So geben z.B. Trampelpfade Auskünfte über wichtige Wegeverbindungen. Solche Informationen wurden nur dürftig benannt. An dieser Stelle hätte man sich die Frage stellen müssen, wie man solche Informationen mit in die Planung einbezieht, d.h. wie man man trotz der Bebauung der Brache noch ehemalige Nutzungen dieser Fläche erhalten kann, bzw. neue Spielräume dafür schafft.

Dieser als Freiraumplanung verkaufte Entwurf stellt sich als eine reine Grünplanung heraus, die sich in erster Linie an der Ästhetisierung des Versickerungskonzeptes orientiert. Diese grünplanerische Mode-Planung schränkt die Entscheidungsfreiheit und Handlungskompetenz der NutzerInnen ein. Eine prozeßhaft verlaufende Entwicklungs- und Aneignungsmöglichkeit der Freiräume wird durch eine durchgestylte Planung verhindert. Die alltäglichen Tätigkeiten werden ausgeschlossen, und die im Wohnbereich verrichtete Arbeit, vor allem die reproduktive Arbeit, also die unbezahlte Arbeit der Frau, wird verleugnet. Stattdessen zielen solche Planungen nur auf die marktorientierte Arbeit, also die bezahlte Arbeit, ab.

Weder in der Bebauungsplanung, noch in der Freiraumplanung wurde versucht aus vorhandenen Vorbildern und Erfahrungen zu lernen. Die in den letzten Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen mit Bauen und Hausen bleiben unberücksichtigt. Anhand dieser bewährten Vorbilder könnten brauchbare Strukturen für eine alltagsgerechte Nutzbarkeit übernommen werden. Nur wenige hundert Meter von dieser Neubausiedlung entfernt befindet sich eine Siedlung, die so ziemlich alle Qualitäten des vollständigen Hausens aufzeigt.

Zum Schluß möchten wir unseren eigenen freiraumplanerisch begründeten Bebauungsplan für das Siedlungsgebiet am Torfkanal vorstellen. die von uns gewählte Flächenökonomie verdankt sich dem seit annähernd 100 Jahren bewährtem Vorbild des Prinzips der Bremer Reihenhausquartiere. Die schlichte Grundrißorganisation, die einfachen Strukturen schaffen Lebensorte,

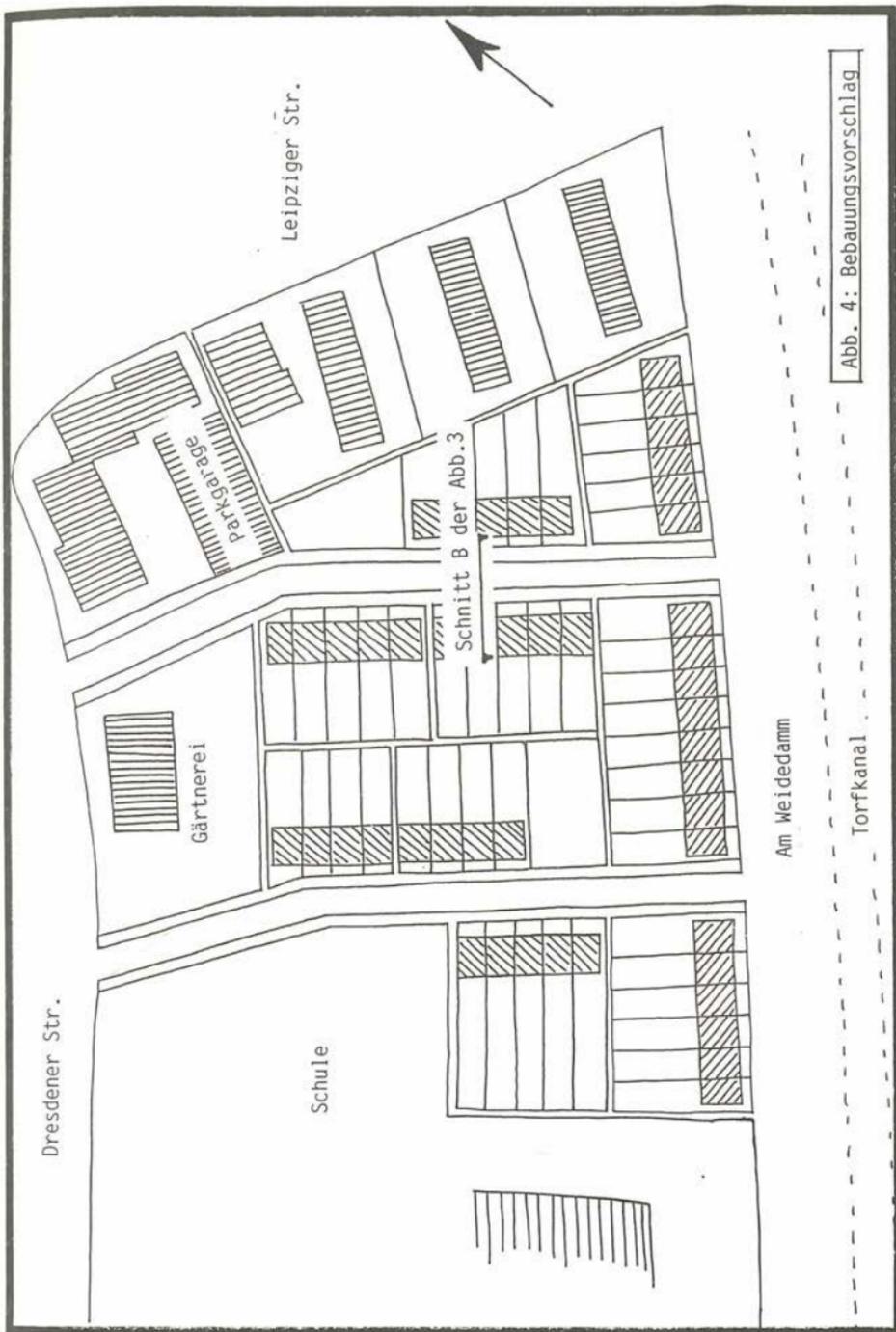


Abb. 4: Bebauungsvorschlag

die an den notwendigen Alltagsgeschäften der Leute orientiert sind und ihnen ein großes Maß an Handlungsspielräumen offenhält. Über die konsequente Rastererschließung mit ihren leicht erkennbaren und verstehbaren Strukturen wird eine gute Orientierbarkeit erzeugt. Sie wirkt zudem einer Zentralisierung des Fahrzeugverkehrs auf einige wenige Straßen entgegen und schafft die notwendige Durchlässigkeit für das ganze Quartier. Über die Rasterung erfolgt eine konsequente Herstellung bzw. Trennung sozial unterschiedlicher Öffentlichkeiten, ausgehend von der privaten Wohnung über die Hausöffentlichkeit zur Straßen-, Siedlungs- und Quartiersöffentlichkeit mit ihrem insgesamt gesehen vielfältigen Angebot an Nutzungsspielräumen.

Die klassische Abfolge des klugen Reihenhauses: Straße - Gehweg - Vorgarten - Haus - Garten und eine rückwärtige Erschließung (der Mistweg) läßt freirauplanerisch eigentlich nichts zu wünschen übrig. Schnitt b der Abbildung 3 zeigt so ein Prinzip. Der Straßenfreiraum ist hier schon ganz schön üppig ausgefallen. Die Häuser stehen mit ihrer Vorderseite einander zugewandt, zur Straßenöffentlichkeit orientiert und ermöglichen den BewohnerInnen damit 'Anteil an der Verwaltung der Straße', wie Jane Jacobs es 1961 formulierte. Der Vorgarten als hausöffentlicher Freiraum dient neben der individuellen Repräsentation der Verknüpfung mit der Straßenöffentlichkeit. Die generell hinter den Häusern liegenden Gärten gewährleisten die Möglichkeit der Produktion und des Wirtschaftens. Durch die Zusammenlegung der Gärten jeweils hinter die Häuser bleibt deren ganz privater Charakter und damit ein hohes Maß an Entscheidungsfreiheit gewahrt. Dabei ermöglicht der Mistweg nach Bedarf nachbarschaftliche Kontakte. Zäune und Hecken sorgen für die notwendige Abgrenzung und/oder geben Lichtschutz. Der Zwang zur 'Bunkermentalität', zur hermetischen Abriegelung gegen 'fremde' Einblicke fällt damit weg. Unser nach Vorbildern entstandener Bebauungsplan ist das Ergebnis einer am Gebrauch orientierten Ökonomie, der den Anforderungen nach größtmöglicher Autonomie (im Sinne von Entscheidungskompetenz) gerecht wird. Die städtischen Lebensbedingungen, der Lebensraum in der Stadt und dessen Verfügbarkeit sind Ausgangspunkt unserer Freiraum - Bebauungsplanung. Der Siedlungsgrundriß ist simpel, aber ist das denn schlecht, oder wie Migge 1913 schrieb: "Ist das Phantasielosigkeit? Nein, es ist Zügelung, ein Sichbesinnen und Beschränken auf das Wesentliche. Es heißt organisieren." Im Vergleich mit dem Siedlungsgrundriß der Bremischen Gesellschaft kann unser Bebauungs-

plan wohl eher als ein Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot gewertet werden. Die Anzahl der Häuser ist von 35 auf 48 angestiegen. Sie sind zwar schmaler, was ihre Brauchbarkeit allerdings überhaupt nicht einschränkt. Die Gärten sind wesentlich größer und besser nutzbar. Auf das sogenannte 'Abstandsgrün' wurde zu Gunsten der Privatgärten und vernünftigen Straßenfreiräume verzichtet. Für die Biotope sorgen die Leute, denen dies ein Bedürfnis ist, schon selber. Und trotzdem ist noch Platz da in Form von Quartiers- und Eckplätzen, die im praktischen Raster leicht einzubauen sind. Sie stehen zur allgemeinen lokalen Verfügung. Auch sie sind einfach strukturiert, um ein hohes Maß an Interpretierbarkeit für die NutzerInnen zu gewährleisten.

Und was der Bremischen Gesellschaft ihr quartiersprägendes Thema, bzw. die Phantasie des Entwerfers, ist für uns die unverwechselbare Originalität der BewohnerInnen: im Garten, im Hof, im Vorgarten...

Und wer zum Klönen am Gartenzaun lehnt, braucht noch lange keine Gummistiefel anzuziehen...!

LITERATURNACHWEIS

- Bremische Gesellschaft: Erläuterungsbericht 'Wohnen am Torfkanal'; Bremen
- Böse, H.: Die Aneignung von städtischen Freiräumen; Diplom-Arbeit am FB 13 der GhKassel; überarbeitete Fassung; Kassel; 1981
- Brookhuis, N.; Niede, U.; Strauss, U.: Ergänzung eines Quartiers; Diplom-Arbeit am FB 13 der GhKassel, 1989
- Harenburg, B.; Hopf, L.; Moenkemoeller, S.: Grenzgänge in Bremen; Studienarbeit am Fb 13 der GhKassel, 1989
- Heinemann, G.; Pommering, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume; Diplom-Arbeit am FB 13 der GhKassel; Kassel; 1979
- Hose, G.: Verschiedene Reihenhaustypen - ihre Vorteile und Nachteile; Diplom-Arbeit an der GhKassel, Kassel, 1983
- Hülbusch, I.M.: Innenhaus und Außenhaus; Diplom-Arbeit am FB 13 der GhKassel; Kassel; 1978
- Lührs, H.: Der Bürgermeisterpark - Hafeninsel in Saarbrücken; Artikel in Bauwelt; Heft 39; 1990
- Migge, L.: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts; Jena; 1913
- Planergruppe für Stadt-, Landschafts- und Freiraumplanung: Erläuterungsbericht 'Freiraumplanung - Wohngebiet Dresdener Str.'; Bremen; 1989
- Schneider, G.: Die Liebe zur Macht; Dissertation am FB 13 der GhKassel; in Notizbuch 15 der Kasseler Schule; Kassel; 1989
- Steinhäuser, U.: Planen für die Wechselfälle des Lebens; in Notizbuch 16 der Kasseler Schule; Kassel; 1989
- Trust, H.: Mit der Ökologie in die Grünplanung - eine freiraumplanerische Betrachtung am Beispiel der ökologischen Siedlung in Kassel, Diplom-Arbeit am FB 13 der GhKassel, 1990

Andreas Tepe

KASSELS INNENSTADTSANIERUNG IM WETTBEWERB

- Ein alter Hut mit neuen Federn -

EINFÜHRUNG

Das Thema, über das ich hier heute berichten möchte, beschäftigt sich mit der Innenstadtsanierung in Kassel und hier insbesondere mit dem Wettbewerb "Stadtplätze: Bauplätze", den der Magistrat der Stadt im Oktober 1990 ausgeschrieben hat. In diesem Wettbewerb geht es um die "Neugestaltung" von neun Plätzen und zwei Straßen, Neue Fahrt und Karlsstraße, die parallel zur Königsstraße verlaufen bzw. liegen. Es wird auch von der "zweiten Reihe" gesprochen. Zur Teilnahme an diesem Wettbewerb hat die Stadtverwaltung ausschließlich Kasseler Architekten aufgefordert. Hiervon ausgenommen waren nur einige wenige, besonders ausgesuchte, auswärtige Architekten.

Dies geschehe deshalb, so Frau Thalgott, weil die Kasseler Architekten am besten mit den Kasseler Alltagsproblemen vertraut seien. Daß es gerade nicht um die alltäglichen Probleme der Leute, sondern vielmehr um die des Magistrats geht, werden wir im weiteren noch sehen.

Ich habe den Vortrag in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil beschäftige ich mich mit Inhalt und Folgen des Wettbewerbes. Dazu werde ich zunächst die Zielsetzung und ihre Bedeutung im Rahmen der Innenstadtsanierung darstellen. Die Ausführungen von Harvey mit dem Titel: "Flexibele Akkumulation durch Urbanisierung: Reflexionen über Postmodernismus in amerikanischen Städten", die 1987 erschienen sind, sollen dazu dienen, den historisch-ökonomischen Hintergrund dieser Politik und Planung, mit dem wir es hier zu tun haben, zu erhellen. Über die Beschreibung der absehbaren Folgen will ich abschließend zu einer Einschätzung der administrativen Stadtplanung in Kassel gelangen. Im zweiten Teil werde ich dann der Frage nachgehen, welche Rolle das Wettbewerbsverfahren in der Planung spielt.

ZIELSETZUNG DES WETTBEWERBES

In den Wettbewerbsunterlagen ist zu lesen, daß das Ziel des Wettbewerbes in der "ästhetischen Aufwertung", "der Rückgewinnung funktionaler Attraktivität", "der Auflösung der linearen Struktur der Kasseler Innenstadt" und der "Reduzierung verkehrsbedingter Umweltbelastungen" bestehe (Ettinger-Brinkmann 1989: 5). Weiter heißt es dort, daß die bisherige Innenstadtentwicklung einseitig auf die Königsstraße konzentriert gewesen sei. Die Situation gleiche einem "Kamm, der den größten Teil seiner Zähne verloren hat" (ebd.: 5). Deshalb gelte es, der Innenstadt "mehr Tiefe zu geben", sie "netzartig auszudehnen" und "mit den angrenzenden Stadtgebieten zu verknüpfen" (ebd.: 5).

Auffällig ist hier vor allem der betonte Gegensatz zwischen dem vorbildlichen Charakter der Königsstraße und der angeblich entwicklungsbedürftigen "zweiten Reihe". Verstärkt wird dieser Gegensatz noch dadurch, daß der "zweiten Reihe", also gewissermaßen dem Rest der Innenstadt, nur "monofunktionale" Bedeutung für den Andienungs- und Erschließungsverkehr zuerkannt wird und sie deshalb zu "städtebaulichen Hinterhöfen degradiert" sei (ebd.: 5). Der hergestellte Gegensatz zwischen "positiver Entwicklung" auf der einen Seite und "negativer Unterentwicklung" auf der anderen Seite dient vor allem dazu, den Zielen des Wettbewerbes eine gewisse Plausibilität zu verleihen. Diese Ziele bestehen allerdings zunächst offenkundig darin, die kommerziell nutzbaren Bereiche in der Innenstadt auszudehnen.

ZIELE DER INNENSTADTSANIERUNG

Wie werden nun die Ziele des Wettbewerbes begründet? Der vorliegende Wettbewerb ist nicht als isolierte Maßnahme zu begreifen, sondern als Teil der gesamten Innenstadtsanierung Kassels. In den Wettbewerbsunterlagen ist zu lesen, daß die Innenstadtsanierung dazu dienen soll, die Fehler der 50-er und 60-er Jahre und die daraus resultierenden Mißstände zu beseitigen (vgl. ebd.: 25). Die "negativen Folgen", nämlich die "räumliche Trennung der Funktionen Wohnen, Arbeiten und Erholen" und die "autogerechte Stadt" seien "alltäglich und allabendlich" spürbar. Das Motto der Innenstadtsanierung laute deshalb: "Mehr Zentralität und urbane Qualität durch ökologische Stadterneuerung" (ebd.: 25). "Mehr Zentralität", darunter ist laut Auslobungstext die Stärkung der Funktion Kassels als Oberzentrum in der Region und der Innenstadt als Stadtmittelpunkt zu verstehen: Die "City als Wirtschaftszentrum und kultureller Mittelpunkt" (ebd.: 25). Deshalb sei es notwendig, "urbane Qualität" herzustellen, die "eine städtebaulich abgesicherte Investitionstätigkeit anstoßen soll". Dabei wird "urbane Qualität" umschrieben als "städtisches Ambiente", "Aufenthaltsqualität" und "stadträumliches Profil". Es bedürfe einer "stadtgestalterischen Infrastruktur", wozu auch die Schaffung einer "Vegetationsinfrastruktur" und die "Entsiegelung versiegelter Flächen", gleichbedeutend mit "ökologischer Stadterneuerung", gehöre (ebd.: 25).

Was auch immer im einzelnen mit diesem Jargon gemeint sein soll, so ist doch klar, daß hier massiv aufgewertet, verdrängt und umverteilt werden soll. Besonders dreist erscheint dabei der hergestellte Kausalzusammenhang zwischen der Kritik funktionalistischer Planung der 50-er und 60-er Jahre einerseits und der angestrebten Lösungen andererseits. Denn die Zielsetzungen der Innenstadtsanierung, "Zentralität" und "Urbanität", zeigen, daß nicht etwa aus alten Fehlern gelernt worden ist. Im Gegenteil. Entgegen der propagierten Läuterung werden mit der tendenziellen Ausdehnung der Fußgängerzone und der Verlagerung der Verkehrsbelastung die gleichen Fehler mit den absehbaren und bekannten Folgen wiederholt. Die Bodenrente steigt, wenig kapitalkräftige Nutzungen wie Wohnen und Kleingewerbe etc. werden in andere Stadtteile verdrängt, die Verlagerung des Verkehrs schafft zunehmend privile-

gierte und unterprivilegierte Standorte. Die Funktionalisierung der Innenstadt und der anderen Stadtteile wird weiter vorangetrieben.

AUFGABENSTELLUNG DES WETTBEWERBES

Wie sollen die benannten Ziele nun konkret umgesetzt werden? Die Aufgabe des Wettbewerbes wird durch die Absicht bestimmt, "urbane Qualität" und eine "stadtgestalterische Infrastruktur" herstellen zu wollen. An die einzelnen Vorschläge werden Anforderungen gestellt, die gewährleisten sollen, daß diese Ziele erreicht werden. So sollen die Maßnahmen beispielsweise der "Vernetzung und Aktivierung von Querverbindungen mittels Merkzeichen, der Ökologie durch Ausweisung von Vegetationsflächen, dem angenehmen Ambiente", usw., dienen (ebd.: 6/7). Es sollen Möglichkeiten für kleinere Veranstaltungen eröffnet werden. Plattformen für Darbietungen und bildende oder darstellende Kunst sollen geschaffen werden. Hier gelte es sich mit Kassel als Stadt der Dokumenta auseinanderzusetzen. Die Flächen, auf denen all das geschehen soll, werden als bisher "eher brachliegend" bezeichnet (vgl. ebd.: 7).

Das heißt, weder bei der Betrachtung des Vorhandenen noch in den Anforderungen an die Wettbewerbsbeiträge geht es auch nur im entferntesten um die alltäglichen und notwendigen Tätigkeiten der StadtbewohnerInnen. Darum kann es auch nicht gehen, weil das den spekulativen Absichten der Stadtverwaltung grundsätzlich widersprechen würde. Der Gebrauchskontext muß absichtlich verschwiegen werden, um die Verfügbarkeit der Flächen für die Inwertsetzung durch die Stadtverwaltung überhaupt erst herzustellen. Und diese läßt auch keinen Zweifel daran, daß sie ihre Verfügungsgewalt demonstrieren wird. Dazu ein kurzes Zitat aus einem Bericht über eine Bürgerversammlung zum Thema: "Holzbau auf dem Königsplatz", erschienen am Montag, den 01.07.91 in der HNA:

"Oberbürgermeister Bremeier freilich vermutete hinter diesen Ängsten anderes - die rein emotionale Ablehnung von neuen, fremden Dingen, die es immer gegeben habe; die sich aber - blicke man nur auf die verschiedenen Aufregungen bei Dokumenten zurück - meist gewandelt habe. Daher könne man über Architektur, über Kunst, die über den Tag hinaus Bestand haben solle, auch nicht abstimmen."

Über den Zugriff auf die Flächen beweist die Stadtverwaltung ihre Macht und Präsenz und nutzt sie, um der Stadt nach ihrem Verständnis Prestige und Reputation zu verschaffen. In der Spekulation, die die Stadtverwaltung hier betreibt, kommt der Konkurrenzkampf der Kommunen um Standortvorteile zum Ausdruck. Den historisch-ökonomischen Kontext dieses Konkurrenzkampfes hat HARVEY 1987 beschrieben:

Danach ist er Folge des wirtschaftlichen Wandels vom Prinzip der standardisierten Kapitalakkumulation, also standortgebundene, von einer hohen Zahl spezialisierter

Arbeitskräfte abhängige, auf Massenproduktion ausgelegte Industrie, zum Prinzip der flexiblen Akkumulation, was meint, Vervielfältigung der Arbeitsmärkte, der Arbeitsprozesse und der Waren- und Konsummuster (vgl. HARVEY 1987: 109ff). Interessant erscheint in HARVEYS Ausführungen, daß dieser Wandel im wirtschaftlichen Bereich durch einen Wechsel im kulturellen und intellektuellen Leben, nämlich von der Moderne zur Postmoderne, begleitet wird. Die Prinzipien der Hochmoderne - Rationalität, Funktionalität, Effektivität - waren eng mit dem Regime standardisierter Kapitalakkumulation verknüpft und gleichermaßen in die Krise geraten. Dagegen trägt die stilistisch schier unerschöpfliche Beliebigkeit der Postmoderne aktiv und kreativ zur Vervielfältigung der Märkte bei. Während sich viele Kommunen den Auswirkungen der Krise, wie Arbeitslosigkeit, schrumpfende Märkte, Kapitalflucht, etc., gegenübergestellt sahen, begannen sie gleichzeitig sich zunehmend unternehmerisch zu orientieren. Die unternehmerische Tätigkeit der Verwaltungen wurde zum wichtigsten Motiv "urbaner Tätigkeit", wie Harvey es nennt. Die Folge ist eine wachsende Konkurrenz unter den Kommunen um Produktionsstandorte, als Konsumzentrum, um Kontroll- und Befehlsfunktionen und finanzielle Umverteilung durch die Regierung.

In diesem Kontext erscheint die Innenstadtsanierung Kassels und der vorliegende Wettbewerb als Teil dieses Konkurrenzkampfes. Die Stadtverwaltung versucht über öffentliche Investitionen ein günstiges Geschäftsklima herzustellen und damit die Rolle der Stadt als nordhessische Wirtschafts- und Kulturmetropole zu stärken. Diese Tätigkeit kann mit Recht Spekulation genannt werden. Die Folgen dieser Politik sind absehbar. Das einseitige Engagement der Stadtverwaltung auf wenige Bereiche der Stadt geht zu Lasten der übrigen Stadtteile, insbesondere der ohnehin bereits unterprivilegierten Quartiere. Während hier die Bodenrente weiter sinkt, steigt sie dort an. Es findet also eine Umverteilung des Bodenwertes innerhalb der Stadt zu Lasten der Ärmeren und zu Gunsten der kapitalkräftigeren NutzerInnen statt. Gleichzeitig bewirkt der dadurch verstärkte Verdrängungseffekt eine zunehmende Funktionalisierung und Segregation der Stadtquartiere. Das Ziel der Zentralität, das an die Innenstadtsanierung geknüpft ist, übt zudem eine verstärkte Anziehung auf die Kaufkraft der StadtteilbewohnerInnen und die der Region aus. Negative Folgen hiervon sind weitere Funktionalisierung sowohl der Region als auch der Stadtteile in beispielsweise Reine Wohngebiete, alte Mischgebiete mit Tendenz zu Wohngebieten, Gewerbe- und Industriegebiete, Zunahme des Verkehrs, schlechtere Bedingungen zur Verrichtung notwendiger Tätigkeiten durch z.B. weitere Wege, etc..

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Während sich die soziale und funktionale Segregation in der ganzen Stadt und der Region verstärkt, wird im Zentrum das Konsum- und Kulturspektakel inszeniert. An diesem Spektakel hat die Postmoderne ihren ganz spezifischen Anteil. Sie ist ja aus der Kritik an den Prinzipien der Moderne, eben Rationalität, Funktionalität, Effektivität

tät, entstanden. Die Wiederaufbau- und 60-er Jahre Planung in Kassel ist ein typisches Beispiel modernistischer Architektur und Städtebaus. Die Kritik, die daran geübt wurde, liefert aktuell auf der ideologischen Ebene die Legitimation und die Begründung für die Innenstadtsanierung. Dabei ist es offensichtlich nebensächlich, daß im Ergebnis die gleichen Fehler wiederholt werden. Der Propagandazweck ist erreicht, indem sämtliche Kritikpunkte an den alten Fehlern vereinnahmt und in ihr scheinbares Gegenteil gewendet zu dem Jargon werden, mit dem die neuen Ziele benannt werden. Nachdem die Architektur der Moderne kritisiert wurde, sie sei international und ohne regionale Bezüge, sie sei einfach nicht schön und dazu noch funktionalistisch, ist die Architektur der Postmoderne nun plötzlich "ästhetisch", "funktional attraktiv", sie "berücksichtigt die Ortsgeschichte" - dies freilich nur als historisches Versatzstück - und sie soll die "spezifisch regionalen Probleme lösen". Dabei ist sie selbstverständlich "ökologisch" (vgl. Ettinger-Brinkmann 1989). Nichts desto trotz bleibt sie im Endergebnis der alten Ideologie verhaftet. Das Postmoderne besteht also zunächst in der Legitimation der Zerstörung dessen, was trotz funktionalistischen Städtebaus inzwischen an Brauchbarkeit durch die Leute hergestellt worden ist.

Weiter beschreibt HARVEY, wie unter den Bedingungen flexibler Akkumulaton und der Postmoderne die Vervielfältigung des Warenangebots den Zugang zum Erwerb "symbolischen Kapitals" (vgl. HARVEY 1987: 120ff) für viele erst ermöglichte. Weil aber die Konkurrenz der Produzenten und das Wetteifern der Konsumenten den Geschmack als Maßstab der Bewertung "symbolischen Kapitals" zu einer unsicheren Sache machen, bekommt das Ringen um Mode im städtischen Umfeld eine gewisse Wichtigkeit. Dieses Ringen um Mode kommt sowohl in den bereits gebauten als auch den geplanten öffentlichen Modernisierungen und privaten Geschmacksanpassungen in der Innenstadt zum Ausdruck. Die Reibungslosigkeit des Kundenverkehrs und die Zur-Schau-Stellung der Ware sind wichtige Bestandteile des Spektakels, das durch die Inszenierung kultureller Attraktionen und die Besetzung des öffentlichen Raumes mit "symbolischen Kapital" durch die Stadtverwaltung forciert wird. Das bedeutet, hinter Begriffen wie "urbane Qualität", "stadtgestalterische Infrastruktur", "Vegetationsinfrastruktur", "Vernetzung", "städtisches Ambiente", usw., verbirgt sich die Enteignung des Alltags und der postmoderne Zugriff auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Leute durch die Produktion "symbolischen Kapitals", in dem zugleich Macht und Verfügung der Stadtverwaltung zum Ausdruck gebracht wird.

WETTBEWERBSMIMIKRY

Warum verwendet die Stadtverwaltung das Wettbewerbsverfahren, um ihre, wie wir gesehen haben, verschwiegenen Interessen durchzusetzen?

Die Antwort besteht darin, daß das Wettbewerbsverfahren ideale Bedingungen bietet, öffentliche Beteiligung zu suggerieren und gleichzeitig die verschwiegenen Inter-

essen kompromißlos zu realisieren. Und das funktioniert folgendermaßen:

Die Stadtverwaltung beauftragt ein bekanntes Büro mit der Auslobung des Wettbewerbes. Der Auslobungstext wird in Zusammenarbeit mit Angestellten des Stadtplanungsamtes und des beauftragten Büros erstellt. Gleichzeitig beruft die Stadtverwaltung die Besetzung des Preisgerichtes. Es gibt Fachpreisrichter und Sachpreisrichter, sowie ihre jeweiligen Stellvertreter. Fachpreisrichter sind bekannte Architekturprofessoren, die Sachpreisrichter gehören dem Magistrat an. Die Vorprüfung der Wettbewerbsbeiträge obliegt dem mit der Auslobung beauftragten Büro. Das Wettbewerbsverfahren scheint nun entgegen einer direkten Auftragsvergabe eine relativ breite Fachöffentlichkeit an der Planung zu beteiligen, nach dem Motto: Wir nehmen nur das Beste. Jedoch fallen schon bei der Vorprüfung all diejenigen Beiträge aus dem Wettbewerb, die nicht den Anforderungen der Auslobung entsprechen, d.h. es kommen überhaupt nur diejenigen Beiträge zur Entscheidung des Preisgerichtes, die unter diesen Bedingungen würdig erscheinen, dem Preisgericht vorgelegt zu werden. Denn schließlich muß ja auch das vorbereitende, durchführende und auswertende Büro seine Kompetenz gegenüber den Preisrichtern unter Beweis stellen. Unstimmigkeiten könnten da schreckliche Folgen haben

Die Preisrichter wiederum müssen sich ihrerseits des Auftrages als würdig und kompetent erweisen, soweit sie nicht sowieso als Mitglieder des Magistrats selbst Auftraggeber sind. Es ist jedenfalls kaum anzunehmen, daß der Magistrat Preisrichter einsetzt, die aufgrund ihrer kritischen Haltung gegenüber den Plänen der Verwaltung das ganze Vorhaben gefährden würden.

Alle Beteiligten verhalten sich hier so zueinander, daß die Bewertungen, Stellungnahmen und Anforderungen der anderen "Experten" weder bezweifelt noch in Frage gestellt werden. Allen gemeinsame Verständigungsebene ist der Auslobungstext und der professionelle Jargon. Das erinnert mich sehr an die Schilderungen der Architektur-Verbünde in den USA, die TOM WOLFE (1981) in seiner Polemik "Mit dem Bauhaus leben" beschreibt. Das Verbindende dieser Verbünde ist die ihnen jeweils zugrunde liegende Idee des Entwurfs und seiner stilistischen Elemente. Diese durften zwar beliebig variiert, aber nicht prinzipiell verändert werden. Dabei kam es nicht darauf an, daß die Entwürfe auch gebaut wurden, sich sozusagen in der praktischen Welt bewährten. WOLFE schreibt:

"Jeder aufgeweckte Architekt wußte, daß man zuallererst im intellektuellen Wettstreit der Verbünde glänzen mußte." (ebd.: 117)

Dieser intellektuelle Wettstreit um die Idee des Entwurfs und seiner Mittel mußte selbstverständlich innerhalb bestimmter Grenzen geführt werden, wollte man nicht aus den Verbänden ausgestoßen werden, und damit in Bedeutungslosigkeit versinken. WOLFE beschreibt einen Meister seines Faches:

"Eisenman entwarf weiße Gebäude, die ein Himmel aus geoffenbarter Struktur waren. Der Outsider fand sie überaus unverständlich. Der Insider - der

Verbund-Architektur-Kollege - konnte ein gewisses Muster, irgendein komplexes Paradigma, das all den seltsamen Winkeln und vorspringenden Elementen zugrunde lag - , kam aber beim besten Willen nicht darauf, was es verdammt noch mal sein mochte. Die eigene esoterische Seele schrie weinend nach einer Erklärung. Aber Eisenmans Erläuterungen waren keine große Hilfe, nicht einmal für den Eingeweihten. Eisenman hatte seine Linguistik genossen, und zwar nicht zu knapp... Andere sprachen von "syntaktischen Nuancen" und von "Symptomatologie der Infrastruktur" und der "Semantik der Hyperstruktur" und den "Morphemen negativen Raumes" und den "Polphemeren der architektonischen Nach-Imago". Sie redeten über solche Sachen, wie die "Articulation des Perimeters der wahrgenommenen Struktur und dessen Dialog mit der ihn umgebenden Landschaft" (was einen Logiker aus Harvard zu der Frage: "Und was hat die Landschaft dazu gesagt?" hinriß. Worauf der Architekt nichts in Worten festzumachendes erwiderte.). Aber verglichen mit Eisenman waren sie alle einfache, einfältige, allzueinfältige UPI-Kommastreuer. Eisenmans großes Genie bestand darin, daß er vergleichsweise klare Wörter der Linguisten-Lingo verwendete, die einem das arme Hirn schnurstracks ins Bermuda-Dreieck trieben. "Die syntaktische Bedeutung, wie sie hier definiert ist," sagte er zum Beispiel, "berührt die Bedeutung nicht, die Elementen oder tatsächlichen Relationen zwischen Elementen zuwächst, sondern die Relation von Relationen untereinander." Eisenman war großartig. Mit einem einzigen Satz konnte er jeden Menschen ins Dreieck verfrachten." (ebd.: 106)

Zugegeben, an diese außerordentlichen Begabungen Eisenmans, die WOLFE hier beschreibt, reicht der Jargon, mit dem wir es hier zu tun haben, nicht heran; er hat jedoch die gleiche prinzipielle Funktion, nämlich die Zugehörigkeit zu einem Verbund und damit Kompetenz zu signalisieren. Diesem Verbund gegenüber fühlen sich alle in der Pflicht: Magistrat, Fachbehörde, Preisrichter, auslobendes Büro und natürlich auch die Preisträger; alle haben offenkundig die gleiche Vorstellung davon, worum es geht und verwenden die gleiche Begrifflichkeit. Gleichzeitig führt die Konstruktion des Wettbewerbsverfahrens zur scheinbaren Versachlichung (i.S. von Objektivität) des Entscheidungsprozesses. Die Verantwortung wird anonymisiert. Das heißt: Die Stadtverwaltung bekommt genau das, was sie haben will und kann gleichzeitig jeden Streit auf der politisch-planerischen Ebene verhindern. Das Prinzip des verlängerten Schreibtisches der Administration wird durch das Verfahren nur verschleiert.

LITERATUR:

- **Ettinger-Brinkmann**, Barbara (1989): Offener Stehgreifwettbewerb. Stadtplätze: Bauplätze 1990. Wettbewerbsunterlagen. Kassel 1990.
- **Harvey**, David (1987): Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflexionen über Postmodernismus in amerikanischen Städten. in PROKLA 69, 17. Jahrgang, Berlin.
- **Wolfe**, Tom (1981): Mit dem Bauhaus leben. Frankfurt 1990.

PLANUNG ODER ENTWURF

Wir haben in unserer Diplomarbeit kritisch über die Ideologie des Architekturwettbewerbs geschrieben. Dazu haben wir die Ausschreibungsunterlagen der letzten sechs Kasseler Wettbewerbe durchgearbeitet inklusive der Preisgerichtsprotokolle und Ergebnisberichte. Dabei ist uns aufgefallen, daß in diesen offiziellen Darstellungen des Berufsstandes die Begriffe Planung und Entwurf – gleichbedeutend verwandt werden. Damit wird transportiert, daß ihre Inhalte gleichbedeutend seien; was glatter Betrug ist.

Unsere erste Frage lautet also:

Warum sagen Entwerfer, daß sie planen?

Unsere Thesen lauten:

daß dort, wo geplant werden müßte entworfen wird;

daß der Unterschied zwischen beiden Vorgehensweisen durch die Gleichsetzung der Begriffe verwischt wird – und

daß durch die Etablierung des Entwurfes als 'Prozeß' der Planung, Planung verhindert substituiert und als Expertentätigkeit ausgegeben wird, –

dadurch wird Alltagswissen entwertet und die Planung der Leute erschwert oder sogar verhindert.

Unser Vortrag ist in zwei Teile gegliedert. Auf den ersten planungstheoretischen Teil folgen einige Dias als praktisches Resümee. Hier stellen wir die Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel (Planungsgemeinschaft HOPLA) der Grünstaltung an der Philipps Universität Marburg (Büro LATZ) gegenüber.

Zur Unterscheidung von Entwurf und Planung

Wir wollen vorab einige Merkmale zu unserem Verständnis von Planung und Entwurf herausgreifen, da es in der Hochschulpraxis, wie auch in der professionellen Praxis, zu z.T. absurden Vertauschungen kommt.

Der Entwurf zeichnet sich u.E. dadurch aus, daß er eine Erfindung gegenständlich werden läßt. Das heißt er ist die Kopfgeburt eines einzelnen Menschen – oder auch eines "Teams", wie es oft heißt (von einzelnen Menschen); die durch nichts in ihrem alltagspraktischen Wert geprüft ist und geprüft werden kann. Das aus dreierlei Gründen.

1. weil der Entwurf wie Gerda SCHNEIDER schreibt, eine Phantasie, eine Vision ist (vgl. SCHNEIDER, G. 1989:3)
2. weil er den Anspruch hat Neues zu erfinden und sich verschiedener Stile oder Leitbilder statt alltagspraktisch bewährter Vorbilder bedient (vgl. BÖSE, H. 1986) und
3. weil das Produkt von Entwurf schlüsselfertig geliefert wird; das heißt, die Verfertigung oder Komplettierung im Laufe der Zeit wird darin nicht aufgenommen.

Das heißt, der konkrete Gebrauch ist im Produkt eines Entwurfes nicht unterzubringen, da es als "Kunstwerk" auf dem Stande zum Zeitpunkt seiner Entstehung fixiert wird. Gebrauch wirkt angeblich störend auf das Werk, da er verändert.

Die gebauten Produkte von Entwurf dienen vorwiegend der Repräsentation. Einmal als Selbstzweck der Institution, in Vertretung des Staates und in dessen Gefolge dem Selbstzweck des Entwerfers.

Es geht im Entwurf also nicht um die Realität, d.h. den Alltag der Leute, der immer etwas mit der Ökonomie der Leute zu tun hat.

Entwurf benutzt die Bilder dieser Ökonomie als "Zitate eines arbeitslosen Lebens", (MÖLLER R., SCHNEIDER, C., 1991:44f) ohne sich auf das zu beziehen, was die Realisierung und Bewältigung von Alltag ausmacht.

Indem eindimensional in die Zukunft gedacht und gemacht wird, geht der Entwurf von der Wirklichkeitsauffassung seines Herstellers oder dessen "formalen Auftraggebers" (BOLDTE et al. 1972) aus und verkleidet dieses Vorgehen in seine gestalterische Sprache, wie sie durch den Jargon transportiert wird:

- Geschichte wird dann zu Denkmalschutz,
- Wissen zu Wissenschaft,
- Kenntnisse und Können zu Varianten in der designerischen Darstellung
- Alternative zu Wahllosigkeit
- Anpassung an den Gebrauch zu Multifunktionalität, ohne Zuständigkeiten zu klären
- Nutzungen zu Flächenfestsetzung

Planung orientiert sich im Gegensatz zum Neuerfinden an den lebenspraktischen Vorbildern. Sie bezieht sich, wie Helmut BÖSE schreibt "auf die Erfahrungen der Leute, die im Kontext aller sich täglich vollziehenden Handlungen stehen". d. h., das Planung nicht "von 'Ideen', sondern von Allerweltswissen und konkreten Gebrauchswerten ausgeht". (vgl. BÖSE 1981:192)

Im Grunde ist Planung also, wie es bei Birgit AUERSWALD et al. heißt: "eine Tradition des Nachdenkens, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will". (ebd. 1991:192)

Die Arbeitsweise von Planung baut darauf auf, die Geschichte eines Ortes und die Geschichten der Leute also auch die Ökonomie der Leute zu erklären. Es geht also zunächst darum zu verstehen, wie eine Situation zustande gekommen ist, um daraus die Absichten und Folgen eines Eingriffs herzuleiten; also Prognosen zu machen und darum, aus Vorhandenem zu lernen.

Prognose meint hier sowohl die rückwärtige Prognose: Wie kommt das zustande, was ich am Ort vorfinde? als auch die zukünftige: welche Absichten habe ich, was sind meine Ziele.

In dieser 'Absichtserklärung' geht es darum, das eigene planerische Handeln überprüfbar zu machen;

1. für mich selbst
2. für die Betroffenen und
3. um Ziele des administrativen oder formalen Auftraggebers zu debattieren; und es ist wichtig, daß dies kontrovers geschehen kann.

Die Prognosen dienen also auch dazu, meine eigene Arbeit zu überprüfen, also:

Ist das eingetroffen was ich vorhergesagt habe, was ich erreichen wollte und wenn nicht ? — welche Fehler habe ich gemacht, was kann ich daraus lernen?

Planung bezieht sich also auf die Beobachtung von bewährten Beispielen und die Beobachtung der Ergebnisse im Nachhinein.

Planung ist also auch da Planung, wo sie falsche Prognosen und Entscheidungen erkennt und darauf reagiert. Das schließt aus, ein bestimmtes 'Bild' herzustellen, es geht allein um die Gebrauchbarkeit für die BenutzerInnen, die "informellen AuftraggeberInnen" (vgl. BOLDTE et al. 1972).

Der Entwerfer manövriert sich genau um diese Unterschiede und Unterscheidungen herum, indem er Versprechungen macht, die er nicht einhält und das kann er, solange er sich der Übereinstimmung mit den Zielen des formalen Auftraggebers versichert.

Der Entwerfer leitet sein Verständnis des Problems nicht her, da er die externen Vorgaben je nach Mode übernimmt, denn das Ziel ist nicht die Gebrauchbarkeit sondern die Übereinstimmung mit dem formalen Auftraggeber. Diese Symbiose suggeriert, alles sei machbar, technisch herstellbar und kompensierbar, die Ausführung sei allein ein finanzielles oder gestalterisches, oder technisches Problem.

Soviel zu den Unterschieden zwischen Planung und Entwurf. Warum sagen Entwerfer trotzdem, daß sie planen?

Entwerferischer Jargon und die Vereinnahmung der Kritik

Wie Lucius BUCKHARDT uns geschrieben hat, sind "Planung und Entwurf zunächst nur Worte".

Diese Worte aber, sind von Menschen gemacht und dienen der gegenseitigen Verständigung – oder auch dazu, Unverständnis herzustellen. Das genau ist es, was den politischen Gebrauch der Sprache ausmacht.

Der Berufsstand "bleibt unverstanden, weil [seine] Vertreter sich selbst und ihre Arbeit nicht verstehen. Ihre Sprache spiegelt dieses Unverständnis wieder.

Sie sprechen einen Jargon, der die guten Absichten pur zwischen den Zeilen vermittelt". (SCHNEIDER, G. 1989:3)

Die Anwendung des Jargons sorgt dafür, daß "das was er möchte, in weitem Maß ohne Rücksicht auf den Inhalt der Worte gespürt und akzeptiert wird..".

(ADORNO, T.W. 1964:11)

oder "daß Sprachverhalte als Sachverhalte ausgelegt werden" (STOLZENBURG 1984:100), um eine besonders bedachte und wohlmeinende Entscheidung zu suggerieren. Die synonyme Verwendung der Begriffe weist darauf hin, daß die Inhalte von Planung im "Jargon der Eigentlichkeit" (ADORNO 1964) vereinnahmt werden. Es geht im Entwurf also nicht nur um die permanente Modernisierung der gebauten Welt, sondern auch um den Umbau der Sprache, als Zerstörung einer Ebene von Verständigung und Wahrnehmung.

"Die Vereinnahmung der Kritik, durch die Übernahme der Begriffe, zeichnet die postmoderne Verwaltung, Politik und Ökowissenschaft aufs Feinste aus. Der Diebstahl der Sprache und die Ummünzung der Argumente [...] gehörten seitdem zum know-how der Administration ebenso, wie zur positivistischen Berufspraxis". (BÖSE/HÜLBUSCH 1989:86)

Alltägliche Planungen gegen expertokratische Entwürfe

Entwurf als Planung deklariert, läßt Planen als abstrakte Idee erscheinen.

Damit wird ausgeräumt, das alle Leute planen und planen können. Wir gehen davon aus, das dementgegen Jede und Jeder plant, die einen konkreten Ertrag ihrer Arbeit erzielen wollen – oder um mit K.H. HÜLBUSCHs Beispiel zu reden:

Wenn eine Bäuerin entwerfen würde, so käme sie vielleicht auf die Idee zu sagen – na? – wie wäre es, wenn ich dieses Jahr die Kartoffeln 'mal im Herbst setze und den Winterweizen im Frühjahr säe?

– Nichts wäre dann, die Ernte würde ausfallen. Planung ist also "aus der Kenntnis der Arbeit formuliert und im Blick auf eine begründete Erwartung sorgfältig kalkuliert". (HÜLBUSCH, K.H. 1991:174)

Das heißt, alle Leute, die ihre Existenz und Ökonomie sichern müssen, – planen –. Sie nehmen ihre Kenntnis und ihr Wissen zur Hilfe um zu vorhersehbaren Ergebnissen zu kommen. Sie entwerfen nicht, weil ein Entwurf, der auf bloßen Vorstellungen und Träumen beruht, fatale Folgen hätte.

Das, was vom Berufsstand unter "Planung und Entwurf" vereinheitlicht wird, bezieht sich weder auf das Alltagswissen, noch auf Nutzung oder Gebrauch.

Diskutiert wird Entwurf auf der Ebene der technischen Herstellbarkeit oder auf der Gestaltung.

Es wird damit vorgemacht, Planung sei eine "technische Leistung", die mit dem Alltäglichen nichts zu tun habe und deren Ausführung allein Spezialisten vorbehalten sei.

Dabei sind "Gestaltung / Kunst / Wissenschaft" oder der "Ökologische Ausgleich" nur verschiedene Vorwände und Namen für die gleiche expertokratische Haltung. Die 'Spezialisten' teilen die Pfründe untereinander auf und tun sich gegenseitig nichts.

Gemeinsam ist ihnen, daß sie die Ökonomie der Leute und deren Realität nicht in ihre Arbeit aufnehmen und sie nicht verstehen.

Sie führen deshalb eine Ebene der Abstraktion in die Debatte ein, die die alltäglichen Planungen der Menschen erschwert oder lenkt oder verhindert.

Es geht nach Theodor, W. ADORNO, "um jene Art Menschenführung, der die Menschen Vorwand für die Führung sind." (ADORNO 1964:77)

Die Bessermacher

Die Abstraktion der alltäglichen Entscheidungen und die Vereinheitlichung der Tätigkeiten und Interessen einzelner Menschen macht die Welt verfügbar:

"... plant sie gleichsam, macht sie dem Umgang mit dem Reißbrett zugänglich. Sie schafft einheitliche, übersichtliche Räume, denn sie sieht ja ab vom sinnlich konkreten [...]

[um] die Wirklichkeit zu verdecken.

[...] Die Sprache des Überblicks verführt dazu, das Wichtigste zu übersehen. Der Prägestock der Wissenschaft oder der Verwaltung, vom Experten auf die Lebenswelt übertragen, verdeckt in seiner menschenleeren Objektivität die Leiden; der Experte entzieht die Wirklichkeit den Sinnen." (PÖRKSEN, U. 1988:102)

Um den Zugang zur Arbeit zu erfinden, wird die vorhandene Situation pauschal denunziert und unter dem Vorwand von Verbesserung oder Fortschritt für disponibel erklärt. Gerda SCHNEIDER bezeichnet das, als "den Mythos vom Verbessern".

(SCHNEIDER; G. 1989:44)

Die ideologische Grundhaltung der Entwerfer und Macher ist nach Tom Wolfe (1986), das "Bei-Null-anfangen", – ohne den vorgefundenen Zustand, die konkrete Situation der Leute zu überprüfen und ohne die Absichten zu formulieren, wohin man denn will mit der "Verbesserung".

Diskutiert wird, wenn überhaupt auf der Ebene der Gestaltung, unter den Maximen der Gestaltung, oder denen der technischen Umsetzung.

In Zukunft, so lautet die Verheißung werde alles durch die Neuerfindung wieder gutgemacht und sogar viel besser sein.

Inszenierungen verhindern das Tätigsein

In der entwerferischen Praxis geht es aber auch um die Nivellierung und Lenkung unserer Wahrnehmung und Erfahrung.

So heißt es z.B. im Entwurfstext von A. LATZ (1990):

"organische Pflastermodellierungen... [sollen] »Natur« bedeuten", "Felsen und Pflanzen wirken wie bildhafte Ausschnitte aus »Kleinst«-Landschaften" (ebd. 121) oder "der Benutzer soll (...) eine kleine Stadt erkennen" (vgl. ebd. 120), also verschiedene Nutzungen, wo real ein monolithisches Großklinikum gebaut wurde .

Das Symbol soll wirken wie, soll 'so tun als ob', soll vortäuschen, das Nutzung und Gebrauch stattfinden, wo es die Vision des Entwerfers ist, die im Jargon, in der Entwurfsgraphik und im modernistischen Design vorgetragen wird. Eine Vision in der die Menschen real dann nicht mehr vorkommen. Wenn diese Visionen gebaut sind, richten sie sich im Maßstab 1:1, direkt gegen den Gebrauch und die Leute. Deshalb, weil entwerferisches Design nichts mit der Alltagserfahrung gemein hat, die am Gebrauch ausgerichtet ist, ist der Entwurf nicht nachvollziehbar, alltagspraktisch nicht nur wertlos, sondern auch enteignend.

"Die Dingwelt und ihre sozioökonomische Bestimmtheit soll hier neu definiert werden. Die Dinge selbst sollen in einen neuen Kontext zueinander gerückt werden, eine neue Sprache der Formen und des Ausdrucks erfahren. Diese neue Sprache sollen wir lernen, unsere bisherigen Erfahrungen, Kenntnisse und Routinen über den Haufen werfend. Die Erfahrungen der Menschen fallen so unter die Definitionsgewalt des Gartenkünstlers, der nunmehr in seiner (gartenkünstlerischen) Sprache und nicht mehr in einer allgemein verständlichen zu uns spricht".

(LÜHRS, H. 1990:1974)

Mit der Vorgehensweise "Bei-Null-anfangen" und alles neu erfinden, wird der reale Kontext des Lebens, d.h. in erster Linie die produktive und reproduktive Arbeit unsichtbar gemacht und erschwert.

Der Entwurf 'für ein Stück Fläche' wird dann zum Lebensentwurf und Verhaltensentwurf 'für ein Stück Mensch.'

In dem der Gebrauch der Dinge in den gebauten Leitbildern nicht stattfinden darf, da diese des "Künstlers Werk" angeblich stören, werden die NutzerInnen an die Flächen und Intentionen der Gartenkunst angepaßt. Nicht die Flächen an die Verfügung durch die NutzerInnen.

In den Produkten des Entwurfs kann also Alltagserfahrung und Alltagsarbeit weder gelernt noch verrichtet werden; da sie für den Gebrauch unbrauchbar sind. Um diese Produkte zu verstehen, brauche ich eine Gebrauchsanweisung oder literarische Bildung.

Michael MÜLLER beschreibt den ideologischen Grundstein dieser Pädagogisierungsabsicht durch 'Kunst', nach Friedrich v. SCHILLER 1793 wie folgt:

"Um demokratische Staatsbürger zu schaffen müsse man »durch das Aesthetische den Weg nehmen, weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert«.

(MÜLLER, M. 1987:58f)

Wir gehen dem entgegen davon aus, daß die Selbstbestimmung des eigenen Handelns das ausmacht, was Freiheit ist.

Selbstbestimmung meint hier vor allem die Verfügung über den Lebensunterhalt und das eigene Leben, Verhalten, Wissen und Erfahrung, die auf der Sicherheit im Umgang miteinander und einer gesicherten Ökonomie beruhen und zwar im Vergangenen als Grundlage der Erfahrung und im Jetzt als Gegenwart mit allen sozio-ökonomischen Disparitäten und Streitbarkeiten.

Der Entwurf verspricht, dies zukünftig für uns z.B. durch Gestaltungen zu lösen. Statt dessen macht er unsichtbar was real vollzogen wird. Damit wird seine Architektur zur "Aufforderung des lebenspraktischen Experiments und des vollzogenen Vorgriffs", wie Michael MÜLLER (1987:98) schreibt.

Da die gebauten Ergebnisse des Entwurfs immer etwas mit lebenden Menschen zu tun haben, bedeutet das, daß wir diesem Experiment als Versuchskaninchen zu dienen haben.

Der Entwurf wird als Übung dazu verstanden und eingesetzt.

Damit geschieht dreierlei:

1. Geschichte und Erfahrung, also auch Verhaltenssicherheit wird zerstört.
2. Die Realität wird verleugnet und
3. Die Selbstbestimmung der Menschen wird verhindert.

Die Enteignung vom Gebrauchswert

Die beschriebenen Angriffe geschehen entwurfsimmanent, also durch die methodische Vorgehensweise von Entwurf – durch das – "Bei-Null-anfangen", das "Verbessern" und das "Neuerfinden", ohne die Gebrauchsgeschichte und die vorhandenen Vorbilder zu beachten.

"Das Neue aber zielt, wie jede Erfindung aufs Machen.

Es setzt die Gebrauchsgeschichte außer Kraft, ist nicht einmal in der Lage, vom Alten zu lernen, denn dann wäre es nicht neu, sondern dazugelernt. [...] das Alte wird disponibel, steht im Weg, muß abgeschafft werden, damit das Neue verkaufbar wird."

Das versprochene Glück, so heißt es hier weiter "– die Vision, ist ein Fetisch.

Es sind SACHEN gemeint, die glücklich machen sollen." (BÖSE/HÜLBUSCH 1989:105)

Die ursächliche Kritik wird in der ahistorischen Vorgehensweise unterdrückt und verhindert. Die Art von Kultur die "mit dem Mittel der ästhetischen Sprache erzeugt" wird, will "im Grunde keine Veränderung der gesellschaftlichen Realität" (MÜLLER, M. 1987:89).

Realität wird einerseits als gottgewollt und naturgegeben dargestellt – quasi von oben verordnet und andererseits als wahllos veränderbar aufgefaßt.

Nie aber in Abhängigkeit von den ökonomischen Entscheidungen konkreter Individuen.

Dadurch wird zweierlei erreicht

1. Normierung
2. Integration

Der Entwurf wird so methodisch zu einem Instrumentarium 'Abstraktion' einzuführen, wo es um kontinuierlich konstituierte Entscheidungen konkreter Menschen geht.

"Das Ergebnis dieser Normierung und Integration ist eine neue Gestalt von »Wirklichkeit«, eben die Normalität, die das Partikulare, das qualitativ Andere nur noch als Abweichung registriert, [...] Die Realität der Industriegesellschaft, [...] ihre etatistische Produktionsweise (Lefebvre), droht zu einer Art Sachzwang selbst für die Chancen der Wahrnehmung und Affektivität zu werden. Ihre universale Funktionsstruktur beginnt sich Bevölkerungen anzueignen [...] und wer nicht mitabstrahiert, der wird abstrahiert" (BRÜCKNER, P. 1984: 128f)

Der Sachzwang muß also, wie es in F2 heißt, als Systemzwang interpretiert werden. (BOLDTE et al. 1972)

Unter den gestalterischen und erfinderischen Maximen der Entwurfsavantgarde wird systemimmanent und systematisch ein falscher Blick hergestellt.

Kunst oder Gestaltung interessieren hier gar nicht.

"Zweck und Mittel fallen zusammen. Der Zweck ist die Kunst und die Kunst ist das Mittel. Vor diesem Hintergrund verschwinden planerische Absichten, Werthaltungen und Kontexte [...] Kritik wird dann zur Kritik an der Person im besonderen und zum Angriff auf die künstlerische Freiheit im allgemeinen." (LÜHRS 1990:1974)

Und genau darin besteht das Ablenkungsmanöver. Die Diskussion um Entwurf unter dem Deckmantel von Planung läßt glauben, wie es bei Michael MÜLLER heißt, die gebauten Widersprüche seien "die Widersprüche der Avantgarde und nicht die objektiven Widersprüche der Gesellschaft."

Der zentrale Widerspruch der Industriegesellschaft, als deren Stellvertreter die Entwurfs-Avantgarde fungiert ist die permanente Enteignung vom Gebrauchswert.

Diese Enteignung geht einher mit der Manipulation der Wahrnehmung und Enteignung der Orte wo Tätigkeiten der Leute stattfinden.

Gerda SCHNEIDER schreibt 1989:

"Die Enteignung ist notwendige Begleiterscheinung und Durchsetzungsinstrument der Industrialisierung [...] nach der materiellen Enteignung durch die administrative Verfügungsgewalt über die Naturausstattung, geht es um die Enteignung immaterieller Werte durch die Industrialisierung des Zugangs zu ihnen, (Vgl. GORZ 1977:6)". (SCHNEIDER, G. 1989:2 f)

Beispiele für Entwurf und Planung

Wir werden jetzt an zwei Beispielen zeigen, wie sich die unterschiedliche methodische Vorgehensweise von Planung und Entwurf in der gebauten Realität auswirkt. Zum einen die Außengestaltung des Klinikums mit dem Studentenzentrum der Marburger Philipps-Universität auf den Lahnbergen, als entwerferische grünplanerische Antwort des Büros LATZ (Freising, Kassel) auf das Universitäts- und Klinikgebäude. Als Beispiel für die planerische Vorgehensweise steht die Freiraumplanung des GhK-Neubaus am Holländischen Platz in Kassel, durchgeführt von der Planungsgemeinschaft HOPLA (Büro Kreikenbaum und Heinemann, Bremen / Stadt und Land, Kassel und der AG Freiraum und Vegetation).

Beiden Fällen liegen zentralistische funktionsgebundene Hochbauentwürfe zugrunde, die sich durch für den Gebrauch ungeeignete Grundrisse auszeichnen. Dies trifft sowohl für die Organisation der Innenräume, als auch für die der Freiräume zu.

Beschreibung der Situation auf den Lahnbergen/Marburg :

Die Universität und das Klinikum um die es hier geht, sind ca. 4 km von Marburg entfernt.

Innerhalb der mittig liegenden Gebäude ist die Verwaltung untergebracht.

Im südlichen Teil des Gebäudes liegen die Hörsäle und die Bibliothek für die StudentInnen.

Südlich vom Hauptgebäude stehen als separate Gebäude ein großer Hörsaal, und das Studentenzentrum mit Mensa, Cafeteria, Sparkasse und Post.

Im Westen stehen die Großküche, der technische Dienst und die Stromversorgung.

Nach Süden führt ein Fußweg zur anderen Seite der Schnellstraße, dort befinden sich in ca. 200-300 m Entfernung die anderen Fachbereiche der Uni-Lahnberge.

An diesem Beispiel wird die Zugangsweise des Entwurfs zur Arbeit gut deutlich. Aneliese LATZ stellt das Projekt Uni Lahnberge wie folgt vor:

"Die Entscheidung, den neuen Standort der Universität Marburg in der Waldlandschaft anzusiedeln, führte zu großflächigen Rodungen [...] Vordringliche Aufgabe war es daher das Umland

der Universität, durch Wiederaufbau des Waldes [...], Wiederherstellung der Flächen als Naherholungsgebiet und Integration der Gebäudemassen in die Landschaft zu rekultivieren."

(LATZ, A. 1990:120)

Kein Wort von den NutzerInnen, dem konkreten Gebrauch der Orte durch die StudentInnen, PatientInnen und Bediensteten des Klinikums.

Kein Wort von der Organisation der Architektur oder der Problematik der funktionalistischen Entscheidung eine Universität mit Klinikum 4 km von der Stadt Marburg entfernt, mitten im Wald zu errichten.

Gehen wir davon aus, daß der Sinn einer Universität und Klinik darin liegt, Orte zu errichten wo PatientInnen behandelt werden und genesen können – dies schließt auch die Wohnsituation der PatientInnen mit ein –, wo es Arbeitsplätze für Pflegepersonal, Verwaltung, für StudentInnen und Lehrende zu schaffen gilt, so befassen sich die Auftragnehmer nicht mit diesen Themen, d.h. sie erfüllen ihren planerischen Auftrag nicht.

Die EntwerferInnen werden also für Dinge bezahlt, die sie nicht tun. Sie entwerfen am Arbeitsgegenstand vorbei, indem sie sich mit dem "Landschaftsschaden" befassen, der mit dem Hochbau entstanden ist. Ihr Rezept dazu – ist die Erfindung der 'Strukturen' – auf Gestaltebenen.

Die erste "Gestaltebene" ist eine "mehr funktionale Primärstruktur aus Alleén, Baublöcken und Hainen, die Straßen, Wege, Parkplätze und kleinere Bauten aufnimmt..." (LATZ, A. 1990:120)

Die Darstellung des Auftrags zeichnet sich durch die schlichte Abwesenheit jeglicher Problematisierung und Herleitung aus. Deutlich wird nur die Sichtweise aus der Vogelperspektive, die der Entwurfsgraphik, unter der die realen Bezüge und Bedarfe in Fischgrätenmustern, die sich über Gelände und Wege ziehen, verschwinden. Die notwendigen Gebrauche, die diese Flächen aufnehmen müssen, werden nicht debattiert, überlegt, geplant. Sie fallen unter die Rubrik Versprechungen, was durch die Verwendung des Jargons verkleidet wird.

Das Ergebnis jedoch, ist nicht neu. Aufwendig gestaltete Zufahrten zum Krankenhausportal, die nicht von jedem Mensch befahren werden dürfen, eine riesige Wassersäule mit Rundumfahrt, weit verstreute Parkplätze, keine direkten Wegeverbindungen zum Haupteingang. Und immer wieder das Fischgräten-"Thema" der Entwurfsgraphik, das jedoch erst aus dem 2. Obergeschoß zu erkennen ist. Am Boden wirken sich Pflastergraphik und Heckenornamentik nur verwirrend aus. Die Wegeführung wird zur Zumutung.

Ohne Bezug zur alltäglichen Realität erschöpft sich der Entwurf im ästhetischen Gehabe, die Flächen geben kein Zeugnis ab von den möglichen Nutzungen und zeigen allein die Absicht der Repräsentation.

Die Freiraumplanung am Holländischen Platz hat versucht, aufgrund der Erfahrung mit bewährten Beispielen und brauchbaren Vorbildern, eine Planung umzusetzen die trotz allen schlechten Vorgaben der Architektur eine aneignungsfähige Struktur organisiert.

Es bleibt nicht viel, den Flächen die die Architektur ausgespart hat, im nachhinein einen Sinn zu geben. Je schwieriger die Organisation der Gebäude ist, umso bedachter muß der Einsatz der Mittel erfolgen.

Die PlanerInnen sahen das Prinzip vor, daß alle Flächen begehbar und vegetationsfähig sind. Wie Bernd SAUERWEIN 1989 geschrieben hat

beschränken sich die "freiraumplanerischen Vorgaben auf eine grobe Strukturierung der Freiräume, bestehend aus dem Dach (Bäume), den Wänden (Hecken) und den Fußböden (betretbares Substrat mit Spontanvegetation). Die flächige Einsaat mit Arten der Spontanvegetation machte es möglich, daß die Freiräume rasch Patina ansetzen konnten und die Spuren des Gebrauchs sichtbar wurden. Das (Vegetations-)Bild der Freiräume entstand letztlich erst durch die Nutzung." (SAUERWEIN, B. 1989:20)

Die mit Klinkersteinen belegten Hauptwege sind für Ortsfremde sofort erkennbar. Die Vegetationsfähigkeit der Flächen insgesamt, gibt zur Orientierung zusätzlich Auskunft darüber, wo gegangen wird und wo nicht. Der Gebrauch ergänzt die Planung, macht Wege breiter, zeigt sinnvolle Abkürzungen.

Im LATZ'schen Entwurf legt das Abstandsgrün zwischen den Fußwegen und Gebäuden fest, wo gegangen werden darf. Mit ihrem "Heckentheater" verspricht Anneliese LATZ:

"Eine zweite, kleinteiligere Gestaltebene – Hecken in unterschiedlichen Ausformungen und Höhen – stellt die dem Nutzer entsprechende Dimension her, läßt kommunikative Bereiche und Erlebnisräume entstehen und nur Teile des Gebäudes wirksam werden." (LATZ, A. 1990:20)

Wo doch gerade das Gegenteil zum besseren Verständnis der Gebäude notwendig wäre. Die Flächen sind nicht einsehbar, es gibt keinen Anlaß in diese Irrgärten zu gehen.

Als dritte "Struktur" sieht die Verfasserin die "Kleinarchitekturen, Kunstobjekte, Möblierungen und Beleuchtung sowie die bildhaft wirksamen Elemente der Belagsmusterungen und flächigen Vegetation." (ebd.)

Als Beispiel ein Innenhof des Klinikums. Die Flächen sind zugegrünt, nicht nutzbar, nicht querbar. Das Konzept zielt auf die Wahrnehmung der Betrachter, nicht auf den Gebrauch durch die NutzerInnen. Anneliese LATZ meint: "Der Benutzer soll eine stadtähnliche Struktur mit Gärten, Wegen und Plätzen und den verschiedenartig genutzten Gebäudeteilen einer kleinen Stadt erkennen." (ebd.) Warum um alles in der Welt sollen wir eine Stadt sehen, wo ein monolithisches Großklinikum steht? Hier wird die Wahrnehmung der Realität manipuliert, nämlich das hier Menschen ausgesperrt und eingesperrt werden.

Auf der Rückseite der Gebäude, in den Bereichen zwischen Klinikum – Versorgungseinrichtungen und Vorhalteflächen, läßt die Intensität der Gestaltungsmaßnahmen nach, hier werden dann auch "Spuren des Gebrauchs" als Trampelpfade sichtbar, aus denen wir lesen können, wie z.B. ein sinnhafter Wegverlauf aussieht. An der Vorderseite des Klinikums ist diese Möglichkeit durch Gestaltung und Repräsentierung nivelliert worden.

Mittel und Zweck

Die eingesetzten Mittel haben bei einer Planung immer einen Zweck. Sie bieten Anlaß oder Gelegenheit für Nutzungen, erleichtern diese oder dienen zur Orientierung. Sie besetzen einen Ort nicht, sondern erleichtern die Benutzung und Aneignung.

Da die Entwertung bestimmter Bereiche schon durch die Architektur vorgenommen wird, sind planerische Interventionen notwendig, um grundlegende Fehler zu revidieren. Dies betrifft an der GhK z.B. die Flächen an den ebenerdigen Geschossen der Gebäude. An der GhK wurde deshalb von den FreiraumplanerInnen die Forderung aufgestellt, die ständig genutzten Arbeitsräume in die Erdgeschosse zu legen und mit direkten Ausgängen einen Zugang nach draußen zu ermöglichen. Dort wo die Architekten nicht auf dieses Kriterium eingingen, wie bei den ebenerdigen Seminarräumen, die ständig nach außen verschlossen sind, erfüllen die Mittel nur bedingt ihren Zweck. Die Vegetation zeigt daß diese Flächen nicht häufig betreten werden.

In Marburg gibt es keine Ausgänge aus den Arbeitsräumen im Erdgeschoß, zum Großteil sind diese direkt durch Hecken zugepflanzt. Das Vegetationsbild wird hier im Gegensatz zum Gebrauch über die Pflege stabilisiert.

Mit Bäumen und – wie Anneliese LATZ sagt – mit "Kleinarchitektur" verstellt, offenbart sich der Eingang zu den Hörsälen uns erst wenn wir direkt davor stehen. Die wabenförmigen Muster der Entwurfsgrafik setzt sich hier in den Blumenkübeln fort, die unsinnigerweise mit Rosen bepflanzt sind, sodaß frau/mann nicht einmal darauf sitzen kann. Hier stehen dann auch praktischerweise die Fahrräder der StudentInnen an einem Metallgeländer und nicht, wie von den EntwerferInnen gewollt, an der Zufahrtsstraße 30 m vom Eingang entfernt. Dies hat zur Folge, daß die ungenutzten Fahrradständer als Parkplätze genutzt wurden, was aber wiederum nicht sein soll, darum werden sie mit Steinen verstellt und können nun nicht mehr benutzt werden.

Anlässe und Gelegenheiten gehören zusammen, Fahrräder und Sitzbänke oder Sitzgelegenheiten gehörten direkt an die Eingänge. Das sind keine Erfindungen, das können wir allorts an vergleichbaren Situationen beobachten.

Ändern sich die Bedarfe der NutzerInnen (aus welchem Grund auch immer) können wir das an der GhK über die Vegetation nachvollziehen.

Wird ein Eingang nicht mehr als solcher genutzt, werden in der Regel auch die Fahrradständer nicht mehr gebraucht. Die Fläche wird tendenziell zu einem dysfunktionalen Rand, der dann neu besetzt werden kann. Aus dieser Situation können wir neue Fragen hinsichtlich der Benutzbarkeit der Flächen stellen. Befindet sich hinter der Tür ein Arbeitsraum, so wäre eine sinnvolle Ergänzung: die Fläche zum Weg hin durch eine Hecke abzugrenzen. Wichtig ist, daß über die unterschiedliche Ausbildung der Vegetation Umwidmungen im Gebrauch deutlich werden, weil hier das Gelände einer selektiven Pflege, und der Pflege des Gebrauchs unterzogen ist. D.h. wir haben die Möglichkeit zu lernen und können die planerische Vorgehensweise auch nachträglich an die Anforderungen der NutzerInnen anpassen.

In Marburg können diese Wechsel des Gebrauchs nicht mehr nachvollzogen werden. Die Flächen werden in ihrer Bestimmung festgelegt, durch die vereinheitlichende Pflege sind Nutzungswechsel nicht zu erkennen. So zum Beispiel ist eine Rasenfläche ringsum mit Hecken abgepflanzt und nur vom Mensa-Vorplatz zugänglich. Sie ist überstellt mit Rankgerüsten, die sehr an ein Hopfenfeld erinnern. Mensch merkt das Initiieren des Leitbildes, das der Entwerfer aus Weihenstephan mitgebracht hat.

Ein anderes Bild steht für die 'Inszenierung des Spektakels' und das "Symbolische Kapital" (HARVEY 1987).

Wir haben in Marburg ratlos vor einer merkwürdigen Konstruktion gestanden, die in altrömischer Manier aequaduktähnlich über den Mensavorplatz geführt ist – und uns gefragt: was soll das? Nach einigem Nachfragen und Überlegen haben wir festgestellt, das die Holzrinne bei Regen, vom Mensadach mit Wasser gespeist wird, das in eine Stahlwanne, die als "Feuchtbiotop" gestaltet ist, mündet. Der Überlauf dieser Wanne führt in eine Rinne die sich in ein Schein-Bachbett (naturnah) ergießt. Von da aus ... aber das geht zu weit.

Jedenfalls eine ziemlich teure Regenerin. Das Ganze mit Freitreppe gen Süden und "Kommunikationsnischen" unter einem eloxierten Alugerüst (berankt).

Dies ist der Vorplatz der Mensa und ein Beispiel wie man "Geld verbuddeln" kann. Die Rasenfläche hinter der alten Mensa (GhK) zeigt, wie wir mit einfachen Mitteln einen Platz gut und brauchbar organisieren können.

An dieser Stelle wird deutlich, daß der Pflanzplan als vorgedachter, — die Ausführung als umgesetzter und die Pflege als weiterentwickelter Schritt, Bestandteile von Planung sind.

Der Entwurf hingegen wird umgesetzt und der Pflege übergeben. Am Marburger Beispiel haben die Folgelasten unbedachter Entwürfe die NutzerInnen, SteuerzahlerInnen und die MitarbeiterInnen des Botanischen Gartens zu tragen. Es wird in der Wuchszeit wöchentlich Rasen gemäht, gemulcht, bewässert, insektizidet und herbizidet, und ratlos über das "Sukzessionsmanagement Konzept" (LATZ, P. et al. 1980) zur Erhaltung der sogenannten "Einfachdachbegrünung" simuliert, (die im übrigen ein Experiment ist, indem "die Eignung verschiedenster Pflanzen und Böden für extreme Bedingungen getestet wurde um so eine auf Dauer stabile Begrünung ohne hohen Pflegeaufwand zu erreichen." (LATZ, A. 1990:120)

Und so sieht das dann auch aus. Rund um die Sprengler wächst das *Poa pratense* auf. Und das *Sedum* am Dachrand, will garnicht so wachsen, wie es die bienenwabenförmigen Muster auf der Entwurfsgraphik vorgesehen haben.

Da als oberste Maxime — dem Pflegewerk folge zu leisten ist, und der Entwurf erhalten werden soll — wird hier nicht interveniert.

Hieran läßt sich also auch aufzeigen wie die Qualität und die Arbeitserfahrung entwertet werden.

Weiterhin auch, wie die Fehler des Entwurfs durch immer neue Fehler und Interventionen kompensiert werden.

D.h. die Flächen bleiben, auch durch die Besetzung durch die Pflegekolonnen, langfristig unter institutioneller und administrativer Verfügung.

Literatur

- ADORNO, Theodor, W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt a. M.
- AUERSWALD; Birgit et al. (1991): Ein Stück Landschaft z.B. Miltenberg/M. Sehen, verstehen, beschreiben. Studienarbeit zur Vegetationsausstattung FB 13 Gh-Kassel, Kassel
- BÖSE, Helmut (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen – Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes. Gh-Kassel, Arbeitsbericht des Fachbereichs 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung Kassel
- BÖSE, Helmut (1986): Vorbilder statt Leitbilder, in: Garten und Landschaft H 11, S. 28-33, Hg.: DGGL, München
- BÖSE-VETTER, Helmut; HÜLBUSCH, Karl Heinrich (1989): Revision der Visionen, Von silbernen Äxten und groben Klötzen, in: Damian, Michael (Hg.) Osmond, Thomas (Hg.) Natur im Griff: Bundesgartenschauen am Beispiel Frankfurt, S. 85-110, Frankfurt
- BOLDTE, Karsten et al. (1974): F2, Freiraumplanung Bettenhausen, Projektarbeit WS 73/74, SS 74 Gh-Kassel OE6, Arch.-Landschaftsarchitektur
- BRÜCKNER, Peter, (1984): Über Zivilcourage am unsicheren Ort (1979), in: Brückner, P.: Vom unversöhnlichen Frieden. Aufsätze zur politischen Kultur und Moral. S. 127-139, Berlin.
- HARVEY, David (1978): Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektion über »Postmodernismus« in amerikanischen Städten. In: Prokla 69, 127. Jahrg. Dez. 1987. Rotbuchverlag. Berlin
- HÜLBUSCH; Karl Heinrich (1991): 'Entwerfen' oder 'Planen', in: Notizbuch 22 der Kasseler Schule Hg: AG Freiraum und Vegetation, S. 177-184, Kassel

- LATZ, Anneliese (1990): Grüne Dächer, Höfe und Terrassen, Klinikum der Philipps Universität Marburg auf den Lahnbergen, in: Garten und Landschaft, H 6, S. 120-122, Hg: DGGL, München
- LATZ, Peter u. Anneliese; PATTAY, P. v. (1980): Planer, Landschaftsarchitekten-Büro – Auszug aus dem Landschaftsplan Marburg/Lahnberge
- LÜHRS, Helmut (1990): Der Bürgermeisterpark Hafensinsel in Saarbrücken. Anmerkungen zur Anatomie einer Fehlplanung, in: BAUWELT 39 Okt. 1990, 81. Jhg. S. 1977-1980, Berlin/Gütersloh
- MÖLLER, Reiner, SCHNEIDER, Claudia (1991): Denn sie wissen nicht was sie tun ... über das Wettbewerbswesen. Diplomarbeit am FB 13 der Gh-Kassel
- MÜLLER, Michael (1987): Schöner Schein. Eine Architekturkritik, Frankfurt/M.
- PÖKSEN, Uwe (1988): Plastikwörter. Stuttgart
- SAUERWEIN, Bernd (1989): Krautern mit Unkraut, in: Garten und Landschaft H 5, S. 19-23, München
- SCHNEIDER, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Ent-eignung in der Landespflge. Dissertation, FB Stadtplanung / Landschafts-planung GhK, Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation, Kassel
- STOLZENBERG, Hans-Jürgen (1984): Zur Theorie ökologischer Wirkungsanaly-sen. Eine Analyse grundlegender Argumentationsfiguren ökologischer Pla-nung im Lande der Dichter und Deponien. Arbeitsberichte des FB Stadt-und Landschaftsplanung der GhKassel H 47, Kassel
- WOLFE, Tom (1986): Mit dem Bauhaus leben. »From Bauhaus to our house«. Frankfurt/M.

PFLANZENGESELLSCHAFTEN IN WEHLHEIDEN

Als FreiraumplanerInnen müssen wir, wenn wir mit einem Ort professionell zu tun haben, die lokalen Bedingungen und Zusammenhänge kennenlernen. Als Voraussetzung für die Planung müssen wir den Ort beschreiben und verstehen können. Den Zugang hierfür erhalten wir über das genaue Hinsehen, daß bewußt reflektierte Wahrnehmen der Alltagsphänomene, die Ausdruck des Handelns und der Arbeit der Leute sind. Um die Alltagsphänomene eines Ortes für unsere Arbeit verstehen zu können, müssen sie formuliert und beschrieben werden. Eine gute Möglichkeit dafür bietet die Beschreibung und das Verständnis der Vegetationsausstattung eines Ortes. Dies liegt darin begründet, daß in der Vegetation, neben dem Standort, auch Nutzung und Nutzbarkeit, also auch die lokalen Lebensverhältnisse der StadtbewohnerInnen zum Ausdruck kommen.

In unserer Diplomarbeit haben wir uns mit dem Kasseler Stadtteil Wehlheiden beschäftigt. Im Rahmen dieser Arbeit haben wir versucht den Stadtteil mithilfe der pflanzensoziologischen Methode vegetationskundlich zu beschreiben und freiraumplanerisch zu interpretieren. Auf diesen Erfahrungen und Erkenntnissen aufbauend, wollen wir für diesen Vortrag nun etwas ähnliches machen, mit dem Unterschied, daß wir eine andere Arbeitsebene gewählt haben, d.h. wir haben uns die Vegetation aus einem anderen Blickwinkel angesehen. Anstelle der pflanzensoziologischen Methode als Arbeitsebene für die Freiraumplanung haben wir versucht mithilfe der sog. Synsoziologie den Stadtteil zu beschreiben.

Wie kam es dazu?

Aus ca. 130 Vegetationsaufnahmen, die wir innerhalb unserer Diplomarbeit in verschiedenen Gesellschaftstabellen bearbeitet hatten, stellten wir eine synthetische Übersichtstabelle her, in der alle von uns vorgefundenen Pflanzengesellschaften auf einen Blick ersichtlich und in Bezug zueinander dargestellt sind. Die Tabelle mit den gut geordneten Gesellschaften brachte uns auf die Idee, daß es möglich sein müßte, anhand dieser Pflanzengesellschaften den Stadtteil zu kartieren und zu beschreiben. Um dies in der Praxis durchführen zu können, so wußten wir, ist es notwendig

synsoziologisch zu arbeiten. Von dieser Methode hatten wir schon gehört, auch etwas darüber gelesen, aber hatten noch keine praktische Erfahrung mit ihr.

Zur Arbeits- und Vorgehensweise

Die Arbeitsweise der Syn- oder Sigmasoziologie ist aus der vorgeleisteten Arbeit der "gängigen" Pflanzensoziologie abgeleitet, bzw. wird durch sie überhaupt erst ermöglicht. Im Gegensatz zur Pflanzensoziologie, die sich mit der Vergesellschaftung einzelner Pflanzen befaßt, befaßt sich die Synsoziologie mit der Vergesellschaftung der Pflanzengesellschaften. Dementsprechend werden bei einer Vegetationsaufnahme nicht mehr einzelne Pflanzen, sondern das vollständige Gesellschaftsinventar einer ausgewählten Fläche aufgenommen. Beispiel: Anstelle einer Aufnahme von einer Scherrasengesellschaft in einem Park oder einer "Grüne Wiese Siedlung" werden alle Pflanzengesellschaften, die es in dem Park oder innerhalb des Siedlungsgebietes gibt (z.B. Rasen-, Tritt-, Saumgesellschaften etc.) aufgenommen.

In der Literatur gibt es nur wenig Arbeiten, die sich mit der Synsoziologie innerhalb von Stadtgebieten und ihrer planerischen Anwendbarkeit, d.h. mit einer planerischen Fragestellung, befaßt haben. Dies sind Arbeiten über die Stadt Schleswig (HÜLBUSCH, K.H. et al 1979) und über die Stadt Kassel (KIENAST, D. 1978). An dieser vorgeleisteten Arbeit haben wir uns weitgehend orientiert. Die beiden Arbeiten haben deutlich gezeigt, daß die flächige und räumliche Verbreitung verschiedener Vegetationstypen in enger Abhängigkeit von der Bau- und Siedlungsstruktur, sowie zur historischen Entwicklung einer Stadt steht. Darüberhinaus zeigten sie, daß die Arbeitsweise, trotz vieler offener Fragen, planerisch anwendbar ist.

Der Grund, warum wir uns kurzentschlossen auf diese vegetationskundliche Arbeitsweise eingelassen haben ist, daß wir einfach Lust hatten die Methode auszuprobieren um zu sehen, wie sie funktioniert und wie man damit arbeiten kann. Unsere Fragestellungen waren, können wir mit Hilfe der Synsoziologie den Stadtteil freiraumplanerisch beschreiben, bilden sich ähnliche Erscheinungen wie bei einer Realnutzungskartierung nach Siedlungstypen ab.

Bevor wir zu den Tabellenbeschreibungen kommen, wollen wir noch kurz erläutern wie eine Aufnahme gemacht wird und dabei auf

Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die während unserer Feldarbeit aufgetreten sind hinweisen.

Die Art der Vorgehensweise bei den synsoziologischen Aufnahmen ist ähnlich, wie bei den Aufnahmen der "gängigen" Pflanzensoziologie. Zuerst muß im Gelände eine homogene Aufnahmefläche ausgewählt werden, d.h. es muß eine Begrenzung der aufzunehmenden Fläche festgelegt werden. Das Abstecken der Aufnahmefläche- und -größe ist mit das Schwierigste und entscheidend für die Aussagefähigkeit der Aufnahmen. Um die Flächen eingrenzen zu können, haben wir uns an zwei Kriterien orientiert. Zum einen, an der Homogenität der Bau- und Freiraumstruktur und zum anderen, an der Änderung des anthropogenen Einflusses, was gleichbedeutend mit einer Änderung des bisherigen Gesellschaftsvorkommens ist, d.h. sobald sich eine Änderung des Gesellschaftsinventars ergibt, sollte die Aufnahme abgebrochen werden.

Dementsprechend unterschiedlich groß sind auch die von uns ausgewählten Aufnahmeflächen ausgefallen. Sie lagen zwischen 200qm (ein Mistweg in einem Reihenhausquartier mit 20 Gesellschaften) und ca. 20000qm (eine intensiv gepflegte Grünfläche mit nur 9 Gesellschaften). Im Zweifelsfall gilt auch hier, wie bei der pflanzensoziologischen Aufnahme, lieber kleinere als zu große Flächen festzulegen. Normalerweise wählten wir die Aufnahmeflächen auch nur so groß, daß sie für uns noch überschaubar blieb.

Nach der Auswahl der Fläche wird der Anteil an vegetationsfähiger Fläche (s. mögliche Deckung i. d. Tabellen) notiert, die es auf der ausgewählten Fläche gibt. Daran anschließend wird die vorhandene Vegetationsbedeckung (s. reale Deckung i. d. Tabellen) geschätzt. Danach erfolgt die Auflistung aller Pflanzengesellschaften und deren Fragmentgesellschaften, die sich in dem ausgewählten Bereich befinden. Dies setzt voraus, daß man die Gesellschaften erkennen und benennen kann. Dabei sollte die Benennung so genau wie möglich vorgenommen werden. Je genauer die Ansprache, desto differenzierter können die Ergebnisse werden. Soweit dies möglich war, haben wir bei der Gesellschaftsansprache auf unsere synthetische bzw. unsere eigenen Gesellschaftstabellen zurückgegriffen. Ein häufiges Phänomen im städtischen Bereich ist, daß die vorgefundenen Gesellschaftsbestände nur sehr fragmentarisch ausgebildet sind, die eine Zuordnung und genaue Benennung recht schwer macht. In solchen Fällen haben wir dann die Gesellschaftsansprache nach

bestem Wissen und Gewissen vorgenommen.

Nach der Gesellschaftsaufzählung werden die einzelnen Gesellschaften mit je zwei Schätzwerten versehen. Der erste Schätzwert bezeichnet das mengenmäßige Vorkommen der Gesellschaft:

r = selten

+ = mehrfach, ohne nennenswerte Flächenanteile

1 = bis 5% deckend

2 = 5 - 25% deckend

3 = 25 - 50% deckend

4 = 50 - 75% deckend

5 = 75 - 100% deckend

Der zweite Wert bezeichnet die Art und Weise des Auftretens der Gesellschaft. Für unsere Aufnahmen haben wir etwas andere Bezeichnungen als KIENAST gewählt, die sich während unserer Arbeit ergeben und als praktisch herausgestellt haben. Sie gliedern sich in vier Werte:

1 = punktförmig

2 = saumartig, linear

3 = flächig

4 = deckend, dominant

Mit den beiden Schätzwerten soll eine Bildbeschreibung der Vegetationsabbildung, die wir mit der Aufnahme vornehmen, ausgedrückt werden.

Unsere Aufnahmen stammen nur von öffentlich zugänglichen und einsehbaren Flächen. Es sind Aufnahmen von Parkanlagen, Brachflächen, Einfamilienhausgebieten, Grünflächen des Geschößwohnungsbau und von Straßenfreiräumen. Die Straßenfreiräume haben wir immer für sich aufgenommen. Daran angrenzende private Vorgärten in Einfamilienhaus- oder Gründerzeitquartieren sind jeweils separat mit einer Aufnahme belegt.

Insgesamt haben wir 75 Aufnahmen gemacht, die zunächst in einer einzigen Tabelle bearbeitet wurden. Nach der ersten Umstellung ergab sich jedoch eine deutliche Trennung zwischen den Aufnahmen der Straßenfreiräume und den restlichen Aufnahmen. Aus diesem Grund haben wir die Aufnahmen im weiteren in zwei Tabellen bearbeitet. In der synthetischen Tabelle sind beide Tabellen wieder zusammengefaßt und auf einen Blick übersichtlich dargestellt.

Tabelle I Straßenfreiräume

Die in Tabelle I zusammengefaßten Aufnahmen beschreiben verschiedene Straßenfreiräume in Wehlheiden. Wie die Tabelle zeigt, sind die Straßen der Spalten 1-9 über zwei stet auftretende Pflanzengesellschaften, den typischen Pflasterritzengesellschaften (*Sagino-Bryetum argentei typ.*) sowie den Fragmentbeständen einer einjährigen Pioniergesellschaft (*Polygono-Poetalia* Fragmentgesellschaft), miteinander verbunden. Das *Sagino-Bryetum* kann hier als eine Kenngesellschaft von innerstädtischen Straßenfreiräumen bezeichnet werden.

Mit der Bezeichnung *Polygono-Poetalia* Fragmentgesellschaft meinen wir Vegetationsbestände, die in Fugen oder Pflasterritzen vorzufinden sind, welche jedoch die Kennart der Pflasterritzengesellschaft, das niederliegende Mastkraut (*Sagina procumbens*), nicht aufweisen. Diese Bestände sind gekennzeichnet durch ein dominantes Auftreten einzelner Arten, wie z.B. Breitwegerich (*Plantago major*), Vogelknöterich (*Polygonum aviculare*) oder Einjähriges Rispengras (*Poa annua*). Es sind vermutlich pflegebedingte, gelegentlich betretene oder befahrene Fragmente der Pflasterritzen- und Trittgesellschaften. Da wir die Bestände nicht genau zuordnen konnten, wählten wir die relativ allgemeine Ansprache auf Ordnungsebene.

Die Straßenfreiräume der Spalte 1 sind gekennzeichnet durch das Auftreten von großflächigen Fragmentbeständen städtischer Scherrasen (*Festuco-Crepidetum* Fragment) Mit der Bezeichnung meinen wir, i.d.R. durch Pflege bedingte, degradierte Scherrasengesellschaften, die nicht mehr den typischen, gut gepflegten Scherrasen zugeordnet werden konnten.

Bei den jeweils mit einem Baumstreifen ausgestatteten Straßen, handelt es sich um eine Hauptverkehrsstraße (Kohlenstr.) und um eine Straße aus einem Einfamilienhausgebiet (Zwehrener Weg).

Innerhalb der Spalten 2-4 fällt auf, daß die vegetationsfähige Fläche, die Gesellschaftszahl und die reale Vegetationsbedeckung bei den einzelnen Aufnahmen äußerst gering ist. Bis auf die Pflasterritzengesellschaften sind hauptsächlich nur Fragmente von Gesellschaften an den Beständen beteiligt. Die Aufnahmen stammen

TABELLE I

SAPLLE	1	2	3	4	5	6	7	8	9
LAUFENDE NR.	1 2	3 4 5 6 7 8 9 10	11 12	13 14	15 16 17 18	19 20	21 22 23 24	25 26 27 28 29 30	31
AUFNAHME - NR.	29 74	23 49 50 51 30 44 72 74	70 13	44 24	3 5 42 55	44 11	1 4 1 7	41 13 2 11 25 21	6
FLÄCHE IN 100 m ²	50 45	49 5 1 1 30 1 1 7	1 5	20 45	1 9 40 15	42 40	25 40 15 23	1 1 4 41 30 23	41
HÖGL. DECKUNG IN %	10 50	7 1 1 1 1 5 1 2	2 1	2 1	1 12 2 1	60 25	30 20 35 7	45 30 20 15 3 5	20
REALE DECKUNG IN %	40 70	45 5 40 35 45 70 45 10	45 45	25 5	40 10 40 10	30 20	60 40 50 40	30 40 30 40 15	40
GESELLSCHAFTSZAHL	4 4	7 4 3 3 5 6 3 5	4 7	7 5	3 5 1 3	1 42	1 45 46 42	9 13 14 43 43	1
SAGINO - BRYETUM TYPICUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+
POLYGONO - POETALIA - FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
FESTUCO - CREPIDETUM - FRAG.	54 23								
SAGINA - PROCUMBENS - DOMINANZ		r + 21 11							
CERATODON PURP. - HOOSRASEN			+ 23 42 42		+		23 + +		+
SISYMBRION - FRAGMENT		r	+ + + + + 2	22 42	42 +		+ 2 2	(r) 11	+ + r + 2 + +
SAGINO - BRYETUM - MATRICARIA D.	r					31 32 42	23 +	+ 3 43 + 43	43 + 43 + 42
SISYMBRION - GES. - LEONTODON A.						42 22 32			
TARAXACUM - OFFIC. - INITIALE		11					22 11	43 43 23 43	+ + + + +
POA ANNUA - INITIALE		+					43 11		
CHENOPODIETALIA - FRAG.	+	+			r +			43 15 + (r)	
HORDEETUM MURINI TYPICUM							+	r 45 45 + 3	+ 42 42 42 + 42
HORDEETUM MURINI - BROMUS ST.								43 45 23	+ 2 22 42 42 + 22
HORDEETUM MURINI - LOLIUM PER.	11							23 42	42 42 + 42
LEPIDIUM RUDERALE - BESTAND									+ 43 11
SPONTANE GEHÖLZE		r	r	r +		11			+ + + + +
POLYGONO - MATRICARIETUM	+	r					+		+ + + + +
LOLIUM - PLANTAGINETUM	+						+		+ + + + +
CONVOLVULUS ARVENSE - DOMINANZ	r		+	r	42			43 r	r + + + +
CALYSTEGIA SEPIUM - DOMINANZ								r + 2 r r	+ 2 +
ARCTION - FRAGMENT									+ 41 r +
AGROPYRON REPENS - DOMINANZ	+		11		+			+ 3	43 + + + +
SAGINO - BRYETUM - HORDEUM M.				+	42			+ 2	+ 2 +
MATRICARIA - POLYGONION - FRAG.							23	+ 3	+ 2 +
SONCHUS OLERACEUS - BESTAND								+ 3	+ 2 +
CALAMAGROSTIS EPIC. - BESTAND				42				+ 2	+ 2 +
SOLIDAGO CANADENSIS - INITIALE								r	+ 2 +
FESTUCO - CREPIDETUM	34	41							
GEO - ALLIARION - FRAGMENT									42
SAMBUCO - SALICION - FRAGMENT									+ + + + +
ALLIARION - CHAEROPHYLLETUM									+ 2 + + +
URTICO - AEGOPODIETUM	+ 2							+	+ 2 + + +
URTICA DIOICA - DOMINANZ									+ 2 43
HORDEETUM MURINI - FRAGMENT	r	+							
TANACETO - ARTEMISIETUM - FRAG.				+	42				
ARCTION - GESELLSCHAFT									42
BROMUS STERILIS - BESTAND									42
HERACLEUM HANTEGAZIAN. - BEST.									22

AUSSERDEM JE EINMAL IN LFD. NR. 1: POLYGONO - MATRICARIETUM AUSB. V. CAPSELLA BURSA - PASTORIS + ; NR. 3: LOLIUM PERENNE - INITIALE + ; URTICA DIOICA - INITIALE r ; NR. 8: FESTUCA RUBRA - DOMINANZ + 2 ; NR. 17: RANUNCULUS REPENS - DOMINANZ + 2 ; NR. 22: SAGINO - BRYETUM AUSB. V. LEPIDIUM RUDERALE + ; NR. 23: SAGINO - BRYETUM AUSB. V. HERNIARIA GLABRA r ; HORDEETUM MURINI AUSB. V. JENEGO VISCOSUS + ; NR. 26: TUSSILAGETUM FARFARAE - FRAGMENT r ; NR. 27: ARTEMISIA VULGARE - DOMINANZ + ; NR. 28: SOLIDAGO CANADENSIS - DOMINANZ + ; NR. 30: TUSSILAGETUM FARFARAE +

alle von Straßen, die eine wenig differenzierte Ausstattung besitzen, d.h. von Straßen deren Beläge überwiegend aus Asphalt bestehen. Die vegetationsfähigen Flächen beschränken sich i.d.R. auf schmale Fugen, die sich entlang der Bordsteine bzw. der Straßenränder befinden.

Spalte 2 ist gekennzeichnet durch das Auftreten von Dominanzbeständen des niederliegenden Mastkrautes (*Sagina procumbens* Dom.) und dem Auftreten von Moosrasengesellschaften (*Ceratodon purpureus* Rasen) die phänologisch in den Straßenfreiräumen kaum auffallen; ihr Aussehen ähnelt einer Art "grünem Belag", der sich in den Fugen und Ritzen angesammelt hat. Die Gesellschaftskombinationen und die äußerst geringen Aufwuchshöhen spiegeln die extremen Standortbedingungen für die Gesellschaften, aufgrund des hohen Versiegelungsgrades und eines relativ hohen Pflegestandorts in den Straßenfreiräumen, wieder. Die Aufnahmen stammen vorwiegend aus Straßen von Ein- und Zweifamilienhausgebieten unterschiedlicher Entstehungszeiten. Eine Aufnahme (lfd. Nr. 7) stammt von einer Hauptverkehrsstraße (Kohlenstr.).

Spalten 3 und 4 werden gekennzeichnet durch das Auftreten von *Sisymbrium* Fragmentgesellschaften. Unter diesen Gesellschaften verstehen wir den spärlichen Aufwuchs von charakteristischen Arten der sommer- und wintereinjährigen Wegraukenfluren (z.B. Kanadisches Berufskraut -*Conyza canadensis*- oder Gemeines Greiskraut -*Senecio vulgaris*-), die nicht eindeutig bestimmten Gesellschaften des Verbandes zugeordnet werden konnten.

Allein das Bild des höheren Aufwuchses (bis 40cm) zeigt deutliche Unterschiede zu den Beständen der Spalte 2 und hat offensichtlich mit einer geringeren Pflegeintensität zu tun. Die Aufnahmen der Spalte 3 stammen aus der Belgischen Siedlung, einer administrativ verwaltet und vermieteten Reihenhaussiedlung der 50er Jahre mit Wohnwegerschließung. In Spalte 4 stehen die Belgische Straße, die übermäßig groß dimensionierte Erschließungsstraße der o.g. Siedlung, mit einer verkehrsreichen Hauptstraße (Schönfelder Straße), über das Auftreten von Hackunkrautfluren (*Chenopodietalia*-Fragmentgesellschaft) zusammen. Die Hackunkrautfluren gedeihen in großen Pflanztrögen, die auf dem Gehweg bzw. auf der Straße, zwecks Verkehrsberuhigung, aufgestellt wurden.

Was für uns innerhalb der Spalten 2-4 spannend zu beobachten war

ist, daß Hauptverkehrsstraßen mit Straßenfreiräumen aus Einfamilienhausquartieren zusammengefallen sind, d.h. sie sich in der Vegetationsausstattung kaum unterscheiden. Weiterhin fällt in den Einfamilienhausgebieten auf, daß einer relativ großen Verfügbarkeit an privaten Freiräumen, sehr restriktive und nur wenig differenzierte öffentliche Straßenfreiräume gegenüber stehen.

Kennzeichnend für die Spalten 5-9 ist das Auftreten der Pflasterritzengesellschaft in der Ausbildung mit der Strahlenlosen Kamille (*Sagino-Bryetum* Ausb. *Matricaria discoidea*). Mit dem Auftreten dieser Ausbildung kommt eine geänderte Ausstattung der Straßen zum Ausdruck. Der Anteil an gepflasterten Flächen mit breiteren Fugen (i.d.R. Natursteinpflasterungen) wird tendenziell größer und damit auch der Anteil an vegetationsfähiger Fläche. Innerhalb dieser Ausbildung treten noch weitere Differenzierungen auf.

Spalte 5 zeigt eine Ausbildung der Wegraukenfluren mit Herbstlöwenzahn (*Sisymbrium* Gesellschaft mit *Leontodon autumnalis*). Die Benennung dieser Bestände stammt aus unserer Diplomarbeit. Obwohl die bestandsbildenden Arten floristisch eher zu den Wiesen und Weiden tendieren (z.B. Herbstlöwenzahn, Wiesenrispengras oder rotes Straußgras), ordneten wir sie aufgrund ihres Erscheinungsbildes, ein linearer, ca. 40cm hoher Aufwuchs, den Wegraukenfluren zu.

Auch diese Straßen sind weitgehend asphaltiert und weisen relativ niedrige Gesellschaftszahlen auf. Ein häufiges Phänomen in diesen Straßen sind kaputte, nicht instandgehaltene Asphaltbeläge. Der Asphalt ist rissig aufgebrochen und stellenweise abgesackt, so daß es besonders entlang der Bordsteinkanten zu dicken Substratansammlungen kommt, in welchen die Gesellschaft vorwiegend zu Geltung kommt. Die Bestände sind nur minimal von Tritt beeinflusst und werden vermutlich einmal pro Jahr gemäht. Das Auftreten der Gesellschaft gibt den schlechten Zustand der Straßenbeläge wieder und ist ein Hinweis auf die geringe Haltbarkeit von Asphaltdecken. Alle Aufnahmen dieser Spalte stammen aus Straßenfreiräumen von Zeilenbausiedlungen der 50er Jahre.

Ab Spalte 6 ist ein Ansteigen der Gesellschaftszahlen und ein durchschnittlich höherer Anteil an vegetationsfähiger Fläche auffällig.

Spalte 6 ist gekennzeichnet durch das Auftreten von Initialphasen des Löwenzahn (*Taraxacum officinale* Initiale) und des einjährigen Rispengrases (*Poa annua* Initiale). Die *Poa annua* Initiale steht hier vermutlich für schattige sowie durch Pflege oder parkende Autos gestörte Flächen. Die *Taraxacum* Initiale führen wir auf zu intensive Pflegearbeiten zurück. In lfd. Nr. 19 ist sie sicherlich eine pflegebedingte "Ersatzgesellschaft" von schattigen Saumgesellschaften, welche innerhalb der Aufnahme nur mit geringen Deckungsgraden auftreten (z.B. *Urtico-Aegopodietum* + und *Alliario-Chaerophylletum* +2).

Bei den Straßen handelt es sich um gründerzeitlich angelegte Straßen mit einer differenzierteren Ausstattung als die Straßen der vorher besprochenen Spalten, z.B. gepflasterte Fahrbahn, wassergebundene Decken oder eine Alleepflanzung.

Stet und mit relativ hohen Deckungsgraden treten die Löwenzahninitialen auch in Spalte 7 auf. Darüberhinaus ist sie noch durch das Auftreten von *Chenopodietalia* Fragmentgesellschaften und von verschiedenen Ausbildungen der Mäusegerstefluren (*Hordeetum murini typicum*, - Ausbildung mit *Bromus sterilis* und - Ausbildung mit *Lolium perenne*) gekennzeichnet.

In der Literatur werden die Mäusegerstefluren meist als nutzungsabhängige, lineare Pioniergesellschaften mit saumartigem Auftreten beschrieben. In unserer Tabelle fällt jedoch auf, daß die Mäusegerstegesellschaften nicht linear, sondern in flächigen Beständen auftreten (z.B. mit 13 oder 23). Um dieses Phänomen zu erklären, müssen wir uns die Ausstattung der Straßen näher ansehen. Bei den Straßen handelt es sich um die Straßenfreiräume des einzigen größeren Gründerzeitquartiers in Wehlheiden, zwischen Kohlenstr und Wilhelmshöher Allee gelegen. - Die Aufnahmen stammen im Einzelnen vom Wehlheider Platz, Gräfestr., Hentzestr. und Kirchweg -. Diese Straßen wurden Anfang der 80er Jahre im Rahmen von sehr rigiden Verkehrsberuhigungsmaßnahmen, teilweise mit erheblichem Aufwand umgebaut. Das Prinzip der Umbaumaßnahmen bestand im wesentlichen darin, daß die bis zu diesem Zeitpunkt existierenden linearen Zonierungen der Straßenfreiräume aufgehoben und zu Flächen umgestaltet wurden. Anstelle von lesbaren Straßenfreiräumen sind so vielfach unlesbare, d.h. nicht mehr verstehbare Verkehrsflächen, die sich gut in den Bildern der Vegetationsausstattung ablesen

lassen, entstanden. Die Mäusegerstefluren stehen hier auf teilweise sehr großen, aufgekanteten Baumscheiben, die nur schlecht oder gar nicht mehr betreten werden können. Hierzu ein Auszug aus unserer Diplomarbeit:

"Die Hordeeten murini wurden vielfach in der Literatur (vgl. KIENAST, D. 1978) als nutzungsstabilisierte Wegesäume in Quartieren mit niedrigerem Pflegestatus beschrieben. Dies sind vornehmlich die Industrie- und Gewerbequartiere oder Bereiche, in denen eine Außerwertsetzung aufgrund bevorstehender Inwertsetzungen (Sanierungen) zu beobachten ist. War diese saumartige Vegetationseinheit also bis Ende der 70er Jahre gewissermaßen als Kenngesellschaft für bevorstehende Sanierungen zu bezeichnen, so tritt sie heute auch als flächige, pflegebedingte und nicht mehr lesbare, geschweige denn benutzbare Pflanzengesellschaft in bereits sanierten Quartieren (z.B. Verkehrsberuhigung in Wehlheiden) auf. Sie ist Folge kostenaufwendiger Maßnahmen und insofern als "investive" oder "postmoderne" Pflanzengesellschaft zu benennen." (HILLJE, D. u. REISENAUER, W. 1992:61 f)

Ebenfalls als Zeichen der Investition durch die Grün- und Verkehrsplanung sind das Auftreten der Taraxacuminitialen und der Chenopodietales Fragmente zu werten. Wir finden sie in den relativ heruntergekommenen Gehölzabpflanzungsbeeten der "sanierten" Straßenräume.

Spalte 8 ist gekennzeichnet durch das Auftreten der Mäusegerstefluren und dem Auftreten von Beständen der Schuttkresse (*Lepidium ruderales* Bestand). Unter den begleitenden Gesellschaften fällt ein vermehrtes Vorkommen von Ruderalgesellschaften, vornehmlich von Hochstauden- und Saumgesellschaften (z.B. Arction Gesellschaften, Dominanzbestände der Tanaceto-Artemisieten, *Urtica dioica* Dominanzen) auf. Sie weisen auf das Vorkommen von Rand- und Restflächen sowie auf eine gewisse Pflegevernachlässigung hin.

Im Vergleich zu Spalte 7 ist zu erkennen, daß die Mäusegerstefluren nicht in flächigen, sondern in linearen, saumartigen Beständen vorkommen und müssen daher auch anders interpretiert werden. Sie wachsen hier überwiegend als störstabilisierte Dauergesellschaften, aufgrund relativ gleichmäßiger Nutzungs- und Randeinflüsse, d.h. sie weisen auf ältere Standorte mit eingespielten Nutzungen hin.

Die Aufnahmen dieser Straßenfreiräume stammen alle aus dem Bereich des Alten Ortskerns. Das Erstaunliche daran ist, daß hier viele verschiedene Straßentypen zusammengekommen sind; ein gepflasterter Fußweg, Straßen aus der Gründerzeit (Ziegelstr., Leibnitzstr.,

Kantstr.) und auch Hauptverkehrsstraßen (Schönfelder Str., der Kreuzungsbereich Schönfelder Str./Kohlenstr.). Dies bedeutet, daß die kleinteilige Struktur des Alten Ortskerns über die Vegetationsausstattung zum Ausdruck gekommen ist, selbst bei einseitig ausgebauten verkehrsreichen Straßen.

Anhand der Schönfelder Str. (lfd. Nr. 14 u. 29) möchten wir dies noch einmal kurz erläutern. Ursprünglich wollten wir nur eine einzige Aufnahme von der Straße machen, die den Bereich zwischen der Wilhelmshöher Allee und dem Kreuzungsbereich Tischbeinstr./Kohlenstr. abdecken sollte. Wir begannen die Aufnahme an der Wilhelmshöher Allee und gingen langsam in Richtung Tischbeinstr./Kohlenstraße. Anfänglich war die Vegetationsausstattung sehr spärlich und der Versiegelungsgrad recht hoch. Relativ plötzlich änderte sich aber die Vegetationsausstattung. Das Gesellschaftsvorkommen wurde größer und differenzierter, da sich die Straßenrandsituationen und teilweise die Beläge der Gehwege änderten. Wir befanden uns nun nicht mehr im Bereich der Gründerzeitbebauung, sondern im Bereich des Alten Ortskerns, dessen inhomogene Struktur hier zum Ausdruck kam. Daraufhin brachen wir die Aufnahme ab und nahmen die Schönfelder Straße innerhalb des Alten Ortskerns separat auf.

Die *Lepidium ruderales* Bestände deuten vermutlich auf extreme Standortbedingungen (hohe Verkehrs- und Immissionsbelastung, Wärme, Streusalze oder auch Hundekot) hin. Über die *Lepidium ruderales* Bestände scheinen sich die verkehrsreichen Straßen von den ruhigeren Straßen im Alten Ortskern etwas abzugrenzen.

Die Aufnahme der Spalte 9 steht etwas unglücklich am Ende der Tabelle, da uns bisher kein besserer Platz für die Einordnung eingefallen ist. Auffällig ist das dominante Auftreten der Mäusegerstefluren mit Weidelgras (*Hordeetum murini* mit *Lolium perenne*), was auf eine "extensivere" Mahd der Baumstreifen hindeutet. Die Aufnahme stammt von der Heinrich Heine Straße, einer Allee mit altem Baumbestand.

An dieser Stelle wollen wir noch einmal kurz zusammenfassen, was die Tabelle zum Ausdruck gebracht hat. So werden verschiedene Ausstattungsmerkmale (Versiegelungsgrad, Auswahl und Zustand der Beläge) sowie bestimmte Nutzungs- und Pflegeintensitäten der

Straßenfreiräume beschrieben. Weiterhin scheint eine bestimmte Vegetationsausstattung von Straßenfreiräumen mit einer bestimmten Baustruktur zu korrelieren. Wie die Tabelle zeigt, trennen sich die Straßen von Einfamilienhausgebieten, Zeilenbausiedlungen, Gründerzeitbebauung und des Alten Ortskerns recht klar voneinander.

Tabelle II

Kommen wir zu unserer zweiten Tabelle. Hier sind die Aufnahmen bearbeitet, die nicht aus den öffentlichen Straßenfreiräumen stammen. Es handelt sich also um die Gesellschaftskomplexe der privaten und institutionell besetzten Freiräume unterschiedlicher Quartiere bzw. Siedlungen, der öffentlichen Parks und Grünanlagen sowie der Rand- und Restflächen aus verschiedenen Bereichen des Stadtteils.

Die Spalten 10-14 sind über das stete, meist dominanzbildende Auftreten der "städtischen Rasen", des Festuco-Crepidetums gekennzeichnet. Sie trennen sich deutlich gegen die Spalten 15-20 ab. In Abhängigkeit und in direktem Kontakt zu den typischen Scherrasenflächen tritt hier auch das Cynosurion Fragment relativ stet auf. So bezeichnet haben wir die lückigen Vegetationsbestände, oder besser, die kläglichen Reste ehemaliger Scherrasenansaatn unter Bäumen und Sträuchern. Diese Bestände werden offensichtlich genauso häufig gemäht, wie die angrenzenden Rasenflächen, so daß es weder zur Ausbildung von den "erwünschten" Scherrasen noch zur Ausbildung von (standorttypischen) Innen- und Außensäumen kommen kann.

Aufgrund der kontinuierlichen Mahd und des spärlichen Auftretens angesäeter Arten, haben wir die Bezeichnung Cynosurion Fragment als "fragmentarische Weide" gewählt. Mit hoher Stetigkeit tritt auch das Chenopodietalia Fragment (Fragmente von Hackunkrautgesellschaften) auf. Diese pflegeabhängige Gesellschaft gedeiht in Beeten, Rabatten und unterhalb von Strauchabpflanzungen. Ebenfalls mit relativ hoher Stetigkeit, jedoch mit auffällig geringen Deckungsgraden finden wir die Geo-Alliarion Fragmente (Fragmente

TABELLE II

SAPLATE	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	
LAUFENDE NR.	1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12	13 14 15 16 17	18 19 20 21 22	23 24 25 26	27 28	29 30 31 32	33 34	35 36 37	38 39 40	41 42 43	44 45
AUFNAHME-NR.	55 53 60 10 25 12 52 24 62 9 15 13	40 4 33 27 9	31 32 27 15 7	34 35 31 36	4 45	22 24 20 19	4 25	4 23 41	57 52 59	67 64 67	
FLÄCHE IN 100 m ²	7 3 3 2 1 4 6 7 5 8 20 2	15 14 12 20 50	15 20 15 20 10	15 20 10 10 10	15 10	20 20 1 2	3 4	3 4 4	4 40 4	40 40 10	
HÖGL. DECKUNG IN %	15 12 15 15 10 15 15 10 10 10	70 15 20 15 70	15 20 10 10 10	15 10 10 10 10	15 10	40 40 40 40 15	40 15	15 40 40	40 40 15	40 40 15	
REALE DECKUNG IN %	70 10 10 10 15 10 10 15 15 15 10	10 10 10 15 10	10 10 15 10	10 10 15 10	10 10	10 20 15 10	10 10	10 20 15 10	15 15 15	15 15 10	
GESELLSCHAFTSZAHN	5 5 5 4 7 2 8 4 1 1 6 6 6 6	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	4 1 4 4 4 4 4 4	
FESTUCO-CREPIDETUM TYP.	23 23 2 23 59 123 93 99 99 59 43	99 99 123 99	99 39 59	39 23 53 43	35 23	..	..	..	..	..	..
CYNOSURION-FRAGMENT	4 4 11	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4	43 4 4 4 4 4 4
CHENOPODIETALIA-FRAG.	4 4 13 43	4 4 4 4 4 4 4 4	43 43 43 43	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4	4 4 4 4 4 4 4 4
SAGINO-BRYETUM TYPICUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
LOLIO-PLANTAGINETUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
FESTUCO-CREPIDETUM-PDA ANNUA	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
PDA ANNUA-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
HORDEETUM NURINI TYPICUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
NORDEETUM NURINI-LOLIVM PER.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
HORDEETUM NURINI-BRONVUS ST.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
ALLIARIO-CHAEOROPHYLETUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CAMBUCO-SALICION-FRAGMENT	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
ARCTION-GESELLSCHAFT	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
URTICO-AEGOPODIETUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TANACETO-ARTEMISIETUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CEO-ALLIARION-FRAGMENT	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TARAXACUM OFFICINALE-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
SISYMBRION-FRAGMENT	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
SPONTANE GEMISLE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
POLYGONO-MATRICARIETUM (FRAG.)	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
ARRHENATHERETALIA-FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CONVOLVULUS ARVENSIS-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
AEROPYRON REPENS-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
RUBUS FRUTICOSUS-BESTAND	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
URTICA DIOICA-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CALYSTEGIA SEPIUM-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
AEROPYRON REPENS-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
BROMUS STERILIS-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
PRUNETALIA-FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
LOLIVM PERENNE-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
POLYGONO-POETALIA-FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CHELIDONIUM MAJUS-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
POLYGONO-POETALIA-FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
ARRHORACIA RUTICANA-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
ARCTION-FRAGMENT	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CALAMAGROSTIS EPIS-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
SOLIDAGO CANADENSIS-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CIRSIVM ARVENSE-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
RANUNIVM PYRENAICUM-DOMINANTZ	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TANACETO-ARTEMISIETUM-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CERATODIVM PURP.-MOORRAISEN	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TUSSILAGETUM TARS.-FRAG.	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TUSSILAGETUM TARTARAE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
TANACETUM-INITIALE	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
GERANIVM PYRENAICUM-BESTAND	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
CAMPANULA TRACHEL.-BESTAND	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
PDA MEMORIALIS-SAUM	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+

AUSSERDEM JE EINMAL IN LAUFENDER NR. 3; SAGINO-BRYETUM AUS. V. HORDEUM NURINUM + ; NR. 10: SISYMBRIONGESELLSCHAFT MIT LEONTODIVM AUTUMNALIS + 2 ; NR. 43: SAGINO-BRYETUM AUS. V. HERNIARIA GLABRA + ; NR. 46: FESTUCO-CREPIDETUM - FESTUCA RUBRA-DOM. 23 ; NR. 48: POLYGONO-MATRICARIETUM AUS. V. HORDEUM NURINUM 42 ; NR. 49: TRIFOLIUM-DUBIVM-DOMINANTZ + ; NR. 23: LARSAEA COMMUNIS-DOMINANTZ + ; NR. 28: HERACLEIUM MAHUTEGARIVM-DOMINANTZ 43 ; NR. 29: POLYGONO-MATRICARIETUM AUS. V. CARBELLA BURSA-PISONS 22 ; NR. 30: FESTUCA RUBRA-DOMINANTZ + ; NR. 31: POTENTILLA REPENS-DOMINANTZ 43 ; NR. 32: GERANIVM ROBERTIANUM-BESTAND 42 ; NR. 35: SAGINO-BRYETUM AUS. V. MATRICARIA DISCOIDEA NR. 39, ROSA CANINA-DOMINANTZ 23 ; NR. 43: EQUISETUM ARVENSE-DOMINANTZ + 2 UND PDA COMPRESSA-DOMINANTZ + 2

der Nelkenwurz-Knoblauchsraukensäume). Sie wachsen hier i.d.R. nur kleinflächig und lückig im Traufbereich von Strauchabpflanzungen oder entlang von Hecken und sind oft nur über einzelne Arten ansprechbar.

Über diese vier genannten, stet auftretenden Gesellschaften (Festuco-Crepidetum., Cynosurion Frgm., Geo-Alliarion Frgm. und Chenopodietalia Frgm.) ist eine allgemeine Charakterisierung der Aufnahmeorte schon relativ gut möglich. Es handelt sich um Flächen, die zum größten Teil mit Scherrasen besetzt sind und eine intensive Pflege das Aufkommen und die Entwicklung stabiler Saumgesellschaften verhindert. Dieses sind die privaten Freiräume der Einfamilien- und Reihenhausquartiere, die institutionell besetzten Freiräume des Mietwohnungs- und Geschößwohnungsbaus sowie die öffentlichen Grünanlagen.

Eine weitere Differenzierung innerhalb der Spalten 10-14 erfolgt über das Auftreten der Pflasterritzengesellschaft (Sagino-Bryetum argentei) in den Spalten 10 und 11. Bei den so gekennzeichneten Aufnahmen (oder Spalten) handelt es sich um die wohnungsnahen Freiräume unterschiedlicher Siedlungstypen. Das Sagino-Bryetum argentei gedeiht hier in den Pflaster- und Plattenbelägen der Erschließungswege zu den Hauseingängen. Spalte 10 (durchschnittliche Gesellschaftszahl von 10) ist ausschließlich über die genannten verbindenden Gesellschaften charakterisiert. Das Urtico-Aegopodietum (Brennessel-Giersch Saum) tritt in einigen Aufnahmen auf, ansonsten finden wir hier nur noch fragmentarisch Gesellschaften, Initialen oder pflegebedingte Dominanzbestände einzelner Arten mit jeweils geringen Deckungsanteilen (z.B. Sisymbrium Frgm., Taraxacum initiale, Convolvulus arvensis Dominanz).

Die geringe Gesellschaftszahl und die auftretenden Gesellschaften/Vegetationsbestände dokumentieren eine sehr hohe Pflegeintensität.

Die Aufnahmen stammen aus den Vorgärten der Ein- und Zweifamilienhausquartiere, der Reihenhausquartiere und den Siedlungen mit straßenorientierter Zeilenbebauung, die ausschließlich auf Dekoration angelegt sind. In diesen Siedlungen ist der rückwärtige Bereich der Häuser/Gebäude i.d.R. nicht einsehbar, geschweige denn zu betreten, sodaß wir nur die Vorgärten oder Vorgartenzonen kartieren konnten. Lediglich eine Aufnahme (Ifd. Nr. 6) beschreibt

den rückwärtigen Bereich einer straßenorientierten Zeilenbebauung. Es zeigt sich hier, daß die Vegetationsausstattung der Vorgärten durchaus auch als typisch für den gesamten wohnungsnahen Freiraum (einschließlich dem "Hinten") gesehen werden kann.

Spalte 11 grenzt sich über das Auftreten der ausdauernden Trittgemeinschaften (*Lolio-Plantaginietum majoris*) gegen die Spalte 10 ab. Außerdem tritt hier, wenn auch immer nur sehr kleinflächig/punktuell und deshalb nur mit geringen Deckungsgraden, die Mäusegersteflur (*Hordeetum murini*) in verschiedenen Ausbildungen auf. Im Gegensatz zu Spalte 10 weist die gerinfügig höhere Gesellschaftszahl in Spalte 11, hervorgerufen durch das vermehrte Auftreten des *Hordeetums* und anderer *Sisymbriogemeinschaften* sowie fragmentarischer Saumgesellschaften, auf eine weniger intensive Pflege hin.

Die Aufnahmen stehen für die 3-4 geschossigen Zeilenbauquartiere der 20er und 50/60er Jahre, die gemeinhin als "Grüne Wiese Siedlungen" bezeichnet werden. Eine Aufnahme stammt von den Freiflächen eines Punkthochhauses. Die ausdauernde Trittgemeinschaft tritt hier linear innerhalb der großflächig angelegten Scherrasenflächen, quer durch die Siedlung auf. Sie zeigt uns häufig benutzte Gehwegverbindungen und Abkürzungen an. Sie steht hier weniger für eine intensive Freiraumnutzung, wie man aus der Tabelle schließen könnte, denn vielmehr für die unstrukturierten und veröffentlichten Freiflächen ohne jegliche Grenzen und für die "entwerferische" Stellung der Gebäude im Gelände.

Die Spalten 12-14 trennen sich über das Ausbleiben der Pflasterritzengesellschaft deutlich gegen die Spalten 10 und 11 ab. Kennzeichnend für die Spalte 12 ist neben den verbindenden Gesellschaften (*Festuco-Crepidetum typ.* und *Cynosurion* Fragment) das Auftreten der "intensiven" Scherrasen (*Festuco-Crepidetum* Ausbildung v. *Poa annua*). In den ersten beiden Aufnahmen dieser Spalte (durchschnittliche Gesellschaftszahl von 14) finden wir einige Initial- oder Fragmentgesellschaften des *Sisymbriogemeinschaften* oder der Säume mit jeweils geringen Deckungsgraden. Die übrigen Aufnahmen weisen dagegen bei einer Arealgröße von 3500-20000qm (!) nur eine Gesellschaftszahl von 6 bzw. 9 auf. In zwei dieser Aufnahmen wird die typische Scherrasengesellschaft vollständig durch die "intensiven"

Rasen abgelöst. Die erstgenannten Aufnahmen beschreiben die Freiflächen eines Punkthochhauses und eine kleine Grünanlage, in denen eine Rücknahme bzw. "Vernachlässigung" der Pflege, besonders in den äußeren Randbereichen, das Aufkommen der erwähnten Initialen und Fragmente ermöglichen.

Eine intensivierete Pflege wird dagegen in den gesellschaftsarmen Aufnahmen (lfd. Nr. 21,22,23) aus den repräsentativen Grünanlagen Wehlheidens dokumentiert. Es handelt sich hier um die Parks Am Heimbach und an der Wilhelmshöher Allee. Hier werden die riesigen Scherrasenflächen bis an die Ränder (Zäune, Mauern) und unter den Bäumen bis direkt an den Stamm gemäht. Selbst unterhalb der Gehölzabpflanzungen wird der Boden nahezu vollständig von Spontanvegetation freigehalten.

Spalte 13 wird über das stete Auftreten der *Poa annua* Initiale gekennzeichnet. Im Gegensatz zu den vorigen Spalten nimmt hier der Deckungsanteil des *Cynosurion Fragmentes* im Verhältnis zur typischen Scherrasengesellschaft zu. Bei den Aufnahmeorten handelt es sich um stark durch Kinderspiel genutzte Flächen unter alten Baumbeständen, z.B. innerhalb der Grünanlage an der Wilhelmshöher Allee. Abgesehen davon, daß ein aus stadtgärtnerischer Sicht gewünschter und angesähter Scherrasen hier ohnehin keine Chance zur Entwicklung und schon gar nicht zur Stabilisierung hätte, wird eine anderweitige Entwicklung hin zu standortgerechten bzw. nutzungsangepaßten Vegetationsbeständen durch die "Störung durch Nutzung" bei gleichzeitig hoher Pflegeintensität (Mahd) verhindert.

Spalte 14 grenzt sich über das Auftreten des *Hordeetum murini* gegenüber der Spalte 13 ab. Die Aufnahmen beschreiben den Bereich eines Gehweges im Alten Ortskern und eine Verkehrsrestfläche aus der Belgischen Siedlung, die teilweise mit Scherrasenflächen ausgestattet sind, jedoch insgesamt nur noch sehr extensiv gepflegt werden. So gesehen sind die Scherrasen als Rudimente stadtgärtnerischer Arbeit zu verstehen, während die Mäusegersteflur den Übergang zu Spalte 15 andeuten würde. Doch könnte es sich hier u.E., besonders im Fall des Gehweges, auch um Aufnahmefehler bezüglich der Homogenität der Aufnahmeflächen handeln.

Die Tabelle zeigt deutlich, daß es sich in den Spalten 10-14 um intensiv gepflegte Freiräume handelt. Die verbindenden, kennzeich-

nenden und trennenden Pflanzengesellschaften bestehen hauptsächlich aus gärtnerisch hergestellter oder eben pflegebedingter Vegetation. Bestände die eine Ruderalisierung oder Rücknahme der Pflege anzeigen, treten nur sehr selten, kleinflächig und meist fragmentarisch auf.

Weder die Ausstattung noch die Pflege orientieren sich an Nutzung oder Gebrauch - sie orientieren sich allein an Ordnung, Sauberkeit und Dekoration. Insgesamt stehen die Spalten so für eine restriktive Freiraumsituation, in der die alltägliche Gebrauchsfähigkeit der Flächen für die Quartiers- bzw. SiedlungsbewohnerInnen tendenziell erschwert oder verhindert wird.

Die Freiräume der privaten Ein- und Zweifamilienhaus- und Reihenhausquartiere, die Freiflächen der zentral verwalteten Geschosswohnungsbauquartiere und die öffentlichen Grünanlagen stehen in der Tabelle sehr nah beieinander, was die Ähnlichkeit oder Vergleichbarkeit der unterschiedlichen Quartiere, bezogen auf die tatsächliche Freiraumnutzung dokumentiert.

Kommen wir zu dem hinteren Teil der Tabelle (Spalten 15-20), der sich gegen die Spalten 10-14 durch das Ausbleiben der Scherrasen und anderen gärtnerisch hergestellten bzw. pflegebedingten Pflanzengesellschaften abgrenzt. Stattdessen treten hier vermehrt ruderalisiertere Vegetationsbestände auf.

Wir müssen zugeben, daß hier das Tabellenbild, besonders im unteren Teil, noch etwas ungeordnet aussieht. Sicherlich wäre die Bearbeitung der Aufnahmen in einer gesonderten Teiltabelle sinnvoll gewesen, doch hätte dies den zeitlichen Rahmen der Prüfungsvorbereitung gesprengt. Dennoch zeigt der jetzige Stand der Tabelle deutliche Gruppen, die über das Auftreten von verbindenden und trennenden Gesellschaften oder Gesellschaftskombinationen zu erkennen sind.

Das *Urtico-Aegopodietum* tritt in den Spalten 15-18 als verbindende Gesellschaft auf. Spalte 15 wird über das *Hordeetum murini* in seinen verschiedenen Ausbildungen gekennzeichnet. Außerdem sind die einjährige Trittgesellschaft (*Polygono-Matricarietum discoideae*) und Fragmente von Wiesengesellschaften (*Arrhenatheretalia Fragment*) am Gesellschaftskomplex stet beteiligt.

Die Aufnahmen stammen aus dem Bereich des Alten Ortskerns vom

Georg Stock Platz, der zum Teil als Parkplatz und einmal jährlich als Veranstaltungsort für die Wehlheider Kirmes genutzt wird. Der gesamte Platz, der vollständig mit einer vegetationsfähigen Decke (vorwiegend Basaltschotter) ausgestattet ist, wird durch deutliche Vegetationszonierungen gekennzeichnet. Sie reichen von einjährigen Trittgemeinschaften, über Mäusegerstefluren und daran angrenzende Wiesenfragmente, bis hin zu ausdauernden Säumen (z.B. Urtico-Aegopodietum, Alliario-Chaerophylletum) und Vorwaldgebüsch (Fragmente des Sambuco-Salicion und Prunetalia) an den äußeren Rändern des Platzes. Die Abfolge der Pflanzengesellschaften dokumentiert sowohl die unterschiedlich intensiven Nutzungen, als auch eine extensive Pflege, die sich auf eine 1-2 malige Mahd der Wiesenfragmente reduziert, während sie sich aus den Randbereichen zurückgezogen hat.

Die letzte Aufnahme der Spalte 15 beschreibt den eingangs erwähnten Mistweg aus dem Reihenhaushausquartier. Auf engstem Raum finden wir eine vom Prinzip her vergleichbare Vegetationsausstattung und -zonierung, wie auf dem Georg Stock Platz. Sie ist stark von der Nutzung geprägt und wird weitestgehend durch sie stabilisiert, wobei sich die Pflege auf die Erhaltung der Benutzbarkeit durch gelegentliches Mähen der höher aufwachsenden Vegetation an den Wegrändern reduziert.

Das gemeinsame Auftreten der Alliario-Chaerophylleten und Sambuco-Salicion Vorwaldgebüsch verbindet die Spalten 16-18.

Spalte 16 wird über das Hordeetum murini in der Ausbildung von Bromus sterilis abgegrenzt. Die Aufnahmen beschreiben zwei alte, schattige Gehwegverbindungen aus dem alten Dopfkern, an deren Rändern es zur Ausbildung der Mäusegersteflur, der schattigen Säume und der fragmentarischen Vorwaldgebüsch kommt.

Spalte 17 ist ausschließlich über die verbindenden Gesellschaften (Alliario-Chaerophylletum, Sambuco-Salicion Frgm. und Urtico-Aegopodietum) charakterisiert. Es handelt sich hier um schattige, meist unter Bäumen gelegene Bereiche, wie einer Randfläche aus der Belgischen Siedlung und einem nicht mehr genutzten, offengelassenen Garten im Alten Ortskern. Eine vermutlich 1-2 malige Mahd verhindert hier die Ausbreitung der Verbuschung und führt zu flächigen Versaumungen. Die vorgefundenen Lolio Plantagineten durchqueren diese Rand- und Restflächen und zeugen von der konstanten Nut

zung als abkürzende Wegeverbindung.

Die Aufnahmen der Spalte 18, die sich über das stete Auftreten von Klettenfluren (Arction Gesellschaft) gegen Spalte 17 abgrenzen, stammen von einer "verwilderten" Fläche zwischen Gräfestraße und dem Parkplatz der Ingenieurhochschule. Sie wird von einem befestigten Gehweg gequert bzw. geteilt. Aufgrund der zunächst unterschiedlichen phänologischen Erscheinung der einzelnen Teilbereiche, machten wir insgesamt drei Aufnahmen von der Fläche, um möglichst alle Phänomene beschreiben zu können. Wie die Tabelle jedoch zeigt, hätte auch eine einzige Aufnahme zur charakteristischen Beschreibung dieses Freiraums geführt. Die Standorte sind ähnlich denen der Spalte 17, doch haben wir es hier mit einer extensiveren, teilweise mit einer völligen Zurücknahme der Pflege zu tun, was zum Auftreten der Arction Bestände und zu den teilweise starken Verbuschungen, vor allem durch *Rubus fruticosus*, führt. Die Spalten 15-18 sind also über das Auftreten nutzungsabhängiger bzw. nutzungsstabilisierter Vegetationsbestände, sowie über sukzessiv höher entwickelte Pflanzengesellschaften (ausdauernde Säume und Hochstaudenfluren, Vorwaldgebüsche) gekennzeichnet. Eine extensive Pflege dieser Freiräume dient in der Regel der Erhaltung der Benutzbarkeit. Eine durch Ausstattung und Pflege organisierte Restriktion der BenutzerInnen, bezüglich des alltäglichen Gebrauchs der Freiräume, findet hier nicht statt.

Die so charakterisierten Freiräume finden wir hauptsächlich im Bereich des Alten Ortskerns und nur seltener an einigen Rändern unterschiedlicher Siedlungen.

In dieser stadtgeographischen Verbreitung zeichnen sie die kleinräumig differenzierte Struktur des Alten Ortskerns mit seinen Rand- und Restflächen und alten Gehwegverbindungen nach.

Spalte 19 ist deutlich über das Auftreten der Hochstaudenflur (Tanaceto-Artemisietum) charakterisiert. Finden wir das Tanaceto-Artemisietum fragmentarisch auch im alten Ortskern, so ist es für Spalte 19 die kennzeichnende Gesellschaft. Sie tritt hier großflächig, teilweise dominant auf und deutet auf eine totale Rücknahme der (stadt)gärtnerischen Pflege hin. Wir haben es also mit Freiräumen zu tun, die von nachlassender oder aufgegebener administrativer Kontrolle bzw. Zuständigkeit geprägt sind. Diese unreglementierten Bereiche, die über die (in der Tabelle beschriebene) Vege-

tationsausstattung als solche erkenn- und lesbar sind, stellen für die StadtbewohnerInnen wichtige Freiräume, im Sinne von frei interpretierbaren Spielräumen dar. In Wehlheiden finden wir die so charakterisierten Freiraumsituationen ausschließlich am "geschlossenen" Stadtteilrand und zwar im Bereich des Bahndammes südlich des Wilhelmshöher Bahnhofs (die Aufnahmen stammen vom Bahndamm selbst und von angrenzendem Bauerwartungsland).

Nach den detaillierten Beschreibungen und freiraumplanerischen Interpretationen wollen wir noch einmal zusammenfassen: "Was steckt denn nun eigentlich drin, in den Tabellen?"

Durch die Bearbeitung der Tabellen haben sich verbindende, trennende und kennzeichnende Gesellschaften oder Kombinationen mehrerer Gesellschaften abgezeichnet. Es haben sich so Gruppen herausgebildet, die durch bestimmte Gesellschaftskombinationen charakterisiert sind und die, wie der Vergleich mit den Aufnahmeorten gezeigt hat, jeweils für bestimmte ähnliche oder vergleichbare Freiraumsituationen stehen.

In der folgenden synthetischen Tabelle sind beide Einzeltabellen zusammengefaßt und die aufgenommenen Gesellschaftskomplexe übersichtlich dargestellt.

Außerdem wollen wir anhand der synthetischen Tabelle versuchen, den abgebildeten Vegetationskomplexen Namen geben, die nicht aus den wissenschaftlichen, pflanzensoziologischen Benennungen abgeleitet sind, sondern sich auf verständliche alltagsweltliche Begriffe beziehen. Denn: Wir haben uns zwar der synsoziologischen Methode als beschreibendes Mittel bedient, doch gilt unser Interesse an der Arbeit dem freiraumplanerischen Verständnis der Orte. Es handelt sich um freiraumplanerische Ergebnisse, über die wir uns mit PlanerInnen, StadtgartenamtsleiterInnen bis hin zu StadtgärtnerInnen verständigen müssen.

Die erste übergeordnete Gruppe der Gesellschaftskomplexe wird über das *Sagino-Bryetum typicum* in den Spalten 1-3 gekennzeichnet. Hier sind sämtliche Straßenfreiräume sowie die wohnungsnahen Freiräume verschiedener Siedlungstypen zusammengefaßt. Wir nennen diese Gruppe den "städtischen Ritzenkomplex".

SYNTHETISCHE TABELLE

	1	2	3	4	5
LAUFENDE NR.	1 2 3 4	5 6 7 8 9	10 11 12 13 14	15 16 17 18	19
SPALTENNR.	1 2 3 4	5 6 7 8	10 11 12 13 14	15 16 17 18	19
ZAHL D. AUFNAHMEN	2 8 2 2	1 4 2 4 6	12 5 5 4 2	4 2 3 3	3
Ø REALE DECKUNG	80 15 15 15	30 70 25 90 30	80 80 85 60 70	70 70 75 95	90
Ø GESELLSCHAFTSZAHL	9 5 6 7	5 4 11 14 13	7 12 8 10 13	18 9 11 15	10
SAGINO-BRYETUM TYP.	1 IV 2 2	1 4 2 4 V	V V - 1 1	- 1 -	-
SAGINO-BRYET. - MATRICARIA	1 . . .	1 3 2 4 IV	. . . . .	. . . . .	.
FESTUCO-CREPIDIETUM TYP.	1 I . . .	. . . . .	V V III 4 2	. . . . .	.
GEO-ALLIARION - FRAGMENT	. . . . .	. . . . . II	III IV III 4 2	2 . . . .	.
HORDEETUM MURINI TYP.	. . . . .	. . 1 4 V	+ III I - 2	4 - 1 -	1
ALLIARION-CHAEROPHYLLETUM	. . . . .	. . 1 - I	- I - . .	1 2 3 3	.
ARCTION-GESELLSCHAFT	. . . . .	. . . . . I	. . . . .	2 1 1 3	.
PRUNETALIA - FRAG.	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1 2 2 1	.
SAMBUCO-SALICION - FRAG.	. . . . .	. . . . . II	- I I - .	2 2 3 2	1
TANACETO-ARTEMISIETUM	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	3
SISYMBRION - FRAG.	. III 2 2	1 - 2 2 III	III III II 2 1	2 . . 1	1
SPONTANE GEHÖLZE	. II 2 .	. . 1 1 IV	II I I 1 1	2 1 . 2	2
POLYGONO-MATRICARIETUM	2 I . .	1 - 1 2 II	- II I 4 1	3 1 - 1	-
POLYGONO-POETALIA - FRAG.	2 IV 2 2	1 3 2 2 V	. - I 1 2	. - 1 -	-
LOLIUM-PLANTAGINETUM	1 . . .	1 - 1 2 II	- V III 4 2	3 2 3 .	-
TARAXACUM OFFIC. - INITIALE	. I . . .	. . 2 4 III	III II IV 1 .	2 1 1 .	-
URTICA-AEGOPODIETUM	1 - . . .	. . 1 . .	IV II II 1 2	4 2 3 3 .	-
CONVOLVULUS-ARVENSE - DOM.	1 I 1 . .	- 1 - 2 I	II II - . .	2 . - 2	1
CYNOSURION - FRAGH.	2 . . .	1 . . . I	III V V 4 2	- 1 2 .	2
AGROPYRON REPENS - DOM.	. . . . .	. . . 1 I	+ I I . . .	2 . - 3	2
CHENOPODIETALIA - FRAG.	2 I - 2	. . . 4 .	Y V IV . .	2 . . .	-
HORDEETUM H. - LOLIUM P.	1 . . .	1 . . 2 IV	- I - 1	3 . . .	1
ARRHENATHERETALIA - FRAG.	. . . . .	. . . . .	II - I 1 .	4 . - 1	3
CALYSTEGIA SEPIUM - DOM.	. . . . .	. . . 4 I	I I . . .	2 - 1 1	-
BROMUS STERILIS - BESTAND	. . . . .	. . . . . I	+ I . . .	1 - 1 2	1
CERATODON PURP. - MOOSRASEN	. III . 1	. . . 3 I	+ I . . .	. . . .	-
HORDEETUM H. - BROMUS STER.	. . . . .	. . . 3 V	- I . . .	3 2 . 1	-
ARCTION - FRAG.	. . . . .	. . . 1 III	+	1 1 . .	1
MATRICARIO - POLYGONION - FRAG.	. . . . .	. . 1 1 I	+ I . . .	. . - 2	-
CALAHAGROSTIS EPIG. - BESTAND	. . 1 .	1 - 1 .	- I - 1 .	. . . .	1
POA ANNUA - INITIALE	. I . . .	. . 2 . .	- I I 4 .	. . . .	-
AGROPYRON - INITIALE	. . . . .	. . . . .	. . . 2 1	1 - 1 2	-
RUBUS FRUTICOSUS - BESTAND	. . . . .	. . . . .	. . . . 1	3 - 1 3	1
URTICA DIOICA - DOM.	. . . . .	. . . . . II	. . . . 1	3 - 2 2	2
TANACETO-ARTEMISIETUM - FRAG	. . 1 1	. . . . .	. . . . .	. - 1 1	-
RANUNCULUS REPENS - DOM.	. . . . .	. 1 . . .	I . . . .	. - 1 .	-
LOLIUM PERENNE - DOM.	. . . . .	. . . . .	. - I 1 .	2 . - 2	-
SOLIDAGO CANADENSIS - DOM.	. . . . .	. . . . . I	. . . 1 .	1 - 1 .	-
SAGINO-BRYETUM - HORDEUM H.	. . . . .	1 - 1 I	. . . . .	. . . .	-
CHELIDONIIUM HAJUS - BESTAND	. . . . .	. . . . .	- I II . 1	. . . .	-
TUSSILAGETUM - FART. - FRAG.	. . . . .	. . . . . I	+	1 . . .	-
TUSSILAGETUM FARTARAE	. . . . .	. . . . . I	. . . . .	1 . . .	1
SONCHUS OLERACEUS - BESTAND	. . . . .	. . . 1 I	. . . . .	. . . .	-
FESTUCO-CREPIDIETUM - POA ANN.	. . . . .	. . . . .	. - I Y .	. . . .	-
ARMORACIA RUSTICANA - BESTAND	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . 1	2
CIRSIIUM ARVENSE - BESTAND	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1 . . .	2

In Spalte 1 haben wir es mit einer gesellschaftsarmen Untereinheit des Ritzenkomplexes zu tun, in der das Sagino-Bryetum die einzige kennzeichnende Gesellschaft ist. Dies ist der Gesellschaftskomplex der versiegelten, intensivst gepflegten Straßen.

Eine über das Auftreten des Sagino-Bryetums mit *Matricaria discoidea* charakterisierte Ausbildung des Ritzenkomplexes finden wir in Spalte 2. Dieser Gesellschaftskomplex der weniger versiegelten, extensiv gepflegten Straßen läßt sich über ruderalisierungsanzeigende Gesellschaften in verschiedene Varianten differenzieren. In diesen Varianten werden die Straßen der Zeilenbauquartiere der 50/60er Jahre (lfd. Nr. 5-7), die Straßen der sanierten/zerstörten Gründerzeitquartiere (lfd. Nr. 8) und die Straßen des Alten Ortskerns (lfd. Nr. 9) beschrieben.

Die Spalten 1 und 2 lassen sich über die Gesellschaftszusammensetzung nur der höheren Einheit des städtischen Ritzenkomplexes zuordnen.

Spalte 3 dagegen weist sich über ihre eindeutige Abgrenzung und Charakterisierung durch das *Festuco-Crepidetum typicum* und die *Geo-Alliarion* Fragmente als "eigene" Ordnung innerhalb des städtischen Ritzenkomplexes aus. Hierunter sind die wohnungsnahen Freiräume der unterschiedlichen Siedlungstypen und die öffentlichen Grünanlagen zusammengefaßt, die durch eine vergleichbare restriktive Freiraumsituation gekennzeichnet sind (vgl. Tabelle 2). Wir nennen diese Ordnung den "Disziplin(ierungs) Komplex".

Stärker ruderalisierte Pflanzengesellschaften, die auf eine intensivere Pflege hinweisen (z.B. *Hordeetum murini*, *Alliario-Chaerophylletum*, Vorwaldgebüsche) lassen eine weitere Differenzierung des Disziplinierungs Komplexes zu. In lfd. Nr. 10 sind die Freiräume der Ein- und Zweifamilienhausquartiere, sowie die des zweigeschossigen Mietwohnungsbaus und in lfd. Nr. 11, die der mehrgeschossigen Geschoßwohnungsbauquartiere, einschließlich der Punkthochhäuser beschrieben. Die lfd. Nr. 12-14 stehen für die öffentlichen Grünanlagen.

Die Spalten 4 und 5 trennen sich deutlich gegen den städtischen Ritzenkomplex über das Ausbleiben des Sagino-Bryetums und dem Auftreten der *Prunetalia* Fragmente sowie Gesellschaften der Klasse *Artemisietea*. Diese sukzessiv höher entwickelten Gesellschaften, die in den vorigen Spalten jeweils eine Differenzierung der höhe-

ren Einheiten ermöglichten, treten nun selbst als kennzeichnende, charakteristische Gesellschaften einer "eigenen" höheren Einheit auf. Bei den hier beschriebenen Freiräumen handelt es sich i.d.R. um Rand- und Restflächen ohne bestimmte Funktionszuweisungen, die nur extensiv oder gar nicht mehr gepflegt werden. Wir wollen diese Gruppe, die sich in drei Ausbildungen differenzieren läßt, als "Dysfunktionalen, nutzungs-offenen Komplex" bezeichnen. In den lfd. Nr. 15-18 finden wir Gesellschaftskomplexe der extensiv gepflegten Rand- und Restflächen des Alten Ortskerns. Lfd. Nr. 15 (mit Hordeetum murini) beschreibt die sonnige Ausbildung auf hageren Standorten, während die lfd. Nr. 16-18 dagegen die schattigen, gut mit Nährstoff versorgten Flächen zeigen. Spalte 5 ist deutlich über das Auftreten der Tanaceto-Artemisieten charakterisiert. Die Hochstaudenfluren, die in diesen Aufnahmen flächig und teilweise dominant auftreten, kennzeichnen den Gesellschaftskomplex der ungepflegten Rand- und Restflächen des geschlossenen Stadt(teil)randes.

Die in den Teiltabellen ausführlich beschriebenen und in der synthetischen Tabelle (zueinander) geordneten Gesellschaftskomplexe stellen sozusagen eine Typologie dar, in der unterschiedliche Freiraumsituationen abgebildet und bewertet sind und so eine qualitative, freiraumplanerisch adäquate Beschreibung des Stadtteils ermöglichen.

So ist z.B. der Alte Ortskern durch das Auftreten verschiedener Ausbildungen des Dysfunktionalen, nutzungs-offenen Komplexes und durch den Gesellschaftskomplex der ruderalisierten Straßen gekennzeichnet. Die Einfamilienhausquartiere sind hingegen ausschließlich über Untereinheiten des städtischen Ritzenkomplexes, nämlich über den Gesellschaftskomplex der versiegelten, intensivst gepflegten Straßen und über eine durch intensive Pflege geprägte Ausbildung des Disziplinierungs Komplexes charakterisiert.

Die "Typen"/Gesellschaftskomplexe sind induktiv erarbeitet worden. Angefangen bei den einzelnen Vegetationsaufnahmen und deren Bearbeitung in Gesellschaftstabellen im Rahmen unserer Diplomarbeit und weiterführend über die synsoziologischen Aufnahmen im Gelände sowie deren weitere Ordnung in den Tabellen. Die Typisierung ist daher prüf- und nachvollziehbar und verliert nicht den Bezug zu

den konkreten Orten.

Wir können also den Stadtteil anhand der realen Vegetation, nach den realen Nutzungen und Gebrauchsqualitäten der Freiräume, einschließlich deren Angebot und Verfügbarkeit beschreiben und abbilden.

Und noch ganz kurz zum Abschluß: Die Vorbereitung zur mündlichen Prüfung, die literarische Arbeit, die synsoziologische Kartierung im Gelände sowie die Bearbeitung der Aufnahmen in den Tabellen hat uns sehr viel Spaß gemacht. Nach den anfänglichen Schwierigkeiten und Unsicherheiten, vor allem bei der Bestimmung/Abgrenzung der Aufnahmeflächen und auch immer wieder bei der Ansprache der vorgefundenen Vegetationsbestände, wuchs dennoch schnell eine gewisse methodische Routine heran, sodaß wir die vorgestellten Aufnahmen relativ zügig anfertigen konnten. Während der Geländearbeit mußten wir immer wieder feststellen, daß diese Arbeitsweise ein genaues Hinsehen nicht nur voraussetzt, sondern dieses auch ständig erweitert. Zum einen muß man seinen Blickwinkel auf die Vegetationsbestände "vergrößern" und die jeweiligen "Begleitumstände", wie Bau- und Freiraumstruktur auch immer im Auge behalten, zum anderen waren wir gezwungen uns auch solche Vegetationsbestände näher anzusehen, an welchen wir bisher eher achtlos vorbeigegangen sind, z.B. viele der schwer einzuordnenden Fragmentbestände. Nun haben wir uns ein Stück weit mit der synsoziologischen Arbeitsweise vertraut gemacht und es für uns als Planer verstanden, sie als geeignetes beschreibendes Mittel einzusetzen und zu interpretieren, was, wie wir hoffen, in unseren vorgetragenen Ergebnissen deutlich zum Ausdruck gekommen ist.

Literaturverzeichnis

- GRUNDLER, H. et al 1985 Der Landschaftsplan für die Stadt.
Diplomarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gh
Kassel. Kassel.
- HILLJE, D., REISENAUER, W. 1992 Landschaftspläne für Wehlheiden.
Diplomarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gh
Kassel. Kassel.
- HOLBUSCH, K.H. et al 1979 Freiraum- und landschaftsplanerische
Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et regio 11.
Kassel.
- KIENAST, D. 1978 Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in
Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen.
Urbs et regio 10. Kassel.
- TOXEN, R. (Hrsg.) 1978 Assotiationskomplexe (Sigmeten) und ihre
praktische Anwendung. Vaduz.

VON ERFAHRUNGEN, EIGENE WEGE ZU GEHEN

Unser Vortrag handelt von und über Erfahrungen. Wir beginnen mit einem Beitrag über die Erwartungen an unsere Kenntnisse und Erfahrungen als Landschaftsplanerinnen. Im Anschluß daran berichten wir von unserer Planungstheorie und -methode, unserem Lernen, eigene Wege zu gehen. Danach nehmen wir euch auf einen Spaziergang in Elgershausen mit, zum Grünland sowie an unseren Erfahrungen / unserem Lernen entlang, und leiten mit einer theseartigen Zusammenfassung zur Diskussion über.

STANDARDISIERTES SCHEINWISSEN ALS PATRIARCHALES LERNZIEL

Unser Studium geht jetzt zu Ende, und so haben wir geschaut, was auf uns zukommt, was von uns erwartet wird. Dazu haben wir die Stellenanzeigen in Fachzeitschriften durchgeblättert und haben z.B. folgende zwei Stellenangebote gefunden (siehe auch nächste Seite). Hinsichtlich der Erwartungen sind auch die weiteren Anzeigen in den Fachzeitschriften diesen beiden Beispielen sehr ähnlich.

In der GARTEN UND LANDSCHAFT von 6/91 wird ein Dipl.-Ing. Landespflege für die Biologische Station östliches Ruhrgebiet gesucht mit den entsprechenden Kenntnissen und Erfahrungen. Hauptaufgaben dabei sind faunistische und floristische Erhebungen und Bewertungen, Ausarbeitung von Biotoppflege- und Managementplänen sowie deren Umsetzung. Sie erwarten gute allgemeine fachliche Kenntnisse und spezielle Kenntnisse auf einem ökologisch orientierten Spezialgebiet, Erfahrungen im Naturschutz, Erfahrungen im Bereich Landschaft und Natur im Ballungsraum.

In einer weiteren Stellenanzeige in der NATUR UND LANDSCHAFT, Heft 2/91, sucht der Donnersbergkreis eine/n Diplom-Ingenieurin/Ingenieur für die Untere Landschaftsbehörde. Der Tätigkeitsbereich umfaßt u.a. folgende Aufgaben: Beurteilung und Bewertung von Eingriffen in Natur und Landschaft, UVPs, Ausweisung von Naturdenkmalen, geschützten Landschaftsbestandteilen und Landschaftsschutzgebieten, Durchführung der Unterschutzstellungsverfahren, Überwachung der geschützten Objekte. Sie erwarten fundiertes ökologisches und planungsrechtliches Fachwissen, vegetationskundliche Kenntnisse, engagiertes, selbständiges und kooperatives Arbeiten sowie Durchsetzungsvermögen, Verhandlungsgeschick und gutes schriftliches und mündliches Ausdrucksvermögen.

Wir werden zukünftig mit der -Biologischen Station östliches Ruhrgebiet- eine vom amtlichen und ehrenamtlichen Naturschutz gemeinsam getragene Einrichtung betreiben. Hauptaufgaben sind dabei:

- Faunistische und floristische Erhebungen und Bewertungen
- Ausarbeitung von Biotoppflege- und Managementplänen sowie deren Umsetzung
- Beratungs- und Informationsaufgaben

Wir suchen als wissenschaftlichen Leiter der Station eine/n

Diplom-Biologin/en, Diplom-Geographin/en (Landschaftsökologie)

Dipl.-Ing. Landespflege (Universität)

mit entsprechenden Kenntnissen und Erfahrungen. Wir erwarten

- gute allgemeine fachliche Kenntnisse und spezielle Kenntnisse auf einem ökologisch orientierten Spezialgebiet
- Erfahrungen im amtlichen und/oder ehrenamtlichen Naturschutz
- Erfahrungen im Bereich Landschaft und Natur im Ballungsraum
- Engagement und Einsatz für eine interessante Aufgabe beim Aufbau der Einrichtung

Die Stelle wird zunächst in Anlehnung an BAT II b vergütet.

Ihre Bewerbungsunterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Publikationsverzeichnis, Nachweis bisheriger Tätigkeiten) senden Sie bitte an:

**Trägerverein Biologische Station
östliches Ruhrgebiet e. V.
z. Hd. Herrn Dr. Detlev Bregulla
Voßstraße 1, 4690 Herne 1**

6/91 Garten + Landschaft

Der **Donnersbergrkreis** sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt für das Referat - Untere Landespflegebehörde - eine/einen

Diplom-Ingenieurin /Ingenieur (FH)

der Fachrichtung Landespflege oder vergleichbare Fachrichtungen
oder Interessenten/innen,
die vergleichbare Ausbildungen aufzuweisen haben

für Aufgaben im Bereich des Naturschutzes und der Landschaftspflege.

Der Tätigkeitsbereich umfaßt folgende Aufgaben:

- Beurteilung und Bewertung von Eingriffen in Natur und Landschaft nach dem Landespflegegesetz
 - + Flurbereinigung
 - + Bauvorhaben i.S. der Landesbauordnung im Außenbereich
 - + Straßenbauvorhaben
 - + Bauleitplanung
 - + Landespflegeische Begleitplanungen
 - + Umweltverträglichkeitsprüfungen
 - + Festsetzungen und Überwachung von Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen
- Ausweisung von Naturdenkmälern, geschützten Landschaftsbestandteilen und Landschaftsschutzgebieten
 - + Durchführung der Unterschutzstellungsverfahren
 - + Überwachung der geschützten Objekte und Erarbeitung von Grundlagen für Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen
 - + Organisation der festzusetzenden Maßnahmen und deren Überwachung

Bewerber mit Berufserfahrung im öffentlichen Dienst und Schwerbehinderte werden bei entsprechender Eignung bevorzugt berücksichtigt.

Wir erwarten fundiertes ökologisches und planungsrechtliches Fachwissen, vegetationskundliche Kenntnisse, engagiertes, selbständiges und kooperatives Arbeiten sowie Durchsetzungsvermögen, Verhandlungsgeschick und gutes schriftliches und mündliches Ausdrucksvermögen. Durch den hohen Anteil außerdienstlicher Tätigkeiten ist der Besitz eines Führerscheins der Klasse 3 erforderlich.

Die Vergütung richtet sich nach BAT IV b mit Aufstiegsmöglichkeit.

Bewerbungen bitten wir innerhalb von 14 Tagen nach Erscheinen der Anzeige unter Beifügung der üblichen Unterlagen an die

**Kreisverwaltung Donnersbergrkreis
- Personalreferat - Umlandstr. 2 · 6719 Kirchheimbolanden**

Natur und Landschaft 66, Heft 2 (1991)

Was wir somit machen sollen, sind z.B. UVPs oder Biotopkartierungen; d.h. ein Stück Landschaft nach vorgegebenen, auswendig gelernten Schema als wertvoll, als zu schützendes Objekt oder ähnliches zu beurteilen, z.B. mit der UVP á la SCHEMEL (vgl. SCHEMEL, H.-J., 1985) die Landschaft einzuteilen in Taburäume, Naturerhaltungsräume, Kulissenräume, disponible Räume usw. Dazu sollen wir spezielle Kenntnisse und 'Erfahrungen' mitbringen. Die Umsetzung bzw. Durchsetzung unserer Planungsergebnisse erfolgt dann mit dem erwarteten Verhandlungsgeschick und dem guten mündlichen Ausdrucksvermögen.

Zu diesen Anforderungen haben wir die These, daß von uns Unfähigkeiten und Erfahrungslosigkeit erwartet werden, d.h. keine Kundigkeit auf der Grundlage von Erfahrungen und Eigen-Kompetenz, sondern die Distanz zu unseren eigenen Lebenserfahrungen und die Unfähigkeit, Menschen und Zusammenhänge zu sehen und zu verstehen. Denn was wir machen sollen, ist Landschaft, Pflanzen oder auch Tiere aus den Kontexten der Geschichte der Orte, der Nutzung, der sozialen und ökonomischen Geschichte der Menschen herauszulösen, und sie als atomisierte Einzelteile mit erfundenen, fiktiven Verfahren wie UVPs zu beurteilen. Mit solchen Beurteilungen, die für die Leute aus Erfahrung nicht nachvollziehbar und daher kaum kritisierbar sind, wird der Zugriff auf die Produktionsgrundlagen organisiert. Der Entzug des lokalen Gebrauchs hat die Zerstörung des Wissens und Könnens vor Ort zur Folge und damit die Zerstörung der Eigen-Macht der Leute.

Die abstrakten Ergebnisse entwerten die Erfahrungen und Kompetenzen -das lokale Wissen der Leute- und verleihen den sogenannten Spezialisten bevorzundendes 'Wissen' und damit patriarchale Macht.

"Eine objektivistische Ideologie, die vorschnell Anonymität, Uneigennützigkeit und Unpersönlichkeit für sich in Anspruch nimmt und das Subjekt radikal ausschließt, legt einen Schleier über diese Handlungsmuster; ... Eine scheinbare Selbstevidenz macht die Handlungsmuster unsichtbar und daher der Kritik unzugänglich." (KELLER, E. F., 1986: 19)

Das konstruierte, instrumentelle Scheinwissen stellt durch sogenannte Objektivität (als "emotionale Neutralität"; KELLER, E. F., 1986: 102) die Kontextunabhängigkeit her. Dieses von uns erwartete Scheinwissen verlangt, daß wir selbst keine Kontexte und Zusammenhänge sehen und unsere Lebenserfahrungen unter dem Vorwand der Objektivität ausblenden. Ich-Stärke und Abgrenzung, eine dynamische Autonomie, wie Evelyn Fox KELLER (1986) sie beschreibt, werden dadurch verhindert. Unser realer Kenntnisstand wird damit denunziert, Unsicherheiten und die Vielfalt des Wissens werden normiert und reduziert. D.h. erwartet wird von uns die Reproduktion der Ent-eignung

im Sinne von Enteignung der Eigen-Macht, der eigenen Fähigkeiten, und damit die Fortsetzung patriarchaler Herrschaftsstrukturen.

EIGENKOMPETENZ ERÖFFNET FREI-RÄUME

Um nicht diese vorgegebenen, naturwissenschaftlich begründeten Methoden und Rezepte abarbeiten zu müssen, die verhindern, daß wir Erfahrungen sammeln können, bzw. uns unserer Erfahrungen berauben, benötigen wir einen Zugang zum jeweiligen Ort unserer Planung, der uns einen kompetenten Umgang mit den konkreten alltäglichen Lebenszusammenhängen ermöglicht. Diese Kompetenz beinhaltet, daß wir die Geschichte des konkreten Ortes nachvollziehen und so mitreden können und mit fundierten, auf den Ort bezogenen Einschätzungen planerisch argumentieren können. Diese Kompetenz können wir nicht über einen abstrahierenden, naturwissenschaftlichen Ansatz erlangen, der die alltäglichen Lebensbedingungen ausblendet und dazu führt, daß wir Schein- und Alibidebatten führen müßten (vgl. HÜLBUSCH, K. H. 1986b; SCHNEIDER, G. 1989; GROENEVELD, S. 1987; SCHÖFFEL, R. 1986).

Kompetenz können wir uns unserer Ansicht nach nur über einen indizienwissenschaftlichen Ansatz erarbeiten. Dazu benötigen wir Methoden, die uns vom Ort unserer Planung einen Überblick über die historischen und sozio-ökonomischen Verhältnisse verschaffen, um den Ort einschätzen, beschreiben und die konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen der Leute in diesem Ort zur Arbeitsgrundlage für unsere Planung machen zu können.

Erst wenn wir den Ort bezüglich seiner Geschichte und Alltagsbedingungen verstehen, können wir in der Planung fundierte und kompetente Prognosen erarbeiten. Um zu diesen begründeten und nachvollziehbaren Prognosen zu gelangen, ist eine Voraussetzung, daß wir lernen, genau hinzusehen und das Gesehene, Wahrgenommene in Zusammenhang zur historischen und aktuellen Situation eines Ortes zu stellen. Mittel dazu sind Indizien, Zeichen, Spuren, die wir lesen und verstehen lernen können. Auf der Grundlage einer ökonomischen Theorie können wir zu Beginn unserer Arbeit Thesen formulieren, wodurch die gezielte Suche nach Indizien möglich wird.

Methoden zum Spurenlesen, zur "Spurensicherung" (vgl. HÜLBUSCH, K. H., 1986a) werden für unterschiedliche Phänomene erarbeitet: z.B. für die Baustruktur eines Ortes über die Zuordnung zu Siedlungstypen, in denen die aktuellen Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihrer Verschiedenartigkeit und ungleichen Verteilung begründet sind und die die historischen und aktuellen, politischen und planerischen Entscheidungen an einem Ort wiedergeben. Eine

weitere Methode für das "Spurensichern" ist die Vegetationskunde. Die Vegetation stellt einen Ausschnitt aus der Gesamtheit einer Lebensgemeinschaft dar. Viele vegetationskundliche Arbeiten, z.B. von Reinhold TÜXEN und Karl Heinrich HÜLBUSCH, haben gezeigt, daß die Vegetation als Indiz für die Beschreibung der Standortbedingungen an einem Ort geeignet ist. Die aktuelle Naturausstattung, also auch die Vegetation, ist Ausdruck aller wirksamen natürlichen und anthropogenen Standortbedingungen, der historischen und der aktuellen. Sie ist Ergebnis und Grundlage für die Produktions- und Reproduktionsweisen und -verhältnisse und somit Ausdruck der verschiedenartigen Lebensverhältnisse eines konkreten Ortes.

Um diese unterschiedlichen Standortbedingungen lesen zu können, ist es für uns notwendig zu lernen, die Zusammenhänge zwischen der Vegetationsausstattung und ihren ursächlichen, naturbürtigen und nutzungsbedingten Voraussetzungen zu verstehen. Dazu sind einerseits 'handwerkliche' Kenntnisse notwendig: Wir müssen die Pflanzenarten kennen, Vegetationsaufnahmen machen und diese in Tabellen bearbeiten können. Um diese Kenntnisse zu erlernen und mit ihnen arbeiten zu können, müssen wir Erfahrungen sammeln. D.h. wir können diese Kenntnisse nicht auswendig lernen, sondern müssen uns dieses Wissen durch eigenes Ausprobieren, durch Beobachten, Vergleichen und Reflektieren aneignen. Dazu ist eine personale Vermittlung durch 'Erfahrene' notwendig, die uns weiterhelfen und ermutigen. Je mehr Erfahrungen wir selbst gesammelt haben, je mehr Vergleichsmöglichkeiten wir haben, umso kompetenter werden wir. Mit der Zunahme unserer Erfahrung werden wir routinierter und der Zugang zu einem Ort fällt uns leichter - wir werden sicherer im Einschätzen, Lesen und Deuten von Spuren und können die Kontexte präziser erkennen und benennen.

Die aus den eigenen Erfahrungen entstehende eigene Kompetenz öffnet uns Frei-Räume für unsere landschaftsplanerische Arbeit (SCHNEIDER, G., 1989): Wir können das, was andere sagen, uns glauben machen wollen, prüfen und bezweifeln. Erfahren können wir eigene Wege gehen.

LERNEN AM BEISPIEL DER VEGETATIONSKUNDE

Die Vegetationskunde als eine Methode landschaftsplanerischer Arbeit haben wir ein Stück selbst ausprobiert, um zu schauen, was wir an einem Ort sehen und was wir dort lernen können. Dafür haben wir uns einen für uns bearbeitbaren Ausschnitt des Grünlands um Elgershausen angesehen. Der rote Faden unserer Arbeit war dabei, anhand der Vegetationsausstattung die aktuelle, historische und mögliche zukünftige Nutzung zu verstehen; d.h. da

die Nutzung Ausdruck investierter Arbeit ist, ein Stück sozioökonomische Geschichte der Menschen an einem Ort, z.B. ihre Arbeit, ihre Entscheidungen, zu verstehen. Auf diesen Weg längs des Grünlands sowie längs unseres Lernens nehmen wir euch jetzt in vier Etappen mit: zuerst auf unseren ersten Spaziergang, anschließend zu den Vegetationsaufnahmen, danach zur Tabellenarbeit und zum Schluß auf unseren Abschlußspaziergang.

Der 1. Spaziergang

Um einen Überblick über das Gebiet sowie einen ersten Eindruck vom Grünland zu bekommen und um daraus erste Vermutungen und Fragen formulieren zu können, haben wir zunächst einen Spaziergang gemacht.

Elgershausen liegt ca. 10 km nordwestlich von Kassel entfernt. Die landwirtschaftlichen Nutzflächen befinden sich vor allem südlich und nördlich der Bebauung; davon sind die Grünlandflächen im Firnsbachtal und in größerem Umfang nördlich der Autobahn bis zur Habichtswaldgrenze gelegen.

Für den 1. Spaziergang haben wir uns eine Runde überlegt, die in der Abbildung auf der folgenden Seite dargestellt ist: ausgehend vom Firnsbachtal in den Teil oberhalb der Autobahn, nach Elgershausen zurück. Bei dieser Runde haben wir uns das noch nicht abgemähte Grünland (vgl. schraffierte Flächen in umseitiger Abbildung) genauer angeschaut und Vermutungen über die aktuelle Nutzung, Nutzungsgeschichte, etc. aufgestellt.

Als ersten Unterschied sind uns drei Gräseraspekte aufgefallen: *Alopecurus pratensis*, *Holcus lanatus*, *Arrhenatherum elatius*. Dann haben wir weiter geschaut nach der Dichte und Höhe des Bewuchses, dem Gräser- und Kräuteranteil, nach bestimmten Arten und Artenkombinationen, dem Schichtaufbau, um zu überlegen, wie intensiv es bewirtschaftet wird, ob es beweidet wird, ob es am verbrachen ist etc. Auf diesen Spaziergang nehmen wir euch nun zu einigen wesentlichen Beispielen mit, in denen die Unterschiedlichkeiten des Grünlands zum Ausdruck kommen.

- Wiesen im Firnsbachtal (Standort 1)

Diese Wiesen haben wir uns als erstes angeschaut, und erstmal kamen sie uns alle komisch vor. Zunächst sind uns die drei genannten Gräseraspekte aufgefallen. Beim genaueren Hinsehen fiel uns eine Zweiteilung innerhalb der Wiesen auf. Im vorderen Teil ist der Bewuchs mastiger, höher und dichter mit viel üppigem Fuchsschwanz. Daher vermuteten wir, daß er düngintensiv ist. Im Vergleich dazu ist der hintere Teil weniger mastig, lückiger mit

I. Spaziergang

LEGENDE



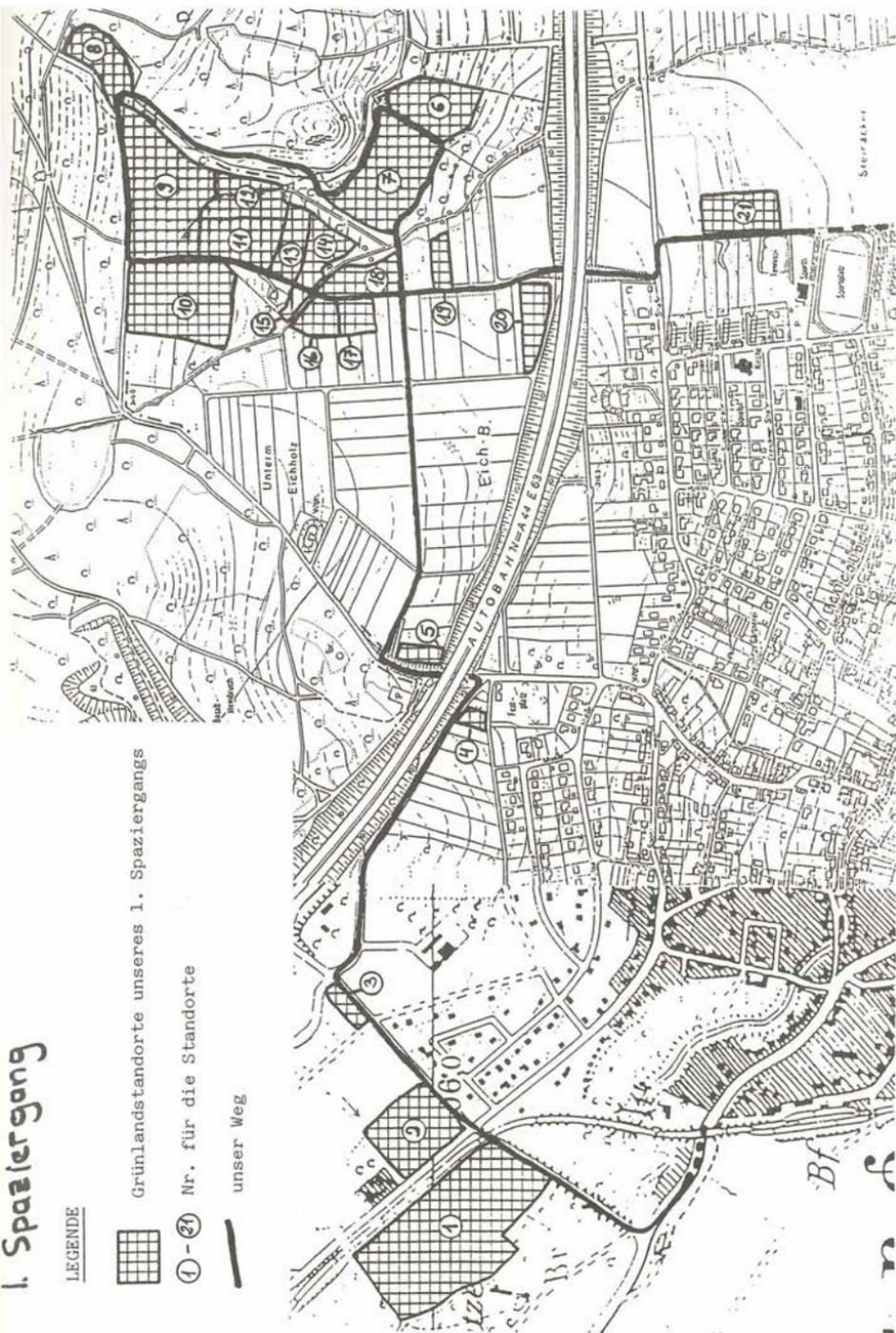
Grünlandstandorte unseres 1. Spaziergangs



1 - 21 Nr. für die Standorte



unser Weg



sehr schwachwüchsigem Fuchsschwanz, weshalb wir annahmen, daß dieser Teil auch mal intensiv gedüngt wurde und jetzt gerade extensiviert wird. In beiden Wiesen ist Phleum pratensis enthalten, was auf alte Ansaaten, hierbei von schätzungsweise vor 10 Jahren hinweist. Vermutlich sind sie aufgrund der Topographie auf ehemaligen Ackerstandorten entstanden. In beiden Wiesen sind Weidezeiger wie Bellis perennis vorhanden. Vermutlich werden sie als Mähweide genutzt und gepflegt.

~~~~ Auf dem Weg weiter bis zur Autobahn haben wir uns noch einige Flächen angeschaut, mit den bisherigen Eindrücken verglichen und sind bis dahin zu folgenden Fragen und Vermutungen gekommen:

Insgesamt sind die Wiesen merkwürdig, nämlich gräserdominant, aber trotzdem abgehegert. Ob das Grünland hier tendenziell extensiviert wird und womit dies wohl zusammenhängt? Ob Betriebe aufgehört haben, bzw. die Milchviehhaltung mit der Kontingentierung aufgegeben haben? Ob die Betriebe den Schwerpunkt auf Ackerbau legen und diesen intensiv bewirtschaften, das Grünland hintenan steht? Oder, ob das, was wir sehen, womöglich im Zusammenhang mit dem Autobahnbau steht und der damals durchgeführten Flurbereinigung? D.h., daß Land aufgrund der Flurbereinigung umverteilt wurde, zum Teil Acker extensiviert wurde oder auch Grünland umgebrochen und neu angesät wurde, weil den Betrieben dies damals zur Intensivierung von der Landwirtschaftskammer geraten wurde. Dies hieße, was wir jetzt sehen, ist bereits die nächste Phase der Extensivierung.



Diese Wahrnehmungen, Vermutungen und Fragen resultieren aus unseren bisherigen Erfahrungen an anderen Orten und aus dem Vergleich der Eindrücke während des Spaziergangs. Sie sind subjektiv und darin enthalten sind unsere eigenen Vorurteile. Wie sicher diese Vermutungen und Wahrnehmungen sind, ist immer von den bisherigen Erfahrungen / unseren Fähigkeiten abhängig.

~~~~ Jetzt gehen wir weiter in den Teil oberhalb der Autobahn, dorthin, wo das Grünland in größerem Umfang besteht, und halten wieder an einigen wesentlichen Beispielen an.

- Wiese am Wald (Standort 9)

Zuerst wunderten wir uns über einen neuen aufwendig gebauten Zaun vom Wasserwirtschaftsamt (WWA), der uns von anderen Flächen in Wellerode bekannt

ist. Außerdem befindet sich im unteren Teil der Wiese ein Brunnen. Diese Wiese sieht im Unterschied zu den bisherigen homogener und gepflegt aus. Sie ist kräuterreich und mit den Arten *Hypochoeris radicata* und *Saxifraga granulata* eine magere Wiese. Diese beiden Arten waren in den bisherigen Flächen nicht vorhanden. Wir vermuten, daß sie gemäht und beweidet wird, keine Düngung erfolgt, und es eine alte Grünlandnarbe ist. Auf die Beweidung kommen wir, weil wir so vage von Spaziergängen im letzten Jahr in Erinnerung haben, daß hier Pferde oder Rinder draufstanden. Da sie bisher weder beweidet, noch gemäht ist, kommen wir zu der Überlegung, ob demnächst eine Nutzung erfolgt, bzw. ob es Nutzungsänderungen gibt, z.B. neue Auflagen an die Bewirtschaftung vom WWA, oder einen BesitzerInnenwechsel.

- Wiese an der Eiche (Standort 10)

Auf dieser Wiese haben wir beim Spazierengehen vor allem den *Holcus lanatus*-Aspekt gesehen. Genauer haben wir danach nicht hingeschaut und uns daraus die folgende irrtümliche Beschreibung ausgedacht: Diese Wiese ist wohl etwas grasreicher und inhomogener als die vorhergehende, aber ihr trotzdem sehr ähnlich - relativ mager, eine alte Grünlandnarbe und sie wird beweidet, denn es steht noch der Stromdraht vom letzten Jahr. Die Vermutung, daß diese beiden Wiesen trotz anderem Aussehen ähnlich sind, haben wir uns dann weiter mit den Lichtverhältnissen erklärt, und zwar: Wir schauten jetzt gegen die Abendsonne. Drehten wir uns an dieser Stelle zur vorherigen Fläche um, sah diese plötzlich auch etwas inhomogen aus. Diese Beobachtung ist natürlich völlig absurd, weil wir in zwei verschiedene Richtungen schauten, um dasselbe Phänomen zu erfinden. D.h., wir wollten, daß sie gleich aussehen. Was daraus geworden ist, erzählen wir später bei den Vegetationsaufnahmen.

- Wiesenbrache (Standort 16)

Aufgefallen ist uns bei dieser Wiese der gräserreiche, mastige, hoch aufgewachsene und inhomogene Bestand, in dem Brennesseln und Disteln vorhanden sind. Vermutet haben wir daraus, daß sie noch genutzt wird und zwar beweidet, denn der Zaun ist noch einigermaßen funktionsfähig. Allerdings ist die Nutzung nicht nachhaltig. Es erfolgt keine Weidpflege, und daher ist der Bestand inhomogen bei vergleichsweise intensiver Düngung. Mit dem Vorkommen von Brennesseln tendiert sie bereits zur Verbrachung. Deutlichere Brachetendenzen haben wir auf den angrenzenden Flächen gesehen wie z.B. auf Standort 15 und 18, in denen die Brennesseln schon mehr in Dominanz

auftreten und von den Rändern aus bereits eine Versaumung beginnt. Diese Wiesen sind kleinteilig und wegen der hängigen Lage extreme Standorte für die Bewirtschaftung. Daher vermuten wir, daß solche Flächen unter den ersten sind, die aus der Bewirtschaftung herausgenommen werden. Aufgrund der Topographie sind sie nicht ackerfähig und daher alte Grünlandstandorte.

Zusammenfassend kommen wir für diesen Abschnitt oberhalb der Autobahn zu folgenden Vermutungen und Fragen: Insgesamt ist das Grünland entweder mager und ungedüngt, extensiv oder am verbrachen (junge Brachen). Es wird wenig Arbeit und Kapital investiert. Daher fragten wir uns zum einen, ob es mit dem WWA zusammenhängt, mit neuen Auflagen, daß daher die Flächen liegenbleiben, wie Spekulationsflächen aussehen. Zum anderen überlegten wir, daß sich in Elgershausen zur Zeit bzw. in den letzten Jahren in den Betrieben einiges geändert hat. Vermutlich haben Betriebe aufgehört und das Land wird zum Teil von anderen weitergenutzt, die schwierigen Flächen verbrachen, bzw. werden Flächen, die verbrachen, wieder neu genutzt (sichtbar an neuen Zäunen). Die neuen PächterInnen bzw. BesitzerInnen sind zum Teil HobbybauerInnen und -bauern, PferdehalterInnen, denen es nicht auf die Wirtschaftlichkeit ihrer Flächen ankommt. Daher erfolgt beispielsweise keine Weidpflege, oder die Tiere werden in hohe Bestände getrieben. Auf einer Wiese haben wir in einem hohen Arrhenatherum-Bestand erst beim dritten Hinschauen gesehen, daß dort Pferde weideten, als plötzlich zwei Pferdeohren über den Glatthafer hinausspitzten.

Am Ende unseres Spaziergangs kommen wir für das angeschaute Grünland zu der Einschätzung:

- daß es etwas intensiver genutztes Grünland im Firnsbachtal gibt auf den ehemaligen Ackerstandorten,
- daß das Grünland oberhalb der Autobahn auf alten Grünlandstandorten vorkommt und entweder mager ist, dort wo das WWA 'wirtschaftet', oder tendenziell am verbrachen ist.
- Daher haben wir insgesamt den Eindruck, daß bis auf ein paar wenige Flächen die Bewirtschaftung tendenziell extensiviert wird, d.h. Betriebe aufhören, und sie daher nur wenig Arbeit und Kapital investieren.



Am Ende unseres ersten Spaziergangs haben wir Eindrücke, Vermutungen, einen groben Eindruck über das Grünland um Elgershausen. Klar wurde uns, daß es nicht nur ein Ein-Mal-drüber-blicken ist, sondern wir uns

die einzelnen Flächen genau ansehen mußten, um nicht das zu sehen, was wir gerade sehen wollten. Diese Eindrücke, Vermutungen können stimmen, aber auch falsch sein. Sie entsprechen unserem Erfahrungs- und Wissensstand. Je mehr Erfahrungen wir haben, je mehr wir sehen, umso genauer können wir am Anfang vergleichen und desto präziser ist der Eindruck nach dem ersten Spaziergang, desto leichter können wir Fragen und Vermutungen formulieren. Trotzdem sind auch dann immer die mitgebrachten Vorurteile, Fehlannahmen und Irrtümer darin enthalten. Um unsere Vermutungen zu reflektieren, zu überprüfen, uns neue Zusammenhänge / Einsichten zu erarbeiten sowie auch um sie als Planerinnen für andere Leute nachvollziehbar und kritikfähig zu machen, haben wir die nächsten Arbeitsschritte der Vegetationsaufnahmen, Tabellenarbeit, des Abschlußspazierganges gemacht. Die Eindrücke vom ersten Spaziergang sind dabei gleichzeitig Voraussetzung, um Aufnahmeflächen auszusuchen zu können. Während des Spazierganges haben wir überlegt, wo es sinnvoll ist, Vegetationsaufnahmen zu machen, um das Grünland wiedergeben zu können.

Die Vegetationsaufnahmen

Die Vegetationsaufnahmen sind eine Methode, womit, wie in der Sprache oder einer Zeichnung, versucht wird, ein Phänomen abzubilden. Es gibt Regeln, mit denen wir die Aufnahmen strukturieren und sie danach aufschreiben. Dazu haben wir die Methode nach BRAUN-BLANQUET (1964) verwendet. Durch das Abbild werden die Vegetationsaufnahmen für andere lesbar. Somit wird mit der Methode eine Verständigung über die Flächen möglich. Für uns sind sie außerdem Arbeitsgrundlage, anhand derer wir uns zurückerinnern können, wie die Wiesen ausgesehen haben, was wir dazu vermutet haben.

Ein wesentlicher Unterschied zum Spaziergang ist, daß wir uns bei den Aufnahmen länger an einem Ort aufhalten und vor allem genauer hinschauen, um das Abbild zu beschreiben. Dadurch wird die Wahrnehmung differenzierter. Wir sahen z.B. genauer anhand von Artenkombinationen, wie in Elgershausen beispielsweise magere Wiesen aussehen. Diese Kenntnis nahmen wir dann mit zu den nächsten Aufnahmen und konnten somit über eine neue Qualität des Vergleichs Unterscheidungen differenzierter sehen. Beispielsweise stellte sich ganz schnell heraus, daß die Gräseraspekte, wie *Holcus lanatus*, usw., wie wir sie beim ersten Spaziergang gesehen haben, keine Differenzierungen des Grünlands ermöglichen, da *Holcus lanatus* usw. in den mageren bis hin zu den intensiven Wiesen vorkommen.

Beim Aufnahmen-Machen wurden auch Irrtümer des Spaziergangs deutlich. Die

Wiese am Wald (Standort 9) und die gegenüber an der Eiche (Standort 10) hatten wir beim Spaziergang ähnlich eingeschätzt. In den Aufnahmeblättern sieht man, daß sie völlig unterschiedlich sind (vgl. nächste Seite). Die Wiese an der Eiche, die in Aufnahme Nummer 25 abgebildet ist, ist eben nicht mager, sondern mit *Rumex obtusifolius*, *Rumex crispus* und *Stellaria media* gehört sie zu den intensiven, gestörten, nicht nachhaltig bewirtschafteten Wiesen. Dagegen ist die Wiese am Wald (Aufnahmenr. 7) wirklich mager mit den Arten *Festuca rubra*, *Trifolium campestre*, *Hypochoeris radicata* und *Saxifraga granulata*. Die intensive Wiese (Standort 10, Aufnahmenr. 25) machte uns nun auch klar, daß unsere Vermutung vom ersten Spaziergang, nämlich, daß es oberhalb der Autobahn entweder magere Wiesen oder Brachen gibt, nicht stimmt.

Durch die genauere Betrachtung wird ein Teil der Irrtümer aufgedeckt, wie auch Vermutungen sicherer, z.B. ob eine Fläche Brache ist oder nicht, oder was passiert, wenn sie in dieser Form weiter bewirtschaftet wird. Nebenbei haben wir durch das lange Draußensein neue Informationen mitbekommen, z.B. wo gerade Rinder aufgetrieben wurden oder über Gespräche mit Bäuerinnen und Bauern.

Nach 35 Vegetationsaufnahmen hatten wir den Eindruck, die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten des ausgesuchten Grünlands um Elgershausen festgehalten zu haben und begannen danach mit der Tabellenarbeit.

Die Tabellenarbeit

Die Tabellenarbeit ist ein weiterer Schritt, unsere bisherigen Vermutungen über die Methode von Vergleichen zu überprüfen und Zusammenhänge herauszuarbeiten. Anhand einer Typisierung / Strukturierung der Vegetationsaufnahmen nach Ähnlichkeiten und Differenzierungen erstellen wir eine Übersicht über die Wiesen, die unsere Kenntnisse und unsere auf Vergleich und Erfahrung begründete Interpretation enthalten. Dabei werden die einzelnen Vegetationsaufnahmen vollständig abgebildet; die Phänomene werden nicht zerstört, sondern immer in ihren Zusammenhängen und Kontexten bearbeitet. Die Endtabelle ist dann ein Abbild, das unsere Kenntnisse und Interpretationen belegbar und für andere lesbar und nachvollziehbar macht.

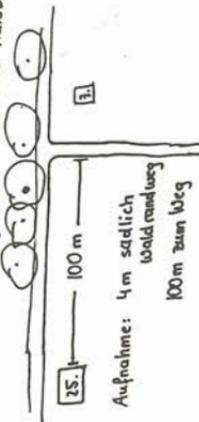
- Die Rohtabelle

Zunächst haben wir eine Rohtabelle gemacht. Sie ist Ergebnis unserer bisherigen Eindrücke, Vermutungen und Vergleiche, da wir die Aufnahmeblätter

25. 13.6.1931

WEIDE

Ort: Elgershausen oberhalb Autobahn am Waldrand



Aufnahme: 4 m südlich
Waldrandweg
100 m zum Weg

Aspekt: Alopecurus pratensis, Poa pratensis

Fläche: 4 x 4 m

Boden: humusarmer Lehm

Deckung: 95% - liegt viel um! ; Keine Streu, + Moose

Höhe: 35 cm - 70 cm (120 m Alopecurus pratensis)
1 Schicht - sehr dicht → aufgedüngt

Vermutung: Ansaat oder aufgedüngte alte Grünlandnarbe, beweidet
und nicht gepflegt - Mähweide, hohe Düngelintensität
→ mästige, ungetreppelte Weiser → kaputtgedüngt

- 23 Poa pratensis +2 Ranunculus repens
21 Alopecurus pratensis +2 Rumex crispus
21 Poa trivialis +2 Achillea millefolium
12 Dactylis glomerata + Trifolium repens
12 Holcus lanatus + Bellis perennis
12 Lolium perenne + Cernostium fontanum
22 Agrostis tenuis +2 Rumex acetosa
+2 Trisetum flavescens +2 Veronica chamaedrys
Lolium multiflorum + Plantago lanceolata
12 Rumex obtusifolius
11 Taraxacum officinalis
+ Stellaria media

21 Arten

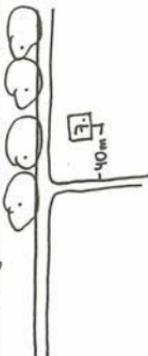
AUFNAHME BLÄTTER

7.

14.6.1931

WIESE

Ort: Elgershausen oberhalb Autobahn am Waldrand



Aufnahme:
15 m unterhalb Wald
40 m vom Weg

Aspekt: Gräser: Holcus lanatus, Poa pratensis, Arrhenatherum
elatius

Fläche: 4 x 4 m

Boden: toniger Lehm

Deckung: 95% (Maulwurfsaufsen), keine Streu, + Moose

Höhe: 15 - 50 cm (1 m Arrhenatherum elatius)

2 schichtig, gewa dicht

Vermutung: alte Grünlandnarbe, mehrschichtiger artenreicher
Aufbau, extensiv gedüngt, beweidet + gemäht, mit
Wiederpflege - daher homogen / neuer Bau zu vom
WWA

- 21 Holcus lanatus + Achillea millefolium
21 Poa pratensis +2 Leontodon autumnalis
12 Arrhenatherum elatius + Plantago lanceolata
21 Anthoxanthum odoratum + Cernostium fontanum
+2 Dactylis glomerata + Trifolium campestre
+ Alopecurus pratensis +2 Trifolium repens
12 Trisetum flavescens +2 Trifolium pratense
21 Festuca rubra +2 Veronica chamaedrys
+ Poa trivialis +2 Hypochaeris radicata
21 Agrostis tenuis + Saxifraga granulata
11 Rumex acetosa + Galium aparine
+2 Taraxacum officinalis +2 Centaurea jacea
+ Bellis perennis

25 Arten

für die Rohtabelle vorsortiert haben. Anhand unserer Erinnerungen haben wir die einzelnen Aufnahmen verglichen und Päckchen gemacht von den Aufnahmen, die unserer Meinung nach ähnlich sind. Diese Päckchen haben wir hintereinander sortiert nach den Kriterien von nährstoffarm, mager bis intensiver und am Ende die Brachen, was den Gradienten der Tabelle ausmacht. Darüberhinaus haben wir uns überlegt, welche Arten stet vorkommen und welche als Trennarten geeignet scheinen und haben diese an den Anfang der Tabelle gestellt, die übrigen Arten darangehängt (vgl. Rohtabelle auf der folgenden Seite).

Im oberen Teil der Tabelle befinden sich zuerst die steten wiesigen Arten, die sich zum Teil zu den Brachen (lfd. Nr. 28 bis 35) abtrennen. Hierbei haben wir zum Beispiel *Cerastium fontanum* übersehen. Bei den anschließenden Trennarten haben wir einige wesentliche für die mageren Wiesen herausgefunden, wie z.B. *Festuca rubra*, *Leontodon autumnalis*, *Trifolium campestre*, sowie für die Brachen und 'gestörten' Wiesen z.B. *Urtica dioica* und *Agropyron repens*. Im mittleren Teil der Tabelle, d.h. bei den Wiesen mittlerer und höherer Intensität, haben wir keine guten Trennarten gefunden, weil wir dazu auch keine Erinnerungen hatten.

Sichtbar wird an dieser Tabelle auch, daß unsere im ersten Spaziergang gesehenen Aspekte wie *Holcus lanatus*, *Arrhenatherum elatius*, *Alopecurus pratensis* nicht als Trennarten geeignet sind, sondern stattdessen *Festuca rubra*, *Anthoxanthum odoratum*, *Lolium perenne* und *Agropyron repens* Haupttrennarten sind.



Die Rohtabelle ist bereits einigermaßen vorsortiert, was bedeutet, daß wir ganz gute Bilder von den Wiesen und wie sie zusammengehören, im Kopf hatten. So sind unsere bereits mitgebrachten Erfahrungen Arbeitserleichterungen, weil wir gleich mit einer vorsortierten Tabelle weiterarbeiten können. In den folgenden Schritten werden wir dann herausbekommen, wo wir uns z.B. geirrt haben, wo unsere Erfahrungs- und Wissensgrenzen sind.

- Die weitere Tabellenarbeit

Die Absicht bei der weiteren Tabellenarbeit ist, eine präzisere Gliederung und bessere Übersicht über unsere Aufnahmeflächen in Hinblick auf unsere Fragestellung zu schaffen und Zusammenhänge zwischen unseren Vermutungen und Eindrücken zu erkennen und aufzuzeigen. D.h. die Tabellenarbeit macht für uns nur Sinn, wenn der Bezug zur landschaftsplanerischen Arbeit

besteht, wenn wir die Vegetationskunde als Mittel benutzen, einen Zugang zum Ort zu finden.

In Teiltabellen werden die Arten aus der Rohtabelle weiterbearbeitet, die als Trenn- und Kennarten zur Differenzierung und Gliederung Aussagekraft haben können. Die Arten, die gemeinsam in Aufnahmen vorkommen bzw. in anderen Aufnahmen fehlen, werden in Blöcken zusammengestellt. Unser Blick richtet sich also auf Gemeinsamkeiten und auf Unterschiede zwischen den einzelnen Aufnahmeflächen. Entsprechend dieser herausgearbeiteten vermutlichen Trennarten bzw. trennenden Artenkombinationen werden die Aufnahmeflächen umsortiert. Aufnahmeflächen mit ähnlichem Arteninventar werden zu Spalten zusammengefaßt.

- 1. Teiltabelle

In unserer Rohtabelle können wir erkennen, daß *Festuca rubra* gegenüber *Lolium perenne* trennt. Mit den Arten *Hypochoeris radicata*, *Chrysanthemum leucanthemum*, *Luzula campestris* und *Ajuga reptans* ist eine weitere Differenzierung möglich, nach der wir die Aufnahmen mit *Festuca rubra* zwei Spalten (A und B) zugeordnet haben (vgl. 1. Teiltabelle auf der folgenden Seite). Entsprechend haben wir die anderen Aufnahmen bearbeitet und zur 1. Teiltabelle sortiert. Das Ergebnis ist der 'Kopf' der Tabelle mit Trennarten bzw. trennenden Artenkombinationen und sich ähnelnden, zu Spalten zusammengefaßten Aufnahmeflächen. An diesen 'Kopf' anschließend haben wir weitere Arten aus der Rohtabelle übernommen, von denen wir uns aufgrund unserer Beobachtungen draußen bzw. jetzt durch die systematische Bearbeitung der Tabelle weitere Erkenntnisse und Einsichten erhofften (vgl. Arten von *Arrhenatherum elatius* bis *Holcus lanatus*). Der Gradient von mager zu intensiv bzw. zu Brachestadien, der bereits in der Rohtabelle sichtbar war, ist nun deutlicher erkennbar, da die Tabelle jetzt besser gegliedert und geordnet ist und ähnliche Aufnahmen zusammengestellt sind.

- 2. Teiltabelle

Auf der Grundlage dieser 1. Teiltabelle haben wir eine 2. Teiltabelle erarbeitet. Dabei haben wir überlegt, welche Arten zur Differenzierung geeignet sind, d.h. welche Arten wir aus dem Tabellen-'Kopf' streichen und welche wir von unten hochholen. Damit haben wir die Trennarten weiter differenziert und gleichzeitig die Aufnahmen in den Spalten umgestellt bzw. auch Spalten verändert (vgl. 2. Teiltabelle auf der übernächsten Seite). Die 2. Teiltabelle ist bereits so gut gegliedert, daß wir im nächsten

A. TEILTABELLE

| Ipd. Nr. | B | | | | | | | | | | | | | | | A | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|-----------------------------|----|----|-----|----|----|----|----|----|----|----|-----|-----|----|----|----|-----|-----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | | | | |
| Aufnahme Nr. | 34 | 28 | 16 | 8 | 7 | 15 | 32 | 21 | 5 | 22 | 24 | 20 | 15 | 2 | 5 | 18 | 17 | 1 | 15 | 3 | 4 | 11 | 25 | 10 | 79 | 6 | 26 | 53 | 31 | 50 | 27 | 33 | 14 | 13 | 12 | | | | |
| Deckung % | 15 | 75 | 100 | 58 | 55 | 55 | 80 | 15 | 58 | 55 | 100 | 100 | 55 | 15 | 38 | 100 | 100 | 85 | 15 | 38 | 21 | 23 | 25 | 15 | 19 | 83 | 22 | 23 | 12 | 15 | 18 | 15 | 26 | 18 | 24 | 13 | 33 | 23 | 21 |
| Auszahl | 0 | 22 | 12 | 14 | 21 | 21 | 32 | 21 | 21 | 11 | 22 | + | + | + | 12 | + | + | + | + | + | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | |
| Festuca rubra | 0 | 22 | 12 | 14 | 21 | 21 | 32 | 21 | 21 | 11 | 22 | + | + | + | 12 | + | + | + | + | + | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | |
| Lathyrus pratensis | 15 | + | + | + | 12 | + | + | + | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Hyppochaeris radicata | 1 | + | + | + | 11 | 11 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Soxifraga granulata | 3 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Cynanthemum leucanth. | 2 | 21 | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Leontodon autumnalis | 16 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Luzula campestris | 8 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Taraxacum officinale | 4 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Lychnis - flos cuculi | 9 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Agrostis reptans | 17 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Centaurea jacea | 5 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Anthoxanthum odoratum | 0 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Trifolium pratense | 11 | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Ranunculus acris | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Veronica chamaedrys | 13 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Plantago lance. sp. sphono? | 1 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Cardamine pratensis | 10 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Lolium perenne | 17 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Cynosurus cristatus | 16 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Stellaria media | 24 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Agropyron repens | 25 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Urtica dioica | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Cirsium arvense | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Cirsium vulgare | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Poa annua | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Strophium verna | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Nyctagalis arvensis | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Matricaria Chamomilla | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Convolvulus arvensis | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Veronica serpyllifolia | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Viola arvensis | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Artemisia elatius | 21 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Trifolium repens | | 33 | 21 | 21 | 21 | 21 | + | + | + | + | 34 | + | + | + | 21 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Plantago lanceolata | | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Bellis perennis | | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Trisetum flavescens | | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Agrostis tenuis | | 11 | 21 | 21 | 21 | 21 | 21 | 21 | 21 | + | 21 | 31 | 31 | 22 | 21 | + | + | + | 12 | 22 | 12 | 12 | 11 | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | | | |
| Festuca pratensis | 19 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Phleum pratensis | 22 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Bromus mollis | 23 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Ranunculus repens | 20 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Henacleum sphondylium | 24 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Rumex obtusifolius | | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Galium aparine | 12 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Veronica arvensis | | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Alopecurus pratensis | 22 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Dactylis glomerata | 21 | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | + | | | | | | |
| Holcus lanatus | + | 22 | 12 | + | + | + | 11 | + | + | + | + | + | + | 12 | 33 | 22 | 21 | 33 | 12 | 12 | + | + | + | 12 | 12 | + | + | + | + | + | + | | | | | | | | |
| Poa p. | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Tarax. off. | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Achillea M. repellens | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Rumex acetosa | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Poa tr. al. | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| Cerastium fontanum | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |

Arbeitsschritt die Endtabelle erarbeiten konnten. Dazu haben wir den 'Kopf' geschrieben und die restlichen vorkommenden Arten nach ihrer Stetigkeit und nach ihrer Zugehörigkeit zu den Kennarten des Wirtschaftsgrünlands, zu den einjährigen Arten und zu Begleitern sortiert.



Was lernen wir bei der Tabellenarbeit? Die Tabellenarbeit beruht zum einen auf unsere Erinnerungen an die gesehenen Phänomene und auf unseren Vermutungen zu den Aufnahmeflächen in Hinblick auf unsere Fragestellung: d.h. wir betrachten die Phänomene im Zusammenhang und Kontext zu ihren naturbürtigen und nutzungsbedingten Standortbedingungen. Während der Tabellenarbeit können wir die vorgeleistete Arbeit in der Vegetationskunde nutzen: Wir können unsere Erfahrungen und Vermutungen mit den Ergebnissen und Erfahrungen vergleichen, die in anderen vegetationskundlichen Arbeiten, in der pflanzensoziologischen Systematik, in Gesellschaftsbeschreibungen usw. zum Ausdruck kommen, und so zu weitergehenden Erkenntnissen gelangen. Durch die systematische Tabellenarbeit, das Ordnen und Gliedern, werden Zusammenhänge verdeutlicht und beschreibbar. Unsere Wahrnehmung, unsere Vermutungen werden bestätigt und unsere Irrtümer offensichtlich. Gleichzeitig können Zusammenhänge, die wir bisher nicht wahrgenommen, nicht erkannt haben, während der Tabellenarbeit und der damit verbundenen Reflexion für uns sichtbar, uns bewußt werden.

Cardamine pratensis war z.B. zum Zeitpunkt der Vegetationsaufnahmen verblüht und daher unscheinbar. Deshalb haben wir ihm anfangs überhaupt keine Bedeutung für die Differenzierung der Tabelle gegeben. Erst bei der Tabellenarbeit wurde uns bewußt, daß *Cardamine pratensis* die mageren, frischfeuchten Standorte kennzeichnet. Hätten wir uns die Flächen 4 bis 8 Wochen früher angesehen, zum Zeitpunkt der Blüte von *Cardamine pratensis*, hätten wir diesen Zusammenhang wahrscheinlich vermutet bzw. erkannt.

D.h. wir gucken meist auf das Auffällige, z.B. auf Aspekte, und die unauffälligen, aber möglicherweise bedeutenden Phänomene übersehen wir häufig. Die Tabellenarbeit hilft uns, daß wir uns die Bedeutung von unauffälligeren Phänomenen bewußt machen, und dann auch mit diesem Wissen von Zusammenhängen arbeiten können und lernen, genauer hinzusehen und genauer wahrzunehmen.

Bei den Überlegungen während der Tabellenarbeit wird außerdem die Kenntnis der Arten vertieft. Draußen bei den Vegetationsaufnahmen müssen wir die verschiedenen Arten erkennen und benennen und können über Vergleiche und entsprechend unserer Erfahrung Vermutungen bezogen auf diese Arten zu

Standort, Nutzung etc. anstellen. Während der Tabellenarbeit ermöglicht uns die systematische Bearbeitung, der weitergehende Vergleich, daß wir die Arten und Artenkombinationen in Zusammenhang stellen und so unsere Artenkenntnis präzisieren, vertiefen und uns bewußter machen.

Die Beschreibung der Endtabelle

Die Intensität, mit der das Grünland in Elgershausen bewirtschaftet wird, und die Nachhaltigkeit dieser Bewirtschaftung, d.h. der Erhalt bzw. die Herstellung einer stabilen, ausdauernden Grünlandnarbe, sind sehr unterschiedlich. In unserer Tabelle nimmt von links nach rechts die Nährstoffversorgung, die Intensität der Bewirtschaftung zu und die Stabilität der Grünlandnarben ab (vgl. Endtabelle auf der folgenden Seite). Ganz rechts in Spalte E sind die Grünlandbrachen und Selbstberasungen zusammengefaßt, die sich bereits in einer dynamischen Phase der Sukzession hin zu Hochstaudenfluren befinden.

Von besonderer Bedeutung für die Unterscheidung und Trennung der unterschiedlichen Grünlandtypen in unserem Gebiet sind die 4 Gräserarten *Festuca rubra*, *Anthoxanthum odoratum*, *Lolium perenne* und *Agropyron repens*, also Gräserarten, die bei den Aspekten und -bis auf *Agropyron repens*- auch bei unserem Spaziergang bei unseren Vermutungen zumindest bewußt eine geringe oder keine Rolle spielten.

- Festuca rubra - Gesellschaft

Festuca rubra kennzeichnet in den Spalten A und B das Grünland auf den ausgehagerten Standorten in unserem Gebiet. Ein hoher Anteil an Kräutern, der die höchsten Artenzahlen der Tabelle in diesen Spalten bedingt, zeigt sich in auffälligen, bunten Blühaspekten. Die Vegetationsbestände sind zweischichtig aufgebaut und relativ homogen. Wir können anhand der Krautschicht zwei Varianten unterscheiden (vgl. Tabelle Spalte A und B):

In Spalte A sind Bestände auf trockenen Standorten, vornehmlich an Südhängen zusammengefaßt, die z.B. durch *Hypochoeris radicata*, *Chrysanthemum leucanthemum*, *Saxifraga granulata*, *Trifolium campestre* und *Leontodon autumnalis* gekennzeichnet sind. Diese Vegetationsbestände weisen einen feinen, filiigranen Gräseraspekt mit *Festuca rubra*, *Anthoxanthum odoratum*, *Cynosurus cristatus* und *Trisetum flavescens* auf, mit vielen bunten Blütentupfen dazwischen: weiße *Chrysanthemum leucanthemum*, *Saxifraga granulata*, *Bellis perennis* und *Trifolium repens*, gelbe *Hypochoeris radicata*, *Trifolium*

campestre und *Leontodon autumnalis* und rote Flecken mit *Trifolium pratense*. Wegen des relativ geringen Nährstoffangebots und der Trockenheit dieser Standorte bleibt der Aufwuchs vergleichsweise niedrig: die obere Schicht liegt bei 40 bis 50 (-80) cm.

Spalte B gibt die hageren Bestände auf den frisch-feuchten Standorten und an Ostböschungen wieder mit den steten Arten *Ajuga reptans*, *Cardamine pratensis* und *Ranunculus acris*. Sie unterscheiden sich im Aussehen von denen der Spalte A durch einen etwas höheren Aufwuchs, bedingt durch die bessere Wasserversorgung: die obere Schicht liegt bei 60 bis 70 (-80/100) cm. Größere Gräser, insbesondere das rötlich scheinende *Holcus lanatus*, bestimmen den Gräseraspekt, der wiederum mit bunten Blütentupfen durchsetzt ist: blaue *Ajuga reptans*, violette *Lychnis flos-cuculi* und leuchtendgelbe *Ranunculus acris*. Im Frühjahr sind diese Flächen an den auffälligen weiß-rosa Blüten des *Cardamine pratensis* zu erkennen.

Bei den Aufnahmen der Spalten A und B handelt es sich teils um kleinflächiges Vorkommen an Böschungen, also stark reliefbedingtes Vorkommen (z.B. lfd. Nr. 1 und 6). Einige solcher Böschungen zeigen Brachetendenzen (vgl. lfd. Nr. 1 mit *Agropyron repens*). Allerdings schreitet die Verbrachung hier langsamer voran als auf aufgedüngten Standorten. Großflächig finden wir die Bestände dieser Spalten auf den Flächen des WWA, wo nicht gedüngt werden darf und daher der Nährstoffentzug durch Mahd zu einer weitergehenden Abmagerung führt. Unsere Vermutung vom ersten Spaziergang, daß die Grünlandflächen des WWA hager sind, hat sich also bestätigt. Ebenso flächig tritt diese Gesellschaft auf einer Wiese auf, die im Wald liegt, schlechter zugänglich ist und deshalb vermutlich sehr wenig gedüngt wird (vgl. lfd. Nr. 9 bis 12).

- *Anthoxanthum odoratum* - *Lolium perenne* - Gesellschaft

In der Spalte C treten *Anthoxanthum odoratum* und *Lolium perenne* gemeinsam auf, *Festuca rubra* fällt aus. Neben den Wiesenarten *Trifolium pratensis*, *Lathyrus pratensis* und *Cynosurus cristatus*, die auch auf den nährstoffarmen Standorten der Spalten A und B gedeihen, treten *Ranunculus repens*, *Heracleum sphondylium* und *Bromus mollis* mit hoher Stetigkeit auf. Sie weisen auf eine bessere Nährstoffversorgung bzw. auf lückige Narben hin. Die Vegetationsbestände sind zweischichtig aufgebaut, wobei Klee (*Trifolium repens* und *Trifolium pratense*) sowie *Ranunculus repens* den Blühaspekt bei den Kräutern bestimmen. Dieses Grünland wird auf mittlerer Intensität bewirtschaftet, allerdings überwiegend nicht nachhaltig. Die meisten Flächen

zeigen ein inhomogenes Aussehen (z.B. lfd. Nr. 15 und 16). Dies führen wir auf die Intensivierung alter Grünlandnarben und auf fehlende Pflege zurück sowie darauf, daß es sich teils um Ansaaten handelt, erkennbar an *Phleum pratensis* in der lfd. Nr. 19 bis 21. Bei diesen älteren Ansaaten vermuten wir, daß diese Flächen früher intensiver bewirtschaftet wurden und darauf das Vorkommen von *Agropyron repens* und das Fehlen von *Trisetum flavescens* und *Agrostis tenuis* zurückzuführen ist, d.h. daß die Bewirtschaftung hier derzeit extensiviert wird.

Während unseres ersten Spaziergangs hatten wir auf den Wiesen im Firnsbachtal unterschiedliche Aspekte beobachtet (mit *Alopecurus pratensis*, *Arrhenatherum elatius* bzw. *Holcus lanatus*), und uns fiel auf, daß der vordere Teil mastiger und höher wuchs als der hintere Teil. Wir vermuteten, daß der vordere Teil düngintensiv ist, der hintere dagegen nach zeitweise intensiver Düngung derzeit extensiviert wird. Bei der Tabellenarbeit hat sich nun gezeigt, daß sich die Bestände trotz des unterschiedlichen Aussehens sehr ähneln (vgl. Standort 1; lfd. Nr. 17 bis 21). Die von uns vermuteten Unterschiede in der Düngintensität haben sich bestätigt, auch wenn sie nicht so kraß sind, wie wir dachten: sie sind ablesbar an den trennenden Arten *Trisetum flavescens* und *Agrostis tenuis* (lfd. Nr. 17 und 18) gegenüber *Phleum pratensis* und *Agropyron repens* (lfd. Nr. 19 bis 21). Die unterschiedliche Bewirtschaftungsintensität ist also heute noch erkennbar.

- Lolium perenne - Agropyron repens - Gesellschaft

In Spalte D kommen *Lolium perenne* und *Agropyron repens* stet vor. Gleichzeitig fallen *Anthoxanthum odoratum* und die meisten Wiesenkräuter aus. Das Grünland in dieser Spalte ist stark aufgedüngt, hoch aufgewachsen und besteht fast ausschließlich aus Gräsern, die teils in wechselnden Dominanzen auftreten und so sehr inhomogene, einschichtige Bestände bilden. Die fehlende Unterschicht bewirkt, daß die Grünlandnarbe lückig und damit instabil ist. Erkennbar ist dies am steten Vorkommen von *Stellaria media* und *Agropyron repens*.

Bei diesen Grünlandflächen handelt es sich um intensive alte Grünlandnarben (lfd. Nr. 22 bis 25) und um ältere Ansaaten, die intensiv bewirtschaftet werden (lfd. Nr. 26 und 27). Die lfd. Nr. 27 weist zudem eine Brachetendenz auf.

Auf unserem ersten Spaziergang hatten wir oberhalb der Autobahn die Wiese am Wald (Wiese des WWA, Standort 9) mit der westlich daneben gelegenen Wiese an der Eiche (Standort 10) verglichen. Wir hatten beide Wiesen als

ähnlich hager eingeschätzt, trotz ihres unterschiedlichen Aussehens. Während wir die Wiese des WWA richtig beurteilt haben (lfd. Nr. 3 und 5 in Spalte A), haben wir uns bei der anderen daneben liegenden Wiese völlig geirrt (lfd. Nr 22 und 25). Diesen Irrtum haben wir bereits während der Vegetationsaufnahmen bemerkt, als wir genau hinsehen mußten und uns nicht irgendetwas ausdenken konnten, was uns gerade schlüssig erschien. Jetzt in der Tabelle wird unser Irrtum ganz offensichtlich.

- Brachen

Gemeinsam ist den Brachen in Spalte E, daß *Agropyron repens* stet und in hohen Anteilen auftritt, die Grünlandarten spärlich werden und gleichzeitig einjährige Arten und begleitende Arten zunehmen. Die lfd. Nr. 28 bis 30 werden durch *Urtica dioica* gekennzeichnet. Diese Brachen sind jung, sie sind aus stark aufgedüngten Grünlandbeständen ähnlich der Spalte D durch Auflassung der Nutzung, in erster Linie aber durch falsche Pflege, Unterweidung usw. entstanden. Sie weisen eine mastige, hohe, gräserreiche Vegetation auf und sehen sehr inhomogen aus. *Convolvulus arvensis* kennzeichnet in Elgershausen die Brachen auf weniger nährstoffreichen Standorten. Bei den lfd. Nr. 31 und 32 handelt es sich um ältere Grünlandbrachen, bei den lfd. 33 bis 35 um Selbstberasungen nach einem Umbruch.

Die Tabelle zeigt, daß es unterschiedliche Intensitäten der Grünlandbewirtschaftung in Elgershausen gibt. Gleichzeitig wird aber deutlich, daß das Grünland, zumindest bei den Flächen, die wir uns angesehen haben, kaum nachhaltig bewirtschaftet wird: nahezu auf allen Flächen sind Intensivierungs-, Extensivierungs- oder Brachetendenzen erkennbar.



Bei der Tabellenarbeit prüfen wir unsere Vermutungen und Einschätzungen und damit auch uns selbst: wir stellen uns und unsere Vorurteile in Frage, kommen unseren Irrtümern auf die Spur. Das Gesehene und Vermutete, das sich während der Tabellenarbeit bestätigt, die Irrtümer und die neuen Erkenntnisse, die wir erst über die genaue Tabellenarbeit über neue oder andere Zusammenhänge gewinnen, machen uns erfahrener. Wenn wir diese Erfahrung reflektieren und uns bewußt machen, können wir bei unserer weiteren Arbeit auf diese bewußtgemachte Erfahrung zurückgreifen. Das bedeutet, unseren Abschlußspaziergang oder unsere nächste vegetationskundliche Arbeit werden wir erfahrener beginnen, uns wird eine präzisere Wahrnehmung möglich sein.

Der Kartierschlüssel

Vor dem Abschlußspaziergang haben wir uns einen Kartierschlüssel für das Grünland in Elgershausen überlegt, auf Grundlage der Tabelle. Mit Hilfe des Kartierschlüssels wollen wir die Erkenntnisse aus der Tabellenarbeit bei der Feldarbeit handhabbarer machen. Dadurch wird es möglich, die Tabellenarbeit zu prüfen und andere Grünlandflächen, die wir bisher nicht bearbeitet haben, der Tabelle zuzuordnen. Diese Methode wäre für die Bearbeitung eines großflächigeren Gebietes interessant.

So sieht unser Kartierschlüssel aus (vgl. nächste Seite): Entsprechend der Tabelle benutzen wir die Gräser *Festuca rubra*, *Anthoxanthum odoratum*, *Lolium perenne* und *Agropyron repens*, die das Grünland in Elgershausen differenzieren, sowie die Kräuterartenkombinationen, die die Spalten charakterisieren.

Der Abschlußspaziergang

Mit dem Kartierschlüssel haben wir unseren Abschlußspaziergang gemacht, und ihn dabei auf Flächen überprüft, wo wir bereits Vegetationsaufnahmen gemacht haben. Dabei zeigte sich, daß er ganz gut paßte. Die Flächen, auf denen wir keine Aufnahmen gemacht haben, haben wir nach dem Kartierschlüssel der Tabelle zugeordnet.

Die Übersichtskarte zeigt das Ergebnis unseres Abschlußspazierganges (vgl. Abbildung Abschlußspaziergang auf der übernächsten Seite):

| | |
|--|----------------------|
|  | magere Standorte, |
|  | mittlere Intensität, |
|  | intensive Standorte, |
|  | Brachen. |

Auf unserem ersten Spaziergang vermuteten wir, daß die Wiesen im Firnsbachtal intensiver bewirtschaftet wurden, jetzt tendenziell extensiviert werden und gut gepflegt sind. Für den Bereich oberhalb der Autobahn vermuteten wir, daß das Grünland dort zum Teil relativ mager ist und extensiviert wird und daß viele Flächen, darunter auch stärker aufgedüngte, durch Auflassung der Nutzung oder durch fehlende Weidepflege verbrachen. Bei unserem Abschlußspaziergang hat sich nun gezeigt, daß diese grobe Einteilung

- Firnsbachtal intensiver genutzt mit Extensivierungstendenz und

KARTIERSCHLÜSSEL

| Spalte | A | B | C | D | E |
|------------------------------|-----------------|-----------------------|-------------------------------|---------------------------|-------------------------|
| laufende Nummer | 1 2 3 4 5 | 6 7 8 9 10 11 12 | 13 14 15 16 17 18 19 20 21 | 22 23 24 25 26 27 | 28 29 30 31 32 33 34 35 |
| Aufnahme Nr. | 28 34 8 16 7 | 15 9 32 21 22 20 19 | 18 17 23 24 2 5 3 4 1 | 11 25 26 10 6 75 | 31 30 77 35 33 14 13 12 |
| Deckung in % | 75 85 58 100 95 | 95 98 80 85 95 100 95 | 100 100 70 100 85 98 20 55 85 | 30 85 55 30 85 75 | 85 85 75 75 75 70 70 70 |
| Artenzahl | 31 33 28 28 25 | 38 29 29 30 27 21 20 | 21 23 24 25 28 23 20 15 25 | 25 21 18 28 19 27 | 25 17 23 14 12 23 23 21 |
| <i>Festuca rubra</i> | 12 22 21 11 21 | 21 21 32 21 11 22 + | | | 12 23 + |
| <i>Knautia arvensis</i> | + +2 | | | | |
| <i>Potentilla sterilis</i> | +2 + | | | | |
| <i>Bromus erectus</i> | 11 | | | | |
| <i>Hypochaeris radicata</i> | r r 11 + 11 | 11 + | | | |
| <i>Oxyanthenum leucanth.</i> | 12 21 +2 | + +2 | | | |
| <i>Saxifraga granulata</i> | r + r + | 11 + | | | |
| <i>Trifolium campestre</i> | + + +2 + | 12 | | | |
| <i>Centaurea jacea</i> | +2 12 | +2 | | | |
| <i>Leontodon autumnalis</i> | 21 + 11 | 11 + | | | |
| <i>Ajuga reptans</i> | r | + + 11 +2 12 +2 | | | |
| <i>Cardamine pratensis</i> | | + 11 + + + + + | | | |
| <i>Ranunculus acris</i> | + + | + + + 11 11 + + | + + r | | |
| <i>Luzula campestris</i> | + + | 11 + +2 + | | | |
| <i>Lydchnis -flos-oculi</i> | | + +2 + | | | |
| <i>Galium uliginosum</i> | | + + | | | |
| <i>Carex disticha</i> | | 21 | | | |
| <i>Anthoxanthum odoratum</i> | + + 21 11 21 | 11 21 + + 12 11 | 11 +2 +2 11 + 11 11 + | | |
| <i>Trifolium pratense</i> | 12 12 12 +2 | 23 | 12 +2 | +2 12 + 12 | |
| <i>Lathyrus pratensis</i> | + + 12 | +2 13 12 +2 | | +2 22 | |
| <i>Cynosurus cristatus</i> | + + + +2 | +2 | +2 | + +2 +2 | |
| <i>Lolium perenne</i> | + + 11 | + + | + 11 | 21 12 +2 + 21 11 21 11 31 | |
| <i>Ranunculus repens</i> | | r | 21 + + | + 22 + 12 + + | |
| <i>Heracleum sphondylium</i> | + + | | + + | r +2 12 12 +2 + | |
| <i>Bromus mollis</i> | | + + | 11 11 + | + + + | |
| <i>Stellaria media</i> | | | | + + + 11 + | |
| <i>Agropyron repens</i> | 11 | | | 12 21 | |
| <i>Urtica dioica</i> | | | | | |
| <i>Convolvulus arvensis</i> | + + | | | | |
| <i>Viola arvensis</i> | | | | | |
| <i>Agrostis stolonifera</i> | | | | | |

magere Standorte



mittlere Intensität



intensive Standorte



Brachen



Abschluss · Spaziergang

LEGENDE



Festuca rubra - Gesellschaft (Spalte A + B)



Anthoxanthum odoratum - Lolium perenne - Gesellschaft (Spalte C)



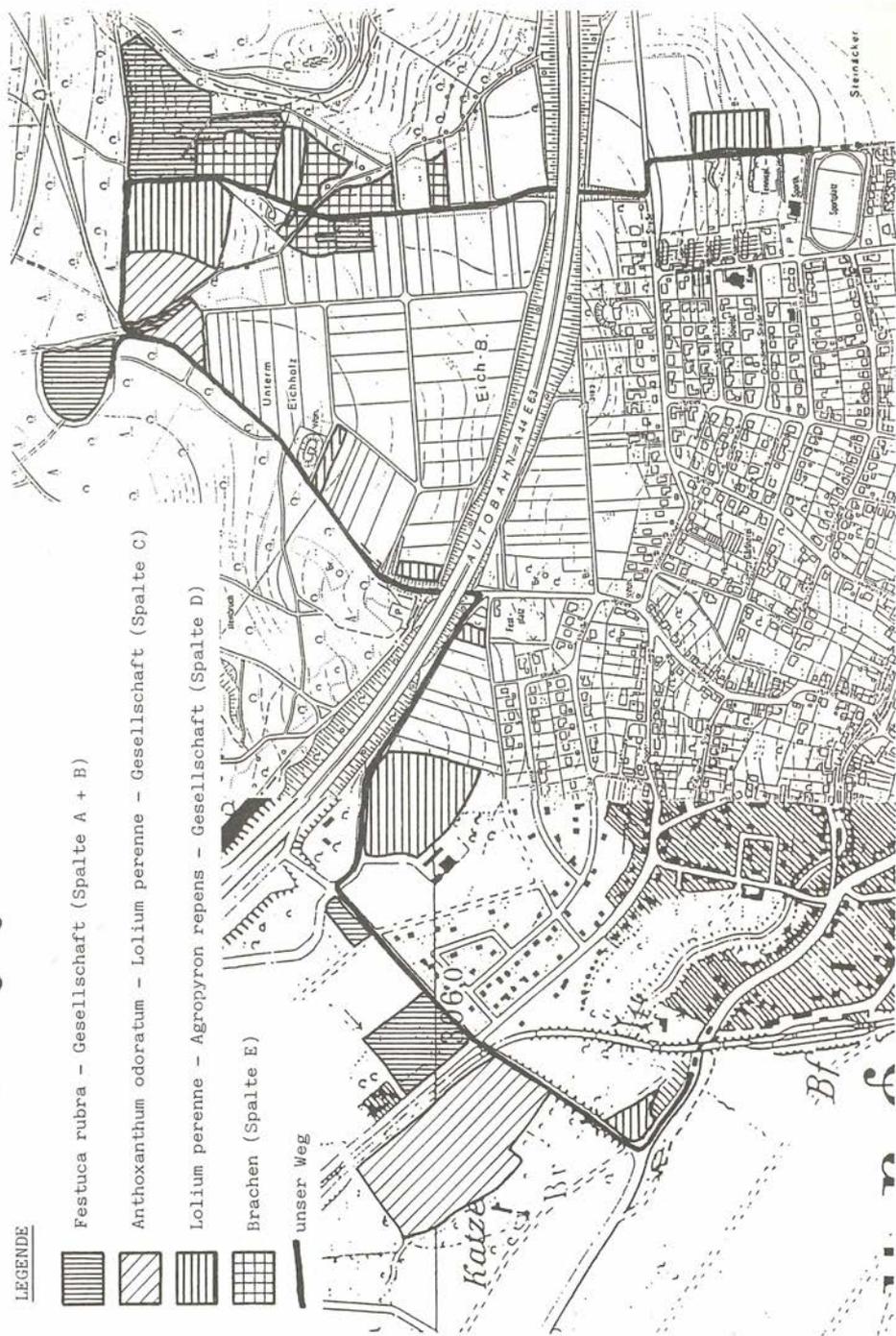
Lolium perenne - Agropyron repens - Gesellschaft (Spalte D)



Brachen (Spalte E)



unser Weg



- oberhalb der Autobahn extensiver genutzt mit Verbrachungstendenz, so nicht zutrifft. Im Firnsbachtal liegen magere Wiesen, Wiesen mittlerer und höherer Bewirtschaftungsintensität. Die intensiven Wiesen finden sich ebenfalls oberhalb der Autobahn. Bestätigt hat sich unsere Einschätzung, daß sich oberhalb der Autobahn deutliche Verbrachungstendenzen zeigen. Die Differenzierung des Grünlands hinsichtlich Intensität und Nachhaltigkeit der Bewirtschaftung läßt sich in erster Linie nicht an ihrer Lage in 'Gebieten' festmachen, sondern ist unserer Ansicht nach in den jeweiligen einzelbetrieblichen Entscheidungen sowie in den handwerklichen Kenntnissen und Fähigkeiten der Bäuerinnen und Bauern begründet.

Nun möchte ich zwei Beispiele unseres Abschlußspazierganges vorstellen:

- Wiese hinter dem Bahndamm (Standort 2)

Bei dieser Wiese vermuteten wir auf dem ersten Spaziergang, daß sie relativ intensiv bewirtschaftet wird, also in unserer Tabelle der Spalte C mit Tendenz zur Spalte D zuzurechnen wäre. Diese Vermutung war falsch. Auf dieser Wiese wächst *Festuca rubra*. Je nach Feuchte, die auf dieser Wiese wechselt, können wir die Wiese entsprechend der Krautschicht der Spalte A oder B zuordnen. Gut sichtbar ist hier der zweischichtige Aufbau und der hohe Krautanteil. Es handelt sich bei dieser Fläche um eine nachhaltig bewirtschaftete Wiese mit geringer Düngintensität.

- Wiese an der Autobahn (Standort 5)

Bei dieser Wiese vermuteten wir, daß sie intensiv bewirtschaftet wird, also zur Spalte D gehört. Hier hat sich unsere Vermutung bestätigt. Die Wiese ist stark aufgedüngt, gestört, besteht fast nur aus hochaufgewachsenen Gräsern und ist einschichtig.

Erst an dieser Stelle wurde uns bewußt, daß das Grünland der Spalten A, B und C zweischichtig, das der Spalte D einschichtig ist. Zwar kannten wir die Bedeutung der Schichten für die Einschätzung des Grünlandes, mit diesem Wissen konnten wir jedoch nicht arbeiten, da es uns nicht bewußt war, wir das Gelernte nicht tatsächlich reflektiert hatten. Unsere Erfahrung bei unserem Abschlußspaziergang war, daß wir anders hingesehen haben, Unterschiede des Grünlandes klarer wahrnehmen, Trennarten sehen konnten.

In Hinblick auf den Kartierschlüssel stellten wir fest, daß die Arbeit

damit nur solange funktioniert, wie nichts neues hinzukommt. Wenn neue, in der Tabelle nicht enthaltene Grünlandbestände angetroffen werden, müssen ergänzende Vegetationsaufnahmen gemacht und die Tabelle ergänzt bzw. differenziert werden.

Zusammenfassung



Wie haben wir an unserem Beispiel gelernt? Die Art, so zu lernen, beruht auf vergleichen und reflektieren und unterscheidet sich so vom Auswendiglernen. Wir lernen an Beispielen - jede Vegetationsaufnahme ist z.B. solch ein Beispiel. Dabei geht es uns darum, diese Beispiele qualitativ zu vergleichen, da immer die Zusammenhänge und Kontexte mitgedacht werden und diese auch erhalten bleiben. Hierin sehen wir einen Unterschied zu den quantitativen Methoden, wo die Zusammenhänge durch Abstraktion zerstört werden, und wir daher an ihnen auch nicht lernen können. Die Grundlage für unser Lernen, die Ebene, von der aus wir weiterlernen, ist immer unsere eigene Lebenserfahrung.

Wie haben wir an unserem Beispiel Erfahrungen gemacht? Zu Beginn gehen wir raus und sammeln Eindrücke, die über die Vegetationsaufnahmen genauer werden, d.h. in dieser Phase machen wir etwas, um Erfahrungen zu sammeln. Über die Systematik der Tabellenarbeit, d.h. Typisierung, Strukturierung, Ordnung, reflektieren und überprüfen wir unsere Eindrücke, Vermutungen und können so zu neuen Einsichten, Erkenntnissen kommen, d.h. in dieser Phase machen wir uns die Erfahrungen bewußt. Wir eignen uns Wissen an, indem wir unsere Eindrücke strukturieren. Die Anwendung dieser bewußt gemachten Erfahrungen bei unserem Abschlußspaziergang hat uns gezeigt, daß wir das, was wir uns über die Tabelle erarbeitet haben, jetzt draußen auch wahrnehmen. D.h. wir wenden die bewußt gemachten Erfahrungen an und können damit umgehen.

Zum Schluß möchte ich etwas zum Ergebnis unserer vegetationskundlichen Arbeit, unserem Lernen und seiner Bedeutung für eine landschaftsplanerische Betrachtung von Elgershausen sagen, und dazu erstmal ein Beispiel erzählen: Bei unserem ersten Spaziergang waren auf der Wiese am Bach (Standort 18) noch keine Kühe. Wir vermuteten, daß diese Wiese brachgefallen war und nicht genutzt wurde, da sie inhomogen war und Gräserdominanzen und Brennesselbestände zeigte. Wir spekulierten, ob möglicherweise Auflagen des WWA zur Auflassung der Nutzung geführt hatten. Da der Zaun neu repariert war,

vermuteten wir, daß möglicherweise ein BesitzerInnen- oder PächterInnenwechsel stattgefunden hat und die Wiese nun erneut genutzt werden sollte, daß 'Hobby'bäuerinnen und -bauern diese Fläche ähnlich der Nachbarfläche nutzen würden. Dort weideten schottische Hochlandrinder, die für eine landwirtschaftliche Nutzung untypisch sind. Während unserer Vegetationsaufnahmen wurden Ammenkühe mit ihren Kälbern in die hoch aufgewachsene Wiese gelassen. Die Folge eines solchen Weidezeitpunktes ist, daß das Grünland zerstört wird und die vorher beschriebenen Brachephänomene auftreten. Die Bäuerin, der die Ammenkühe gehören, erzählte Ute, daß sie nur ausnahmsweise dieses Jahr die Kühe in das hohe Gras lassen. Aufgrund unserer vegetationskundlichen Kenntnisse und Erfahrungen wissen wir, daß das nicht stimmen kann, und vermuten, daß der jetzige Brachezustand durch diese chaotische Wirtschaftsweise produziert wurde.

Mit Hilfe unserer vegetationskundlichen Arbeit ist aus unseren Vermutungen durch Bestätigung oder Korrektur ein vermutendes Wissen entstanden. Wir kennen jetzt die Vegetationsausstattung, können jetzt präziser und differenzierter die Unterschiede in der Bewirtschaftung der Wiesen benennen. Mit diesem Wissen werden Gespräche mit den Bäuerinnen und Bauern oder mit der Gemeinde möglich, da wir uns eine, wenn auch begrenzte Kompetenz erarbeitet haben und Fragen formulieren können, oder wenn uns Leute etwas erzählen, gezielt nachfragen können und das, was uns erzählt wird, auch einschätzen können.

Unsere Vermutungen zu den historischen und ökonomischen Kontexten zur Bewirtschaftung, zu den Entscheidungen im Ort sind durch unsere Arbeit kaum präziser geworden. Der Grund hierfür liegt zum einen darin, daß wir uns nur ein kleines Stück von Elgershausen angesehen haben, ein Stück, was für uns in der Vorbereitungszeit für diese mündliche Prüfung leistbar erschien. Für eine weiterreichende Einschätzung müßten wir 'weilerspazieren', uns die anderen Grünlandstandorte und das Ackerland in Elgershausen ansehen. Zum anderen hat die Vegetationskunde als Mittel, uns einem Ort zu nähern, Grenzen. Wir können verstehen, wie gewirtschaftet wird. Die Ursachen und Gründe für eine bestimmte Weise zu wirtschaften, können wir daraus nur begrenzt ableiten. Zum Beispiel hat unsere Milchbäuerin den Bauern, dem die Ammenkühe gehören, den "wilden Bauern in Elgershausen" genannt, der nicht wirtschaften kann. Solche Zusammenhänge können wir nur in Gesprächen herausfinden. Es sind also zur Bearbeitung weitere Disziplinen notwendig. Die vegetationskundlichen Kenntnisse über den Ort und die Tabelle als

nachvollziehbarer Beleg sind eine Grundlage dieser Weiterarbeit, auf die wir immer wieder zurückgreifen können, z.B. als Beispiele und Beweisführung einer landschaftsplanerischen Argumentation, zur Erweiterung unserer landschaftsplanerischen Thesen für den Ort. Wann die Vegetationskunde für uns ihre Grenzen erreicht, hängt sehr von unserer Erfahrung ab. Je erfahrener wir sind, umso genauer können wir hinsehen, wahrnehmen und umso mehr Zusammenhänge mit den alltäglichen Lebensbedingungen eines Ortes können wir herauslesen.

THESEN ZUR DISKUSSION

Mit der folgenden thesenartigen Zusammenfassung wollen wir abschließend zur Diskussion überleiten:

Wie aus den Stellenanzeigen hervorging, wird von uns, wie Marianne GRONEMEYER sie nennt, "Scheinerfahrung" erwartet, bei der "noch die widersprüchlichsten Inhalte additiv, scheinharmonisch ohne Thematisierung ihrer Widersprüchlichkeit unter ein und derselben Hirnschale versammelt werden. Beziehungslos, sozusagen im Rohzustand, werden sie aneinander gereiht." (GRONEMEYER, M., 1988: 275)

Dieses abstrahierte, standardisierte Scheinwissen ist ein patriarchales Lernziel, das die Ausbildung von Fähigkeiten, von Eigenem bewußt verhindert, damit wir als Planerinnen ent-eignet diese Herrschaftstrukturen reproduzieren.

Landschaftsplanung verstanden als Sicherung von Handlungsspielräumen für autonome Entscheidungen über den Gebrauch naturbürtiger Hilfsquellen, für Autonomie und Eigen-Macht der Leute bedeutet: uns nicht von den eigenen Lebenserfahrungen zu distanzieren, sondern sie mit reflektierter Distanz zu uns selbst als Handwerkszeug zu gebrauchen.

Dazu brauchen wir Wahrnehmungsmethoden wie z.B. die Vegetationskunde, d.h. Indizien / Spuren, die auf die "lebendige Geschichte des Alltags als Geschichte lebendiger Menschen" (SCHNEIDER, G., 1989) aufmerksam machen und versuchen, sie in ihrem Eigen-Sinn / ihrer Eigen-Art zu verstehen.

Eine solche Methode ermöglicht uns, Kundigkeit auf der Grundlage von Erfahrungen und Eigen-Kompetenz zu erarbeiten, worüber wir einen Zugang zu den Leuten / den Orten erhalten. Diese Fähigkeiten für planerische Arbeiten können wir uns Schritt für Schritt aneignen, uns zu eigen machen, wie wir es am Beispiel vegetationskundlicher Arbeit in Elgershausen selbst

versucht haben. Die Erfahrungen anwendbar zu machen, heißt dabei, zunächst selbst zu machen / Erfahrungen zu sammeln durch Üben, Wiederholen, Erinnern und Vergleichen, sich anschließend die eigene Wahrnehmung und deren Veränderungen in reflektierter Distanz zu sich selbst bewußt zu machen.

Diese Art zu lernen ist Arbeit und zum Teil sehr mühsam, aber sie ist eine Möglichkeit, um eigene Wege zu gehen. Erleichternd und ermutigend ist es, wenn wir Lehrmeisterinnen haben, die uns in liebevoller Aufmerksamkeit und Wahrnehmung ihre Erfahrungen vermitteln.

LITERATUR

- APPEL, Andrea (1991): Reisen ohne das Weite zu suchen. Diplomarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- AUTORINNENKOLLEKTIV (1990): Ein Stück Landschaft. Sehen und verstehen. Nunkirchen im Saarland. Studienarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- BRAUN-BLANQUET, J. (1964): Pflanzensoziologie. 3. Auflage. Wien/New York
- BUSCH, Dietrich, et.al. (1991): Landschaftsplan Flensburg. Zwischenbericht. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- GINZBURG, Carlo (1983): Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. Berlin.
- GROENEVELD, Sigmur (1987): Brotkünste. Kassel.
- GRONEMEYER, Marianne (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek bei Hamburg.
- HELMRICH, Bettina; RÜHLING, Sonja (1990): Das Konstrukt der Gemeinschaft. Feministische Betrachtung eines Kasseler Wohnprojektes. Diplomarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- HÜLBUSCH, Karl Heinrich (1986a): La Fontenelle. Eine pflanzensoziologische Spurensicherung zur Geschichte eines Stücks Landschaft. in: Landschaft und Stadt. Heft 2/1986. 60 - 72.
- ders. (1986b): Notizbuch der Kasseler Schule - Programmatische Anmerkungen. in: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 2/1986. 158 - 163.
- KELLER, Evelyn Fox (1986): Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft. München. Wien.
- LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO (1988): Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin.
- RICH, Adrienne (1983): "Denken wie Männer: Die Funktion der Alibifrau - Mut zum Ketzertum: Die Vision der Außenseiterin". in: SCHULZ, Dagmar (Hg.): Macht und Sinnlichkeit. Berlin. 128 - 136.
- SCHEMEL, Hans-Joachim (1985): Die Umweltverträglichkeitsprüfung von Großprojekten. Grundlagen und Methoden sowie deren Anwendung am Beispiel der Fernstraßenplanung. Beiträge zur Umweltgestaltung. Heft A 97. Berlin.
- SCHNEIDER, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Entzweiung in der Landespflege. in: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 15/1989. Kassel.
- SCHÖFFEL, Rainer (1986): Die Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) als Instrument der Landschaftsplanung, dargestellt am Beispiel der Bundesautobahn A 46. Projektarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.

BESTIMMUNGSBÜCHER

- BLAMEY, Marjorie; FITTER, Alastair; FITTER, Richard (1975): Pareys Blumenbuch. Wildblühende Pflanzen Deutschlands und Nordwesteuropas. Hamburg. Berlin.
- KLAPP, Ernst (1974): Taschenbuch der Gräser. Hamburg. Berlin.
- OSBERDORFER, Erich (1983): Pflanzensoziologische Exkursionsflora. Stuttgart.
- ROTHMALER, Werner (1987): Exkursionsflora für die Gebiete der DDR und der BRD. Bd. 3. Atlas der Gefäßpflanzen. Berlin.
- ders. (1988): Exkursionsflora für die Gebiete der DDR und der BRD. Bd. 4. Kritischer Band. Berlin.
- SCHAUER, Th.; CASPARI, C. (1982): Der große BLV Pflanzenführer. München.

ZEITSCHRIFTEN

- Garten und Landschaft. Heft 6/1991
- Natur und Landschaft. Heft 2/1991

In meinem Werdegang als Gärtnerin haben mich die Parks und Gärten, meist herrschaftlichen Ursprungs, fasziniert, die Spaziergänge darin, die Pflanzen, Bau- und Kunstwerke. Im Laufe meines Studiums habe ich dann gelernt, hinter die "Fassade" zu sehen. Die Parks und Gärten faszinieren mich immer noch, ich sehe jetzt mehr, gewinne neue Eindrücke, neue Bilder und sehe Geschichte und Geschichten. Für meine mündliche Prüfung habe ich ein wenig von der Geschichte und den Geschichten, die mich bewegen, zusammengefaßt. Die Beispiele, die ich gewählt habe, der Bergpark Wilhelmshöhe und der Dörnberg, entstammen der Nähe zu meinem Studienort. In bzw. auf ihnen ging ich Spazieren und bemerkte die sich wandelnden Bilder.

Aus meinen einleitenden Worten ist zu entnehmen, daß der Begriff Garten oder Park für mich bisher nicht definiert war. Mit der Literatur läßt sich die Begriffsverwendung auch nicht klären. So bin ich zu den Ursprüngen zurück, um für mich eine plausible Lösung zu finden.

Garten bedeutete früher ein eingefriedetes Stück Land. Eingefriedet durch einen Zaun, aus Ästen eigentlich Weiden, die Weidenruten oder Weidengerten. Die Umzäunung war die deutliche Grenze der Nutzung und des Besitzes, sie mag auch der Anlaß für die recht frühe Regelung als ein geschützter Ort gewesen sein. Vom Ursprung sind die ersten Gärten in der Regel Nutzgärten gewesen mit einer ökonomischen Anlage, die sich daraus ergab.

Der Ausdruck Park meint eigentlich ein Tier- oder Wildgehege, das oft baumbestanden war. Im vorderasiatischen Raum ist es der Jagdpark, der im dortigen Sinne mit Paradies gleichgesetzt wird. Im 18. Jahrhundert ist der Begriff Park dann als Depot oder Sammelplatz weiterentwickelt worden.

Der Ausdruck Park scheint mir für die Anlagen, von denen ich erzählen will, wesentlich plausibeler. Die waldbestanden Wiesen, mit den verborgenen Abgrenzungen und dem

„Sammelplatz“ für Kunstwerke. Die Vorstellung vom Arkadien - vom Paradies - die den Entwurf solcher Anlagen begleiteten. Das sind einige Gründe weshalb es im Folgenden um den Landschaftspark geht.

Die Anfänge des Landschaftsparks liegen zu Beginn des 18. Jahrhunderts in England im sogenannten englischen 'Garten'. Der in dieser Zeit vorherrschende Stil nicht allein des Wohnens, - wobei wohnen damals drinnen wie draußen betraf, - war der des Barocks.

Der Barockgarten, der den Begriff Garten wesentlich besser füllen konnte, ist eine streng gegliederte, symmetrische Anlage mit geraden Wegen und klarer Linienführung im Konzept. Er enthielt strukturierte Beete sowie eingefasste Wege, Sträucher und Bäume waren in Form geschnitten. In den Beeten und in durch Hecken abgeteilten kleinen Partien wurde teilweise Gemüse und Obst angebaut. Der Barockgarten war eine Darstellung der intensiven Landnutzung und der dadurch stattfindenden Beherrschung der Natur, denn die Natur war zu dieser Zeit sowohl Ernährer als auch Feind. Erst mit der industriellen Revolution änderte sich das Bild.

Die Initiatoren des Landschaftsparks waren bereits vom neuen "Geist" der Aufklärung und der industriellen Revolution bereits erfüllt. Einer von ihnen war der Dichter Alexander Pope (1688-1744). Viele, die sich für den neuen Stil einsetzten und ihn mitgestalteten, waren Künstler Dichter, Maler, Bildhauer oder Baumeister. Sie wollten ihre "Bilder", Wunsch- und Traumbilder, das Arkadien, umsetzen. Pope war der erste der einen Park anlegte (Twickham). Hierin war die Natur ihr Vorbild, die Natur des Dichters, wie er sie sah. Pope lehnte die Symetrie völlig ab. Er wollte Kontraste und Effekte durch Licht und Schatten schaffen. Ein Freund Popes Charles Bridgman (-1738) entwarf 1720, als königlicher Gärtner, für den Park STOWE erstmals einen irregulären Grundriß. Bridgman wurde die Einführung der Ahas (Nicht sichtbare Grenzen) zugeschrieben. Die Grenzen

konnten fallen da die Natur ihren bisherigen Schrecken zu verlieren begann.

Zehn Jahre später wurde Stowe bereits umgestaltet, aber eher um den neuen Stil zu vervollständigen. Das war die Arbeit des Baumeisters und Malers William Kent (1685-1748). Für ihn war nicht mehr die Natur ein Vorbild, ihm ging es ganz bewußt um eine Komposition im Sinne der Landschaftsmalerei. Die Landschaftsmalerei befaßte sich mit utopischem Schäferland, müßigen Bauern und Bauwerken im romantischen Stil. Kent stellte dies mit weichen, krummen Linien dar und führte diese damit als Standard in den Landschaftspark ein.

Für die Initiatoren, die sogenannten Avantgardisten, sollte der Park, der so anders war als die bisherige Gartengestaltung, ein Ausdruck ihrer Opposition zu den herrschenden Verhältnissen sein.

Die Verhältnisse im England des ausgehenden 18. Jahrhundert waren auf der einen Seite Reichtum und Luxus und auf der anderen Seite Verelendung und Ausbeutung. Das Städtische galt als das Übel, das durch die profitorientierten Interessen der Herrschenden geprägt war. Das Land wurde gesehen als ein natürliches Miteinander, aus dem Blickwinkel derer, die sich um ihre Existenz nicht sorgen mußten. Die über einen gewissen Reichtum verfügten, ließen sich Parks anlegen und flüchteten in Natur und Kunst. Mit dem Ende dieser Generation begann die Glorifizierung des Vorbildes Natur, dieses Vorbild oder zumindest das, was dafür gehalten wurde, die Natur der Malerei. Sie wurde mit allem belegt, was positiv war: still, gesund, harmonisch, mannigfaltig und mit der Zeit gesellten sich die schönsten Gefühle dazu: Liebe, Glück, und Freiheit. Das sind paradiesische Zustände, das Arkadien.

Zur Umsetzung solcher Ideale gehörten Künstler und Gärtner. Ein solcher war Lancelot Brown (1715-1783), der beides in einer Person vereinte. Er schuf geschwungene Wege, gebuchtete Seeufer, unterschiedlichste Sichtbeziehungen, clumps und belts, alles Dinge die den Landschaftspark, bis heute,

als solchen ausweisen. Er arbeitete nach dem Vorbild der Natur, jedoch nicht als Kopie. Alles mußte etwas `schöner` sein. Der Mensch insbesondere der Künstler mußte seinen Einfluß auf die Natur deutlich werden lassen. Es ging nicht um die `natürliche` Darstellung. Es galt dem Bild der Malerei am nächsten zu kommen. Die Unstimmigkeiten stammen nicht aus der Natur, sondern in dem was sich darunter vorgestellt wurde und, schlimmer, irgend wann als die tatsächliche Natur angenommen wurde.

Die damals vorhandene Natur war eigentlich die englische Kulturlandschaft. Diese Kulturlandschaft hatte ihr Bild im Laufe des vergangenen Jahrhunderts stark verändert. Der Waldbestand Englands war nicht allein wegen des Schiffbaus zurückgegangen. Die Industrialisierung in der Wollverarbeitung ließ Nachfrage und Preise des Rohstoffes Wolle steigen. Deshalb wurden vermehrt Weiden angelegt. Manchen Orten wurden sogar Äcker zu Weiden umgewandelt. Die benötigten Ackerfrüchte wurden teilweise aus den Kolonien importiert.

Damit hatte sich nicht nur das Erscheinungsbild der Landschaft sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse verändert. Pächter und Kleinstbauern wurden für Weidenflächen und vielleicht auch Landschaftsparks von ihrem Land vertrieben. Die Bedeutung des Bodens als bisher ausschließliche Quelle des Reichtums änderte sich. Der zunehmende Handel, die Industrialisierung und die Änderung der Produktionsweisen schufen neuen Reichtum. (vgl. Schneider, G. 1989: 21f) Für England muß hier nocheinmal der Kolonialhandel, die Ausbeutung von Ländern, hervorgehoben werden, der die beschriebenen Entwicklungen vorantrieb, sie überhaupt ermöglichte, anders als z.B. in Deutschland.

Dieser Reichtum fiel nicht allein dem Adel zu; es gab auch `neue Reiche`, das aufstrebende Bürgertum der Städte. Der teilweise verarmte Adel und die neuen Reichen taten sich zusammen und mußten diesem einen Ausdruck geben. Im Zuge des neuen Zeitgeistes, der der Aufklärung unter dem Motto 'zurück-zur Natur', wurde der Landschaftspark ein solcher

Ausdruck mit viel `Natur` und herrschaftlichem Flächenverbrauch.

Im Landschaftspark ist nicht nur ein idealisiertes Naturbild dargestellt. Dieses Naturbild war die künstlerische Imitation der Produktionslandschaft, das Darstellen der Wirtschaftsweisen, also einer Zweckmäßigkeit, die diesen Zweck nicht mehr erfüllen soll. Damit wurde die Arbeit der ländlichen Bevölkerung enteignet und überformt, sie wurden zu Versatzstücken gemacht.

Im Deutschland des 18. Jahrhunderts herrschten andere Verhältnisse als in England. Es gab viele kleine Fürstentümer. Sie besaßen keine Kolonien, zumindest nicht in Übersee, und damit weniger Kapital. Die Fürsten besaßen das Land und die Leute - die 'inneren Kolonien'. Nur die, die schon immer genug Kapital oder Macht hatten, konnten sich einen Park leisten. Der Landschaftspark in Deutschland blieb herrschaftliches Privileg. Die Wirtschafts- und Gesellschaftsform blieb die des deutschen Ständestaates, nur die ästhetischen Formen wurden aus England übernommen.

Das bisher eher Frankreich orientierte Deutschland hatte sich, nicht allein auf Grund der zunehmenden Verwandtschaftsverhältnisse, England zugewandt, denn der Adel Frankreichs verlor langsam nicht allein seine Stellung sondern auch `Kopf und Kragen`.

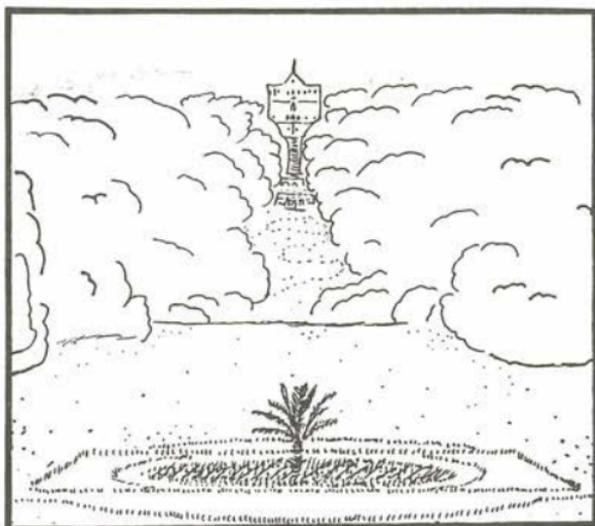
Die ersten Anzeichen des Landschaftsparks beginnen in Deutschland nach dem 7 jährigen Krieg. Es hatte zuvor ein paar kleinere Anlagen (Sanspareil, Harkke) gegeben. Der erste Park nach englischem Vorbild war der Wörlitzer Park bei Dessau.

Dessen Bauherr war Leopold Friedrich von Anhalt (1740-1817). Entworfen haben ihn der Gärtner Eysenbeck (1734-1818) und der Architekt Erdmannsdorff (1736-1800). Begonnen wurde mit dem Bau ab 1770. Das erste deutschsprachige Werk zur Gestaltung von Parks, die "Theorie der Gartenkunst" von C.C.L. Hirschfeld, erschien erst 9 Jahre später. Er beschreibt darin die Einzelheiten, die in einem Park vor-

handen sein sollten und wohl auch die Ideale der `Entwerfer`. "Kunst (damit ist die Gartenkunst gemeint, Anm. d. Verf.) bedeutet hier dasjenige was die Natur interessantes hat, auf eben der Art, durch eben die Mittel, deren sie sich bedient, vereinigen und die Schönheit, die sie in ihren Landschaften verstreut, auf einem Platz zu sammeln zu wissen ein neues Ganzes, dem weder Harmonie noch Einheit fehlt hervorzubringen." (Hirschfeld, 1779) So könnte, den Hintergrund wie Landvertreibung, zwanghafter Arbeits-einsatz, enorme Kosten bei Verelendung der Bevölkerung u.s.w. außer acht gelassen, der Wörlitzer Park verstanden werden. Den Mittelpunkt der Anlage bildet das klassizistische Schloß und der nicht weit entfernte große See (Lac) mit gebuchteten Ufern. Der Park ist unterteilt in kleinere Bereiche: Fürstinnen Garten, Schochischer Garten, Garten am Weidenheger und enthält das, was der Bauherr auf seinen beiden Englandreisen gesehen hat. Gotische Häuser, Tempel, Grotten, Amphitheater, Labyrinth, einen Pantheon u.s.w., sogar eine Rosseau-Insel,- deutsche Gründlichkeit -.

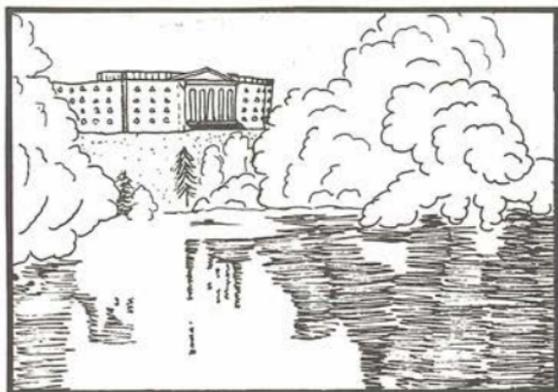
Dem Wörlitzer Park folgten viele andere Landschaftsparks. Ich möchte das mit ein paar Bildern deutlich werden lassen. Denn die, ich möchte es mal als Bewegung des Landschaftsparks bezeichnen, hat nicht nur Bilder hergestellt, sondern die Vorstellung von Natur und Landschaft festgeschrieben, bzw. es sind die Bilder, die heute immer noch reproduziert werden.

Ein Beispiel ist der Bergpark Wilhelmshöhe am Osthang des Habichtswaldes oberhalb von Kassel. Es war ursprünglich eine Barockanlage. Als 1701 mit den Bauarbeiten begonnen wurde, war der herrschende Stil der des Barocks. Der Initiator war Landgraf Karl (1670–1730).

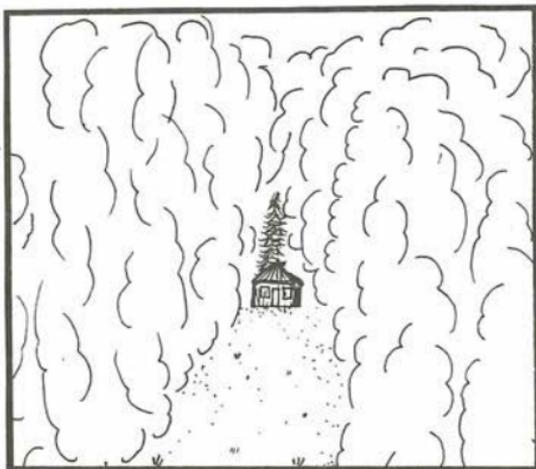


Der Herkules und die Kaskaden bilden eine Ehrfurcht gebietende Barockachse. Nach Plänen des italienischen Architekten Francesco Guerniero (1675–1745) wurde mit den Arbeiten begonnen, von Bauern und Handwerkern der Umgebung, für geringen Lohn oder billiger als Hand- und Spanndienste. 1710 waren insgesamt 7838 Männer und Frauen beschäftigt, die natürlich wie bisher auch die Feldarbeit leisten mußten. Die Ausschachtungsarbeiten für die Kaskaden übernahm das Militär.

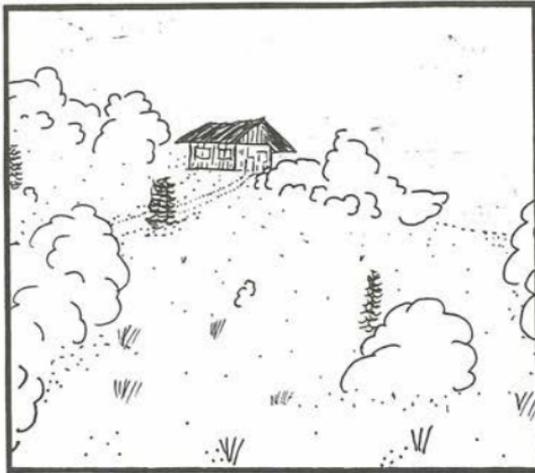
Die Umgestaltung vom Barock zum Landschaftspark begann mit Friedrich II (1760–1785) er baute den See (Lac) aus. Nicht er sondern 40 Tagelöhner drei Monate lang.



Die Tagelöhner mußten, wenn auch nur sehr gering, bezahlt werden, genauso wie die vielen folgenden Änderungen. Friedrich II hatte keine Kolonien in Übersee aber den englischen König Georg II als Schwiegervater. Der brauchte viele Soldaten in Nordamerika, um sein Kapital dort zu sichern. Friedrich II verkaufte an den König seine Untertanen und erhöhte damit sein Haushaltsbudget. Friedrich II ließ zusammen mit seinem Gärtner Schwarzkopf, der in England gelernt hatte, erste Waldwiesen anlegen. Gekurvten Wege, das Bowlinggreen, Tempel und Pagode entstammten ihren Entwürfen. Der Sohn Friedrichs II, Wilhelm IX ging ganz in der englischen Art auf. Er erweiterte die Wasserkünste mit dem Äquadukt und den Steinhöfer Wasserfällen. Er ließ die Löwenburg als Ruine bauen. Die dazugehörige Burgwiese wurde zu Entstehungszeit beweidet. Beaufsichtigt von Bauern der Umgebung, die ihr Vieh schon lange auf eingezäunten Weiden hielten. Die anderen Arbeiten wurden zum großteil durch Hand- und Spanndienste versehen. Die Kosten für den Landgrafen blieben damit gering. Das folgende Bild stellt eine Eremitage da. Diese gehörte zur, ich nenne es Grundausrüstung, eines Landschaftsparks.



Ein schlichtes Holzhaus, das an einer zumindest inszeniert einsamen Stelle im Park steht. Das folgende Bild ließe sich ebenfalls als Eremitage bezeichnen.

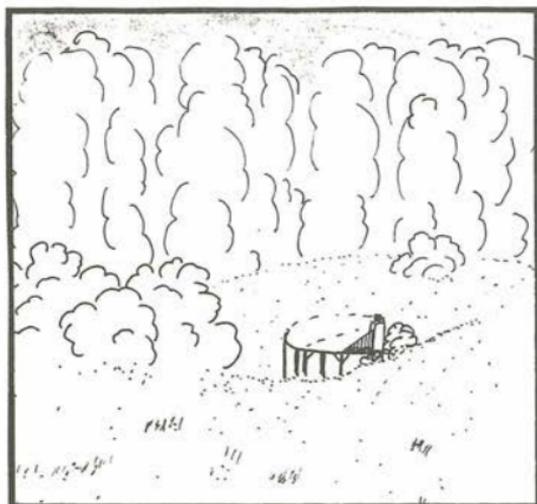


Dieses Holzhaus, die Schutzhütte (verschlossen), steht am sogenannten Jagdpath im Naturschutzgebiet (NSG) Dörnberg. Der Dörnberg, ein Ausläufer des Habichtswaldes, ist die ehemalige Schaf-, Ziegen- und Rinderhute der Stadt Zierenberg, die seit Mitte der siebziger Jahre nicht mehr regelmäßig bewirtschaftet wird und seit 1978 als NSG ausgewiesen ist. 1978 ist noch nicht lange her, fast modern, und doch erscheint mir das Bild dem Vorangegangenen hergestellt 1780 sehr ähnlich.

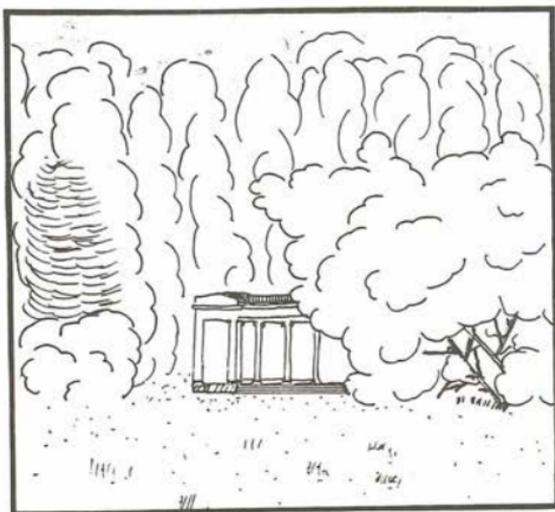
- Die Modernisierung des Landschaftsparks ? -

Ein anderes Bild würde sich im Landschaftspark Wilhelmshöhe nicht weit von der Eremitage neben der Löwenburg bieten. Hier ist ein Hohlweg aus Hainbuchen angelegt durch den der/die BesucherIn schreiten kann, dank guter Pflege ohne sich zu bücken oder sich 'schmutzig' zu machen. Auf dem Spaziergang im NSG Dörnberg findet sich der Anblick wieder. Jedoch nicht ganz so gut gepflegt, aber das entspricht dem individuellen Charakter dieser Anlage auch eher. Der/die BesucherIn muß sich bücken um den Wanderweg fortzusetzen und auf Pfützen achten wenn der Hohlweg, bestehend aus Schlehen-, Rosen- und Wildobststräuchern, durchquert wird.

Auf dem weiteren Rundgang im NSG Dörnberg findet sich an einer anderen Stelle die Grillhütte.



Mit Erlaubnis der zuständigen Behörden ist es der Bevölkerung möglich, unter dem schön geschwungenen Dach ihrer Freizeitbeschäftigung nachzugehen.



Bereits zu Zeiten Friedrich II durfte die Bevölkerung an bestimmten Tagen in den Park und dort Spazieren gehen und bewundern, z.B. die Halle des Sokrates die in Szene gesetzt, halb versteckt den Landgrafen so manches mal als Ort des `Picknicks` gedient haben soll.

Diese Bilder sind mir auf meinen Spaziergängen ein- und aufgefallen, und so manche weitere, bei dem Hinsehen ohne gleichzeitig auszublenden.

Die Parallelen, die ich versucht habe aufzuzeigen, mögen für "manche" unplausibel erscheinen. Es gibt andere und anderen Orts vielleicht deutlichere. Eine oft auftretende Parallele zwischen dem Naturschutz und der Landschaftsgestaltung ist die Darstellung der Landnutzung. In beiden Fällen ist es die Darstellung der vorangegangenen, teilweise aufgehobenen Wirtschaftsweisen, die den herrschenden Verhältnissen entsprechend als extensiv bezeichnet wurde. Es ist die Glorifizierung und romantisierung der bäuerlichen Lebens- und Arbeitsverhältnisse und damit ihre Enteignung.

Die ökonomischen Voraussetzungen sind ebenfalls ähnliche. Wurde der Landschaftspark mit Hilfe der Kolonien in Übersee oder der `inneren Kolonien` finanziert, so ist der Naturschutz nicht ohne die sogenannte `dritte Welt` möglich, seien es die Futtermittel die die Weide des Dörnbergs überflüssig machen oder die Ausbeutung der Ressourcen des Regenwaldes für unseren `täglichen Kaffee`.

Noch eine nach meiner Ansicht wichtige Parallele liegt bei dem Flächenverbrauch. Zu den benutzten Beispielen zurück; für den Bergpark Wilhelmshöhe ist ein große Fläche des Habichtswaldes, der mit den Gemeinheiten, Holz- und Lese-rechten, in bäuerlicher Nutzung war, enteignet worden.

"Der Landschaftsgarten ist der künstlerisch überhöhte Zugriff auf Land und Leute als Landschaft - (...) die Aneignung der Verfügung über Boden auf der einen Seite, die Vertreibung von Kleinst-Bauern, Landarbeitern und Pächtern als eigen-tumslose Proletarier auf der anderen Seite." (Schneider, 1989: 21).

Der Dörnberg die nördlichste Erhebung des Habichtswaldes, die ehemalige Weidefläche und frühere Gemeinheit der Stadt Zierenberg, wurde zur Zeit der Unterschutzstellung nur sehr extensiv im Nebenerwerb genutzt, also von denen, die mit dem landwirtschaftlichen Standart nicht mithalten konnten. Das 110 ha große Gebiet ist durch Auflagen und Pflegevorschriften als Hutefläche nur äußerst schwer zu bewirtschaften und für neue Nutzungsformen völlig verschlossen.

"In diesem Pflegeplan wird deutlich, daß der Naturschutz ein Landschafts-Bild schützen will, die Kulisse einer `intakten` Kulturlandschaft: "Besonders schöne und landschaftsprägende Gehölze, insbesondere Rosen, sind als Solitäre oder in Gruppen zu erhalten. Der Abstand der Gehölze soll mindestens 10m betragen" (Pflegeplan, S.4) (...) Nachdem ich mich in dieser Arbeit recht intensiv mit der Geschichte von Hessen beschäftigt habe, drängt sich mir der Vergleich auf, daß sich der staatliche Naturschutz von heute und die Landgrafen von vorgestern in ihrer Vorgehensweise und Argumentation sehr ähneln, wenn sie ihre Interessen gefährdet sehen." (Braunewell, 1986: 140).

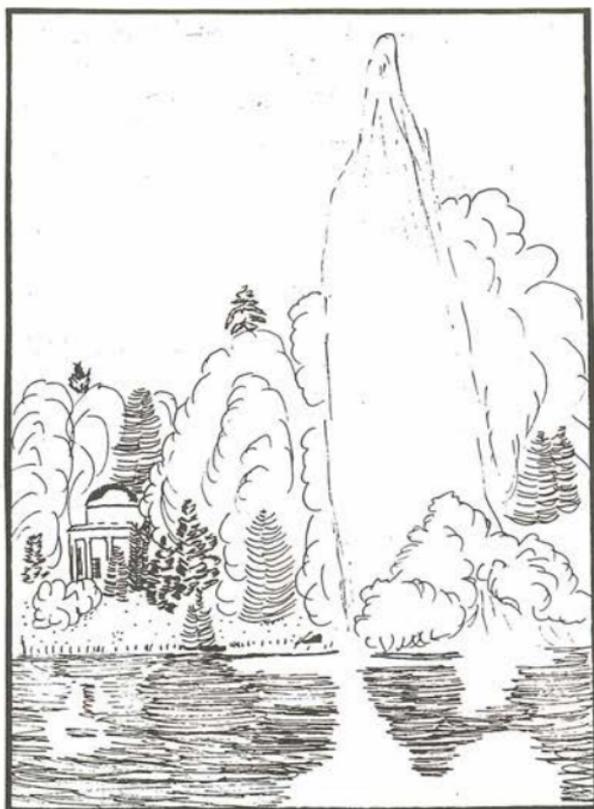
Diesem Zitat möchte ich mich als Schlußwort anschließen, mit dem Hinweis, daß die beiden Gruppen auch das gleiche Ziel hatten/haben. Das Ziel "der totalen Enteignung von Land und Leuten (...), denn Allmacht und Gewalt sollen den herrschenden Männern zur Verfügung sein." (Schneider, 1989: 40)

Ein `Unterschied` der mir aufgefallen ist, soll nicht unerwähnt bleiben. Der Landschaftspark war darstellende Kunst und wurde als solche bezeichnet. Der Naturschutz behauptet, die Natur an sich retten zu müssen- vor wem ?- für das Gemeinwohl. So ist es doch wieder eine Parallele, jedem Widerstand ist der Wind aus den Segeln genommen worden.

Der Naturschutz die Modernisierung des Landschaftsparks.

Literatur

- Bolbach, Marianne (1988) Geschichte und soziale Bedeutung des Bergpark Wilhelmshöhe, Kassel
- Braunewell, Regina (1986) Bewirtschaftung des Dörnbergs mit Schafen und Ziegen, Kassel
- Butlar, Arthur v. (1980) Der Landschaftsgarten München
- Haafke, Jörk (1988) Naturschutz, Erfahrungen und Perspektiven, GhK Heft 35 Kassel
- Hirschfeld, C.C.L. (1779) Theorie der Gartenkunst I, Kiel. Reprint: G.Olms Verlag Hildesheim 1988
- Schneider, Gerda (1989) Die Liebe zur Macht, Kassel Notizbuch 15
- Vetter, Schürmeyer (1985) Die Landschaftsgärtnerei, Kassel



Markus Thürmer

Wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung auf

Da sich die Beschäftigung mit Geschichte kontinuierlich durch mein Studium zieht, wird sie, bzw. der Umgang mit Geschichte das Thema dieser Prüfung sein.

Ich möchte erzählen, was ich aus der Geschichte, dem Gewordenen und Überkommenen, gelernt habe und welche Schlußfolgerungen ich daraus ziehe.

Die Diplomarbeit, die ich mit Bettina geschrieben habe, stellt mein intensivstes Stück Lerngeschichte in Bezug auf Geschichte dar. Anhand dieser Arbeit möchte ich verdeutlichen, wie meine Schlußfolgerungen hinsichtlich planerischer Fragestellungen aussehen.

1. Über die Motive, Fragen an die Geschichte zu stellen

Der Ausgangspunkt für das Thema unserer Diplomarbeit war die Frage danach, was einer Gemeinschaft Sinn und Zweck gibt, was sie tragfähig macht. Oder frei nach Heide Wunder formuliert: Was sind die sinn- und zweckstiftenden Elemente der Vergemeinschaftung ?

Wir haben unsere Frage an die Geschichte gestellt, weil wir das, was ist, im Spiegel dessen sehen wollten, was war. Damit war gleichzeitig die Absicht verbunden, das zu hinterfragen, was uns alltäglich heute umgibt und selbstverständlich zu sein scheint. Hinterfragen heißt hier: Dahinter kommen, wie das geworden ist, was uns umgibt. Denn:

"Nicht erst heute wird man in (...) Verhältnisse hineingeboren. Und das, was ist, ist allemal leichter im Recht, als das, was sein könnte." (GRONEMEYER, M. 1988, S.33)

Wir erhofften uns von den Fragen an die Geschichte ein besseres Verstehen von dem, was geworden ist, aber nicht weniger einen genaueren Blick und eine sicherere Hand für das, was kommt.

Unser Interesse an 'Gemeinschaft' richtete sich in erster Linie auf die Möglichkeiten und Grenzen gemeinschaftlicher Landnutzung. Beim Betrachten der Landnutzungsgeschichte galt der Allmende unsere besondere Aufmerksamkeit. Hier fanden wir eine wichtige Spur, die uns zur historischen Gemeinschaft der Landnut-

zenden führen sollte. Das war der geeignete Ansatzpunkt für unsere Fragen an Geschichte: Wie war das, als Allmende ein selbstverständlicher und unverzichtbarer Bereich gemeinschaftlicher Landbewirtschaftung war? Wie ist es möglich, daß Allmende heute weitgehend verschwunden ist? Welche sozialen und ökonomischen Folgen hatte das?

Wir wollten also nicht nur wissen, was sich verändert hatte, sondern vor allem auch, wie es verändert wurde.

Die Geschichte um Allmende soll mir jetzt als Beispiel dienen, um Prinzipien des Umgangs mit Geschichte, mit dem Gewordenen und Überkommenen, aufzuzeigen. Zuerst werde ich die soziale und ökonomische Bedeutung von Allmende skizzieren und dann schildern, was zu ihrer Zerstörung geführt hat. Daran möchte ich dann zeigen, warum Wandlung aufhört, wo Modernisierung beginnt.

2. Die Bedeutung von Allmende

Der Landbewirtschaftung des 18. Jahrhunderts liegt ein Prinzip, ein soziales Grundmuster zugrunde, das kennzeichnend für die Allmende und die dazugehörige Dreifelderwirtschaft ist: Kooperation und Teilen (vgl. GRONEMEYER, M., 1988, S.168). Erst dieses Prinzip sicherte "die unmittelbare Zugänglichkeit der dem Lebenserhalt dienenden Tätigkeiten und Güter" (ebenda). Dazu zählten vor allem Boden, Wasser, Wald und Weide. Die Allmende war dabei der einem Personenverband zugestandene, materielle und rechtliche Raum, der subsistenzorientiertes Wirtschaften und dessen Ausbeutung gewährleistete. Sie stiftete Gemeinschaft, sie zwang zur Gemeinschaft, sie bedingte Abhängigkeiten und Möglichkeiten und war die ökonomische 'Basis' von Gemeinschaft.

Ein wesentlicher Wesenszug von Allmende war, daß sie die Schwachstellen der individuellen Hauswirtschaften ausgeglichen oder zumindest gelindert hat. Die Mittel und Möglichkeiten des individuellen Besitzes waren so um die Allmende erweitert. Nicht we-

niger stark war das Prinzip Kooperation und Teilen in der Felderbewirtschaftung ausgeprägt. Die gesamte Wirtschaftsweise war eingebettet in eine eng abgezielte zeitliche und räumliche Ordnung, die das individuelle und gemeinschaftliche Handeln in der Bewirtschaftung genau regelte. Dieser Ordnung stand eine entsprechende soziale und ökonomische Ordnung der Bewirtschafter gegenüber. Beides war eng miteinander verzahnt.

Eng verbunden mit dem Prinzip Kooperation und Teilen war ein Verständnis von Besitz, das über Nutzungsrechte definiert wurde. Das, was für alle zum Leben unabdingbar war, mußte auch allen zugänglich sein und erst die gesicherte Weitergabe der Rechte an diesen Gütern und dem Erarbeiteten gewährleistete den Fortbestand dieser Wirtschaftsgemeinschaft. Eine Beanspruchung individueller Sonderrechte im Sinne des Privateigentums konnte es in diesem Rahmen nicht geben. Dies hätte die gesamte soziale und ökonomische Ordnung in Frage gestellt.

Die Allmende war, genauso wie die individuellen Wirtschaftsflächen, nicht im Eigentum der Bewirtschafter. Aber sie waren Be-sitzer, sie be-saßen, sie waren, was sie besaßen und sie besaßen, worüber sie ein Nutzungsrecht hatten. Der eigentliche Eigentümer von dem, was sie besaßen, war die Herrschaft. Sie unterlagen der Grundherrschaft und damit einer Macht, die die Mittel des Lebens in der Hand hielt. M. GRONEMEYER nennt dies die "klassische Macht" und sagt weiter dazu:

"Die Landnahme, die Aneignung des Ortes, an dem das zum Leben Notwendige gedeiht, wo es gefunden und erzeugt werden kann, ist die Besitzergreifung, die allen anderen Akten der Machtgewinnung durch Besitz vorrausgeht." (1988, S.31)

Die Macht, die Mittel des Lebens in der Hand zu halten ist das eine, sie sich nutzbar zu machen, das andere. Hier bedurfte es der vielen fähigen Hände und des Wissens darum, wie aus den Mitteln des Lebens Lebensmittel werden. Grundherrliche Macht, ihre Erhaltung und Erweiterung, stützte sich immer auch auf die Ausbeutung der agrarischen Gesellschaft. D.h. sie stützte sich auf die Wirtschaftskompetenz und Selbsterhaltungsfähigkeit der bäuerlichen Gemeinde.

Hier spielte die Allmende eine entscheidende Rolle. Sie war die Erweiterung der individuellen Nutzungsrechte und Möglich-

keiten. Sie war der einer definierten Gemeinschaft zustehende Raum, der die Überlebensfähigkeit dieser Gemeinschaft und ihre Fähigkeit zur Produktion eines Überschusses (Abgaben) gewährleistet hat. Über die Wirtschaftskompetenz und Selbsterhaltungsfähigkeit konstituierte sich eine begrenzte, gemeinschaftliche Autonomie. Diese Autonomie zeigt sich nicht nur in der Fähigkeit, sich selbst zu ernähren. Sie zeigt sich auch in der erheblichen Handlungsbereitschaft und -fähigkeit der politischen Gemeinde gegenüber der permanenten Herrschaftsintensivierung. (vgl. TROSSBACH, W., 1987)

Die Allmende war dabei eine Art Regulativ, das nach innen, wie nach außen wirksam werden konnte. Nach außen, indem sie als psychologisches wie materielles 'Kapital' der Gemeinschaft im Konfliktfall eingesetzt werden konnte (was nicht selten zum Verlust führte). Nach innen im Sinn einer interpretierbaren Fläche, die im Rahmen der Bedingungen Möglichkeiten der Nutzungsänderungen bot.

Allmende war also mehr als eine gemeinschaftliche Produktionsfläche. Sie bestimmte das soziale und ökonomische Selbstverständnis einer bäuerlichen Gemeinschaft. Sie war, wie es I. ILLICH nennt, eine "kulturelle Fläche":

"Allmende ist eine kulturelle Fläche zwischen meiner Türschwelle und der Wildnis. Brauchtum beschreibt den jeweils unterschiedlichen Nutzen der Allmende für jeden einzelnen. Derselbe Ort kann für verschiedene Zwecke von unterschiedlichen Menschen genutzt werden." (1988, S.34)

3. Die Zerstörung von Allmende - eine Modernisierung

Die Allmende hat eine rund tausendjährige Geschichte. Mit der Abschaffung der Allmende wurde dieser langen Geschichte ein jähes Ende gesetzt. Sie ist einer Modernisierung zum Opfer gefallen, indem sie ihres Wandels beraubt wurde. Wie es zu diesem räuberischen Akt der Veränderung kommen konnte, wer die Modernisierer waren und welche Folgen das hatte, möchte ich im folgenden erzählen.

W. ABEL nennt wichtige Umstände, die zur Zerstörung von Allmende geführt haben. Doch ich möchte ihn vor allem auch deswegen zi-

tieren, weil er auf ein wichtiges Phänomen in diesem Zusammenhang hinweist, das für den Umgang mit Geschichte im Rahmen von Modernisierungen typisch ist:

"Der wachsende Bevölkerungsdruck und die steigenden Preise lenkten die Blicke auf die Notwendigkeit des Landbaues; auch verbanden sich der Wunsch nach mehr Bevölkerung und fiskalischen Bestrebungen bereits mit Sorgen um die Ernährung der Völker. Doch darf wohl nicht allein auf solche äußeren oder materiellen Bedingungen das merkwürdige Phänomen zurückgeführt werden, dem die Historiker die Bezeichnung "agrарische Bewegung" gaben. (...) Es vereinten sich in dieser Bewegung humanitäre Bestrebungen und staatspolitische Notwendigkeiten, materielle Interessen und modisch-spielerische Neigungen." (ABEL, W., 1978, S.288)

Das "merkwürdige Phänomen" der agrарischen Bewegung und die "modisch-spielerischen Neigungen" sind kennzeichnend für ein neues Verhältnis zwischen Herrschaft und bäuerlicher Gemeinde, zwischen Stadt und Land. Es steht zum einen im Zusammenhang mit gravierenden "materiellen oder äußeren" Problemen und vor allem mit dem staats- und machtpolitischen Bestreben, die landwirtschaftliche Produktion zu steigern und so markt- und profitfähig zu machen. Zum anderen führte die Auflösung feudalherrschaftlicher Verhältnisse sowie die Aufklärung und Verbürgerlichung der Gesellschaft zu einem neuen Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zur Natur. So wie der Weiderasen im 18. Jahrhundert ein wichtiger Bestandteil des Landschaftsgartens wurde, so rückte die agrарische Wirtschaftslandschaft mitsamt ihren Bewirtschaftern ins städtisch-herrschaftliche Interesse. Die Stadt entdeckt die 'Natur', wobei hier die fatale Gleichsetzung von Kulturlandschaft mit 'Natur' anzusetzen ist. Durch diesen Vorgang hat die Agrарlandschaft und die agrарische Produktion einen neuen Wert erhalten. Die bäuerliche Gemeinde und die Arbeit der Leute wurden von außen neu inwertgesetzt, womit gleichzeitig - zwangsläufig - eine Entwertung bestimmter Inhalte dieser Arbeit verbunden sein mußte. Entwertung durch von außen auferlegte Inwertsetzungen ist ein Prinzip, das kennzeichnend für die Modernisierung ist. Und wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung im Sinne von 'aus-sich-heraus-verändern' auf.

Wandlung bedeutet also, daß sich Dinge und Leute aus sich heraus verändern, in einem neuen Kontext veränderter Verhältnisse oder

Bedingungen aktiv einen neuen Platz einnehmen. D.h. Gewordenes und Überkommenes, der bestehende Sinn, Zweck, Brauch und Gebrauch muß überprüft und die zugänglichen Handlungsspielräume neu interpretiert werden. Ein wesentlicher Handlungsspielraum war die Allmende. Ihre Bedeutung hat sich entsprechend der an sie gestellten Anforderungen stetig gewandelt. Das möchte ich am Beispiel Harleshausen verdeutlichen.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts sah die Nutzung der gemeindeeigenen Allmende Harleshausens völlig anders aus, als in der Zeit nach der sogenannten Bauernbefreiung, also zu Beginn der eigentlichen Industrialisierung. Während die Allmende im 18. Jahrhundert hauptsächlich als Hute genutzt wurde, war ihre Nutzung am Ende des 19. Jahrhunderts wesentlich differenzierter. Rund ein Drittel der Fläche (13,3 ha) war in 74 Gartenparzellen aufgeteilt und verpachtet worden. Die Nutzung wurde also zu einem großen Teil individualisiert. Dies war eine Reaktion der Gemeinde auf die starke Nachfrage nach kleinen, erschwinglichen Landparzellen, die eine subsistenzorientierte Bewirtschaftung ermöglichten. Denn Harleshausen hatte sich in dieser Zeit im Zuge der Industrialisierung zur Arbeiterwohnsitzgemeinde gewandelt. Unter diesen veränderten Verhältnissen stand die Allmende in einem neuen Kontext und wurde neu interpretiert. Indem die Nutzung der Allmende, ihr Gebrauch und damit auch der Brauch, der Modus der Bewirtschaftung, geändert wurde, behielt sie ihren Sinn - gewandelt innerhalb eines neuen Kontextes. Diese Wandlung hatte dabei keinen irreversiblen Charakter. Sie wurde von den 'Trägern' der Allmende herbeigeführt und getragen. Sie war eine begrenzte, lokale Reaktion auf die neuen Verhältnisse der Industrialisierung, die auf bedingungslose Entgrenzung abzielten. Sie bot zahlreichen Leuten die Möglichkeit, ein Stück Subsistenzwirtschaft aufrechtzuerhalten und verhinderte die totale Abhängigkeit von der Lohnarbeit.

JOHN BERGER hat die bäuerliche Ökonomie als "Ökonomie innerhalb einer Ökonomie" (1984, S. 266ff) charakterisiert. In diesem Zusammenhang muß Allmende gesehen werden. Sie hatte immer ihre Bedeutung, ihren Sinn und Zweck innerhalb dieser Ökonomie

gehabt und bis zu ihrer Auflösung behalten. Das bäuerliche Interesse an ihr war zweifacher Natur. Sie hatte ihre Bedeutung hinsichtlich der jeweiligen hauswirtschaftlichen Subsistenz und in Hinblick auf die erzwungene Erfüllung herrschaftlicher und gesellschaftlicher Ansprüche. Während sich die übergeordneten, herrschaftlichen oder staatlichen Ökonomien veränderten, blieb doch die bäuerliche Subsistenzwirtschaft lange eine gleichbleibende Notwendigkeit.

"Diese Umwälzungen (der äußeren Ökonomien) brachten Wandlungen im Modus des Überlebenskampfes mit sich, aber die entscheidenden Veränderungen ereigneten sich in den Methoden, mit denen ihm (dem Bauernstand) der Überschuß abgepreßt wurde." (BERGER, J., 1984, S. 268; () = Anm. d. Verf.)

Mit der Modernisierung der Methoden der Ausbeutung ging eine fortwährende Entwertung der bäuerlichen Ökonomie einher; d.h. eine lokal verfaßte und begründete Subsistenzökonomie wurde dadurch zunehmend ins Schattendasein abgedrängt.

"Soweit er (der Bauernstand, Anm.d.Verf.) den nötigen Überschuß produzierte, war er in das geschichtliche ökonomisch-kulturelle System integriert. Soweit er sich selbst ernährte, stand er am Rande des Systems. Und ich glaube, dies trifft auch dort und auf Zeiten zu, wo die Bauern die Mehrheit der Bevölkerung darstellten." (BERGER, J., 1984, S.268)

Die frühen Agrarreformer, die Urväter der Agrarwissenschaften, leiteten die umfassende direkte Entwertung bäuerlichen Wissens und bäuerlicher Fähigkeiten ein. Sie waren die geistigen Väter der industrialisierten Landwirtschaft, indem sie die Voraussetzungen dafür massiv propagierten: Die Privatisierung der Landwirtschaft und ein unternehmerisches, markt- und profitfähiges Wirtschaften. Herzstück dieser neuen Ökonomie sollte nicht länger die "Ökonomie innerhalb einer Ökonomie" sein, also das Überleben oder die Selbsterhaltungsfähigkeit, sondern die betriebswirtschaftliche Buchführung und die Hörigkeit auf eine fortschrittliche Agrarwissenschaft.

Das Prinzip zur Durchsetzung dieser Forderungen war der Fortschritt, der Fortschritt vom oder 'Wegtritt' des Überkommenen, des Gewordenen oder kurz: Die Modernisierung.

Die Entwertung ist die Grundlage der Modernisierung. Sie geht ihr voraus. Die Entwertung wird immer dadurch betrieben, indem neue Inwertsetzungsniveaus oder Maßstäbe definiert werden. Ein

Schlüsselbegriff für die Wirksamkeit neuer Wertsetzungen sind die Verheißungen, die mit dem Neuen verbunden werden. Die Verheißungen der Modernisierung liegen prinzipiell im 'Guten'. Leute die an dem Gewordenen, Überkommenen festhalten wollen und sich gegen eine Modernisierung und damit gegen das 'Gute' wehren, geraten so leicht in den Verdacht, im Pakt mit dem 'Bösen' zu stehen. Diesen Eindruck bekomme ich, wenn ich die massiven Denunziationen der Reformer lese: Da wird die gemeinschaftliche Viehtrift als "Überrest der Barbarey" und die Dreifelderwirtschaft als ein "Überbleibsel des Nomadenlebens" hingestellt, wo "Unwissenheit, Trägheit und Schlendrian gewaltig herrschen" (THAER, A.D., 1798). Oder eine Schrift von SCHUBART V. KLEEFELD trägt den Titel: "Hutung, Trift und Brache, die größten Gebrechen und die Pest der Landwirtschaft" (1784). Im LANDWIRTSCHAFTLICHEN ANZEIGER FÜR KURHESSEN nimmt diese Kampagne gar prosaische Züge an: Hier werden Gedichte und Geschichten erfunden, die den Fortschritt propagieren und den "Faulpelz Schlendrian" (1866) in seinem bösen Tun vorführen.

Dem Wirken der Reformer lag die bis heute gültige Annahme zugrunde, daß unbeschränkte Verfügungsgewalt des Individuums über Grund und Boden und alle "anderen Produktionsmittel, die unabdingbare Vorraussetzung entfesselter Produktivität ist." (GRONEMEYER, M., 1988, S. 33) Damit verbunden war die Verheißung, daß Produktion Befreiung bringt. Verschwiegen aber wurde, daß sie auch Freiheit kostet. (vgl. GRONEMEYER, M., 1988, S. 33) Um diesen Preis wußte aber die Mehrheit der bäuerlichen Gemeinde. Sie sah aus ihrer Erfahrung und Kenntnis der lokalen Verhältnisse heraus den Grund und Boden nicht als Ware, sondern als ein 'kulturelles Gut', an das Überlebensinteressen geknüpft waren. Doch die bäuerliche Gemeinde war gespalten und die Interessen klafften auseinand. Was der einen Hauswirtschaft das Interesse an den Möglichkeiten von Allmende und kollektiven Formen der Bewirtschaftung war, war der anderen ein Hemmschuh und Zwang, der die profitträchtige Marktproduktion verhinderte. In dem gleichen Maße, wie die Erzielung eines individuellen Gewinns im Zentrum des Wirtschaftens treten konnte, wuchs auch das Interesse, sich aus der in die Gemeinschaft eingebundenen

Wirtschaftsform zu lösen oder an ihrer Beseitigung mitzuwirken. Hier setzte der administrative Hebel an. Mit der Bemächtigung der Produktionsmittelmehrheit gegenüber der Mehrheit der Bauern (Verkoppelungsgesetz), die Verhältnisse in der Gemeinde nach ihren Interessen zu ändern, machte sich der Staat die gewünschten örtlichen Interessen für seine Ziele zu nutze.

Durch die Verkoppelung und die Auflösung der Allmende wurden die ökonomischen und sozialen Verhältnisse umfassend verändert - modernisiert. Die Modernisierung paßte die Verhältnisse an die Bedürfnisse, die herrschenden Strukturen der Moderne an. Ihr ging sowohl eine Inwertsetzung als auch eine Entwertung bäuerlicher Arbeit und Tradition voraus. Wichtigstes Instrument ihrer Durchsetzung ist die Vereinnahmung vorhandener Interessen. Indem die Allmende abgeschafft und neue soziale und ökonomische Verhältnisse hergestellt wurden, wurde dem Gewordenen das Vermögen zur Wandlung geraubt. Mit der Modernisierung der Verhältnisse ging aber nicht nur Gewordenes verloren, sondern auch die daran geknüpften Erfahrungen und Fähigkeiten. Mit der Allmende ist also nicht nur ein Freiraum, ein definierter Handlungsspielraum verloren gegangen, sondern ein wesentliches Stück Handlungskompetenz.

4. Modernisierung versus Wandlung

Die Geschichte der Allmende hat ein generelles Phänomen der Industrialisierung deutlich werden lassen: Die Modernisierung. Anhand von drei Thesen möchte ich die Bedeutung bzw. die Folgen dieses Veränderungsprinzips auf den Punkt bringen:

1. Die Modernisierung ist das Veränderungsprinzip industrieller Herrschaftsformen.
2. Das Veränderungsprinzip Modernisierung ist das Prinzip der Geschichtslosigkeit und damit der Beliebigkeit.
3. Die Modernisierung setzt an die Stelle vorhandener Erfahrungen und Fähigkeiten die Abhängigkeit der Leute.

Zusammenfassend und zur Erläuterung der Thesen werde ich nun die Begriffe Modernisierung und Wandlung gegenüberstellen:

Modernisierung

Die Modernisierung ist ein an Herrschaft und Macht gebundener, räuberischer Akt der Veränderung. Das Prinzip der Modernisierung beruht auf der Entwertung durch die Definition neuer Inwertsetzungsniveaus. Damit wird dieser Akt der Veränderung zum Machtakt.

Modernisieren heißt "erneuern, modisch zurechtmachen, neuzeitlich herrichten" (Duden, 1989, S. 465) Indem das Gewordene, Überkommene erneuert, modisch zurechtgemacht und neuzeitlich hergerichtet wird, wird es entweder durch Neues ersetzt oder in gewünschte Verhältnisse eingepaßt. Dadurch verliert es seine Eigenschaft als Raum der Bewährung vorhandener Erfahrungen und Fähigkeiten. Die so entwurzelten Erfahrungen und Fähigkeiten werden der Möglichkeit des Wandels beraubt; der Fähigkeit der Veränderung aus sich heraus. Wenn den Leuten das Vermögen zum Wandel aus der Hand genommen wird, sind sie den beliebigen Veränderungen der Modernisierung ausgeliefert und werden abhängig. Die Modernisierung beruft sich nicht auf vorhandene Erfahrungen und Fähigkeiten, sondern auf die Möglichkeiten und Verheißungen der Zukunft. Zur Durchsetzung ihrer Experimente hat sie stets diejenigen Interessen im Auge, die von der modernisierenden Veränderung scheinbar profitieren werden. Hier greifen die Verheißungen.

Die Modernisierung ist das Feld der Experten. Sie arbeiten an schlüsselfertigen Veränderungen und damit an der Enteignung der Leute.

Wandlung

Wandeln heißt "sich wandeln" und Wandlung "das Sichwandeln". (Duden, 1989, S. 800) Die Veränderung entsteht aus den Dingen oder Menschen heraus und bezieht sich immer auf das, was war. Damit ruht der Wandel auf vorhandenen Fähigkeiten und Erfahrungen und ist damit tragfähig. Die Wandlung hat Träger (vgl. GROENEVELD, S., 1984, S. 185).

Auch die Wandlung ist in eine Zukunft gerichtet, aber sie steht mit beiden Beinen fest auf dem Gewordenen. Hier liegt die Sicherheit, auf die es sich triftig berufen läßt. Von hier aus werden Veränderungen eingeschätzt, erdacht und beurteilt. D.h. Veränderungen werden auf ihre Gebrauchsfähigkeit, ihren Sinn und Zweck in angesicht des Gewordenen betrachtet.

Der Wandel setzt ein anderes Zeitverständnis, einen anderen Umgang mit Zeitbegriffen voraus. Der Blick auf das Kommende morgen ist der Blick auf die Bewährung - heute und morgen. Dies setzt voraus, daß Veränderungen begrenzt, überschaubar und verstehbar sind und bleiben. Grundvoraussetzung für die Wandlung ist die Kontinuität des Verfügbaren.

5. Resumee

Als Planer muß ich Wandlungen ermöglichen oder erhalten, d.h. Freiräume dazu schaffen oder offenhalten. Das bedeutet, nach den Trägern und nicht nach Methoden und Techniken des Über-Tragens planerischer Experimente zu fragen (vgl. GROENEVELD, S., 1984). Wenn ich aber nach Trägern fragen will, dann muß ich auch fragen, was sich bewährt hat und unter welchen Voraussetzungen. D.h. nach der Geschichte zu fragen, wie etwas geworden ist. Nur wenn ich verstehen lerne, wie und warum etwas so geworden ist, dann kann ich auch damit umgehen, was werden soll. Ich kann aber die Geschichte nur so gut verstehen, wie ich meine eigene Geschichte verstehe. Genauso kann ich Wandlung, oder das "überraschende Ausmaß des Möglichen" (BERGER, J., 1984, S. 20) nur in dem Maß in der Planung zulassen, wie ich sie in mir selbst zulasse.

Literatur

- ABEL, Wilhelm (1978): Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Stuttgart
- BERGER, John (1984): Sauerde. Frankfurt/M./Berlin/Wien
- DUDEN (1989): Das Herkunftswörterbuch. Mannheim/Wien/Zürich
- GROENEVELD, Sigmar (1984): Agrarberatung und Agrarkultur. Kassel
- GRONEMEYER, Marianne (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek
- ILLICH, Ivan (1988): Erziehung zur Unterentwicklung. In: Groeneveld, S. (Hrsg.): Grün kaputt - warum ? Kassel
- KLEEFELD, Schubart v. (1784): Hutung, Trift und Brache; die größten Gebrechen und die Pest der Landwirtschaft. In: Ökonomisch-kameralistische Schriften. Leipzig
- LANDWIRTSCHAFTLICHER ANZEIGER FÜR KURHESSEN (1866): Herausgeber: Kurfürstliche Commission für landwirtschaftliche Angelegenheiten zu Cassel. Kassel
- THAER, Albrecht Daniel (1798): In: Schmidt, Götz (1990): Thaer, Liebig usw. In: Wachstumslandwirtschaft und Umweltzerstörung, Band II. Rheda - Wiedenbrück
- TROSSBACH, Werner (1987): Soziale Bewegung und politische Erfahrung. Weingarten

Andrea Appel

Frauenreisen

Oder: Wie kann aus einer Reise in Männerkleidern eine Frauenreise werden?

In dieser Prüfung möchte ich etwas über Frauenreisen erzählen, über die Geschichte reisender Frauen und damit zu den Gedanken meiner Diplomarbeit noch einiges dazudenken. Überschreiben möchte ich dieses Thema mit den Fragen:

Kann aus dem 'hinweg' ein Weg werden? Oder:

Wie kann aus dem Unterwegssein von Frauen in Männerkleidern eine Frauenreise werden?

Diese beiden Fragen ergaben sich aus zwei 'Geschichten', die mich aufmerksam werden ließen, als ich den reisenden Frauen nachforschte, und die mir hier nun als Beispiel und auch als Bild, als Metapher, helfen, meine Gedanken zu formulieren:

Das 'hinweg', das weg wollen, fiel mir als Motiv der reisenden Bürgerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts besonders auf, die ihre Reisegeschichten und -berichte aufgeschrieben haben (oft in Form von Briefen) und denen in den letzten Jahren besonders nachgeforscht wurde, mit der Absicht, ihre (Reise-)Biographien aufzuspüren. (Vgl. ARIADNE: Reiseieber, 11/1988).

Das Phänomen der in Männerkleidern reisenden und auch in Männerkleidern, also "als Mann", lebenden Frauen wird ab dem 16. Jahrhundert in der Geschichtsschreibung verzeichnet, weil diese Verkleidung von da an als "Straftat" geahndet und als Fall vor Gericht gestellt und protokolliert wurde. Ich bin mir sicher, daß diese "Idee" oder besser, diese Notwendigkeit zur Verkleidung und Tarnung schon länger als ein Ausweg von Frauen genutzt wurde, vielleicht sogar als allgemein bekannte und akzeptierte "Möglichkeit", um die nicht viel Aufsehen gemacht wurde. Ab dem 16. Jahrhundert nimmt die Flucht in die Verkleidung sicherlich stark zu, da es für Frauen immer unmöglicher wird, sich "frei" zu bewegen, den eigenen Wegen und Absichten nachzugehen und sich der patriarchalen Rollenzuweisung zu entziehen. Gleichzeitig wird dieser Ausweg nicht mehr ohne Aufsehen akzeptiert; die Verfolgung und Bestrafung dieser Frauen bezweckt ihre weitere Disziplinierung.

Ehe ich nun mit diesen beiden Beispielen, mit dem 'hinweg' der Bürgerinnen und den Frauen in Männerkleidern weitererzähle, möchte ich noch

etwas zu meinem Blick auf die Geschichtsschreibung sagen, um klar zu machen, wie ich die Geschichte reisender Frauen interpretiere:

In meiner Diplomarbeit habe ich, als ich über die Weg-Gründe unseres Unterwegsseins nachgedacht habe, die 'Reise' von der 'Tour' unterschieden und beides als grundverschieden gegenüber gestellt. Entsprechend dieser Unterscheidung lassen sich auch zwei grundverschiedene 'Geschichten' gegenüberstellen: Die der Reise als Nicht-Geschriebene-Geschichte, die auf unserer Erfahrung und unserem daraus erwachsenden Wissen, unserem Alltagswissen, beruht. Zu dieser Nicht-Geschriebenen-Geschichte gehört auch die Geschichte der Frauenreisen - der Frauenerfahrung und des Frauenwissens.

Dagegen ist die Geschichte der Tour Teil der Geschriebenen-Geschichte, der umgedichteten patriarchalen Geschichte, die uns als wahr verkauft wird. In dieser Geschichte kommen Frauenreisen, Frauenerfahrung und Frauenwissen nicht vor; sie ist vielmehr die Geschichte unserer Konditionierung. Sie konditioniert und erzwingt das Verschwinden von Frauen und "äußert" sich, in meinen Beispielen gesprochen, entweder durch das 'hinweg' oder durch das Verschwinden in Männerkleidern, im tatsächlichen, wie im übertragenen Sinn. Das Ergebnis beider Auswege ist eigentlich: "Hier ist keine Frau."

Anders: Die Berechtigung für ihr Vorhandensein wird ihr allein durch das männliche Urteil diktiert. Wenn eine Frau in dieser Geschriebenen-Geschichte in Erscheinung treten will, unterwegs sein will, muß sie sich das entsprechende Urteil - die Männerkleider - abholen und sich auf die Tour einlassen. Auch heute bedeuten die Diskussionen um "Gleichberechtigung" und die Forderungen nach gleichen "Rechten" nicht Befreiung, sondern ein anderes, modernisiertes Männerkleid. Also: Obwohl die Verkleidung nicht mehr real stattfindet, findet sie trotzdem statt - genauso wie das Verschwinden:

"Ich behaupte, daß jede Frau, die sich in diesem Jahrhundert und in unserem Kulturkreis in die vom männlichen Selbstverständnis geprägten Institutionen gewagt hat - 'die Literatur', 'die Ästhetik' sind solche Institutionen - den Selbstvernichtungswunsch kennenlernen mußte. In ihrem Roman 'Malina' läßt Ingeborg Bachmann die Frau am Ende in der Wand verschwinden und den Mann, Malina, der ein Stück von ihr ist, gelassen aussprechen, was der Fall ist: Hier ist keine Frau.

Es war Mord, heißt der letzte Satz.

Es war auch Selbstmord."

(WOLF, Christa 1983: 149)

Ich werde nun zwei Schritte machen: Zunächst will ich genauer sehen, was die Geschriebene-Geschichte, die Tour, als Geschichte der reisenden Frauen für uns bereit hält und in welchem Zusammenhang dort die reisenden Bürgerinnen und die Frauen in Männerkleidern auftauchen "dürfen". Dann werde ich erzählen, was ich mir als Weg, der auf das 'hinweg' folgen kann, gedacht habe, damit wir uns weniger auf die Tour einlassen müssen und damit es nicht beim "Verschwinden am Ende des Stückes" bleibt.

Das 'Touren' kennen wir alle, z.B. als Wochenendtrip oder Jahresurlaub - "Jahreseinkauf" oder "Konsumflug" habe ich es in meiner Diplomarbeit genannt. Dieses Touren, der Tourismus, beginnt nicht einfach im 19. Jahrhundert mit der Gründung der ersten Reisebüros und mit der Entdeckung des Tourens als prestigeträchtiges Vergnügen der bürgerlichen Klasse. Das Touren steht in der Tradition der Eroberungs- und Kriegszüge, der Kreuzzüge und der Kolonisation. Ich würde es als die moderne Kriegsführung, den modernen Kolonialismus der "scheinbar friedlichen Kulturen" (vgl. VEBLEN, Thorstein 1989) bezeichnen. Oder andersherum: Unsere Touren sind nur scheinbar friedlich und knüpfen an an die patriarchalen Kriege, an das, was der patriarchale Blick auf die Geschichte in sie hineinsieht und als "Geschichte" stehen läßt, nämlich Abenteuer, Entdeckung und heldenhafte Eroberung.

Christa Wolf formuliert diese Umdichtung in den "Voraussetzungen einer Erzählung" so:

"Ahnte Homer, ahnten die anderen Überlieferer des troianischen Sagenkreises, daß sie, dem Mythos folgend, an der Verschleierung der Tatbestände teilhatten? Daß der Kampf der Archaier gegen die Troer um Seehandelswege gegangen ist, um den Zugang zum Bosphorus, den Troia kontrollierte? So beginnt die Literatur des Abendlandes mit der Verherrlichung eines Raubkrieges." (WOLF, Christa 1983: 19)

H.M. Enzensberger schreibt einen großen Teil der Umdichtungen der Romantik zu (wobei ich denke, daß jede Epoche ihre Umdichtungen hatte... die humanistische, die aufklärerische, die romantische...).

Enzensberger beschreibt das so:

"Erst die nachromantische Zeit hat ihre eigenen Wunschvorstellungen auf die Entdecker (...) projiziert. Das Ziel dieser Männer bestand nicht darin Sehnsüchte zu befriedigen(...). Sie waren Werkzeuge der Politik. Nachträglich erst hat ihnen der Tourismus diese Aura verliehen." (ENZENSBERGER, H.M. 1958)

Auch das Verleihen von Aura ist Politik. So verschleiern in diesem Fall die abenteuerliche Aura des Tourens oder auch Kategorien wie "Fernweh" und "Sehnsucht" (die Erfindungen der Romantik sind) tatsächlich kolonialistische, nur "scheinbar friedliche" Eroberungszüge. Ich will damit sagen, daß die patriarchale Geschichtsschreibung die Bedeutung unseres Unterwegsseins auf das Abenteuerliche, auf Entdeckung, auf Eroberung reduziert und natürlich zu einer männlichen Domäne macht, die glorifiziert wird.

Diese Reduzierung sperrt im höchsten Maß unsere eigenen Weg-Gründe, Anlässe und Absichten aus (und damit die Möglichkeit eine 'Reise' zu machen; was in meiner Diplomarbeit genauer nachgelesen werden kann). Frauen haben demnach in diesem reduzierten und verdrehten Unterwegssein einfach nichts zu suchen; ihnen wird das zu Hause bleiben oder besser, das im Haus bleiben diktiert, indem Anlässe und Weg-Gründe auf die häuslichen Tätigkeiten beschränkt werden oder auf die Rolle der repräsentativen Begleiterin.

Ich möchte jetzt den Zeitpunkt des "plötzlich" auftauchenden Phänomens der 'Frauen in Männerkleidern', nämlich ab dem 16. Jahrhundert, als Indiz nehmen und sagen: Ein ganz entscheidender Schritt, der die Verhäuslichung der Frau zur Folge hat, findet mit beginnender Neuzeit statt, wo das "scheinbar friedliche Touren" dem Festschreiben der durch Kriegs- und Kolonisationszüge erzwungenen Herrschaftsverhältnisse dient. Justin Stagl beschreibt das 16. Jahrhundert als das Jahrhundert der "Methodisierung des Reisens"; d.h. gereist/getourt wird meistens "im Auftrag von" - also immer in einem bestimmten (herrschaftlichen) Interesse mit genauester Anweisung zum Schematisieren, Sammeln und Systematisieren. In diesem Zusammenhang läßt sich gut sagen, daß die Totalerfassung und damit die Unterwerfung von Welten beginnt, indem z.B. der Kriegsbericht zum schematisierenden (Reise)bericht modernisiert wird.

"Gleichzeitig mit der Unterwerfung der Welt geschieht die Unterwerfung der Frau, in Europa bekannt als die sogenannte Hexenverfolgung, die Jahrhunderte dauerte und Millionen von Opfern 'forderte', wie es so abstrakt heißt. Erst auf dieser Grundlage, die wir bis heute verdrängt haben aus unserem Bewußtsein, erhob sich die westliche Welt zur Ersten Welt und schuf zu ihrer Rechtfertigung den Humanismus und die Aufklärung." (WERLHOF, Claudia 1988: 119)

Also: "Humanistisch", "aufklärerisch" wurden "Hexen" verfolgt..., das

heißt die weisen wissenden Frauen vernichtet, die Fähigkeiten und Fertigkeiten besaßen, Erfahrungswissen und Frauenwissen, daß sie unabhängig hatten und das sie unabhängig machte von Männerwissen und -urteil. Wir könnten auch sagen: Die Fähigkeit zur Reise, zur Frauenreise, unabhängig vom Programm der patriarchalen Tour.

Frauen wurde also nicht nur ein indirektes Reiseverbot erteilt, indem ihnen "das im Haus bleiben" diktiert wurde (s.o.); dieses Diktat wurde durchgesetzt mit der Verfolgung und Vernichtung der Frauen, die sich ihre Fähigkeiten und damit auch ihre Handlungsfähigkeit und Weg-Gründe nicht nehmen lassen wollten.

Ich sehe die Flucht vieler Frauen in Männerkleider auch in diesem Zusammenhang, was Rudolf Dekker und Lotte van de Pol, die den "Frauen in Männerkleidern" nachgeforscht haben, nicht tun. Sie haben in Archiven, Akten, Gerichtsprotokollen und -urteilen diesen Frauen nachgespürt und dann deren Geschichten und Biographien aufgeschrieben:

Sie zeigen, daß die Verkleidung besonders für Frauen der unteren Schichten oft die einzige Möglichkeit war, ihre Existenz (als "Mann") zu sichern, wenn sie sich nicht prostituieren wollten. Sie verkleideten sich, um das Handgeld als Matrose einzustreichen, um mehr Lohn zu bekommen: z.B. als Hausdiener statt als Magd, um unbemerkter Diebestouren machen zu können oder einfach um Nächte saufend in Wirtshäusern zu verbringen und auf den nächtlichen Straßen in Ruhe gelassen zu werden. Manche Frauen haben ihr ganzes Leben in Männerkleidern, als Mann, verbracht. Die Niederländerin Trintje Sijmons z.B. blieb als Schuhmacher(in) und Bildhauer(in) unentdeckt und erst als sie als Soldat fiel wurde sie als Frau erkannt. Ohne die Verkleidung hätte sie ihr Handwerk sicher nicht ausüben dürfen.

Es war, wie ich anfangs schon sagte, ab dem 16. Jahrhundert verboten für Frauen in Männerkleidern unterwegs zu sein oder sich "ganz und gar" als Mann auszugeben, um als Mann zu leben oder sogar, was einige taten, eine Frau zu heiraten. Das war äußerst Untugendhaft (wo doch gerade die "Tugendreise" für die höheren Töchter als Pendant zur "Kavalierstour" erfunden wurde; vgl. BRENNER, Peter (Hrsg.) 1989).

Wenn die Frauen entdeckt wurden, wurden sie - je nach dem wie sie ihre Verkleidung vor dem männlichen Gericht legitimieren konnten - verurteilt. Entweder zu Geldstrafen, zur Verbannung - oft mehrere Jahre, zu mehreren Monaten oder Jahren "Spinnhaus"; sie wurden an den Pranger gestellt

oder zu Tode verurteilt (was ich mir sofort als Verbrennung auf dem Scheiterhaufen vorstelle).

Wenn ihre Legitimation, ihre Ausrede vor dem Gericht bestehen konnte (die tatsächlichen Gründe werden die meisten Frauen sicherlich nicht vorgebracht haben), wurden sie freigesprochen. Am besten ging dies wohl durch die Beteuerung "übergroßer Vaterlandsliebe", die sie bewogen habe, als Matrose oder Soldat zu dienen oder durch das Bewahrenwollen von Jungfräulichkeit, Tugend und Ehre - das war dann in den Augen der Richter ein legitimer Grund oder, wie wir gleich sehen werden, ein vorübergehend zu akzeptierender. Also, Vaterlandsliebe und Jungfräulichkeit glaubhaft vorgetragen, führte zum "Freispruch" - und gleich darauf wurde die Frau verheiratet.

"Eine Verkleidung wurde dann toleriert, wenn die Frau keine männlichen Vorrechte einforderte, ihre weibliche Tugend bewahrte, als Mann sehr erfolgreich war und schließlich wieder zu einem Leben als Frau zurückkehrte." (DEKKER, Rudolf/VAN DE POL, Lotte 1989: 109)

Den Mann, die Heirat gab es dann sozusagen als "Belohnung", die das tatsächliche Zurückkehren ins Frauenleben garantieren sollte. (Oft war gerade eine Heirat Grund für die Flucht in die Verkleidung gewesen.) Was sagen mir die Frauen in Männerkleidern nun weiter?

Ich denke bis zu der Zeit, die ihr Verschwinden in Männerkleider notwendig machte, hatten Frauen Kompetenzen und Fähigkeiten, mit denen sie sich Platz nehmen konnten, die eigene Existenz unabhängig von der der Männer zu sichern. Dazu fällt mir die Geschichte der Kölner Kauffrauen ein, die Annette Hohagen in ihrer mündlichen Prüfung (SS 1990) erzählt hat. Diese Geschichte macht auch deutlich, wie Frauen dann ganz systematisch - dem Systematisieren des 16. Jahrhunderts entsprechend - aus ihren Kompetenzbereichen und Berufen verdrängt wurden, wie sie ausgebaut wurden.

Die Reisen der Bürgerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts stehen wieder in einem anderen Zusammenhang. Das Touren wird nun als Vergnügen und bald als "Standard" in die bürgerliche Gesellschaft eingeführt, woran die bürgerliche Frau demonstrativ teilnehmen muß. Also: Das indirekte Reiseverbot wird aufgehoben und durch die prestigeträchtige Verordnung zum Touren aufgehoben. Hinzu kommt auch, daß die Wege und Orte, die aufgesucht werden, so erschlossen sind, daß Frauen

nun auch ohne männliche Begleitung - also ohne Kontrolle - gleich in die Kontrolle einer Institution oder Organisation übergeben werden können, z.B. wenn sie eine Badereise verordnet bekommen, um die ungesunde Bläße der Stadt loszuwerden.

Das jahrelange, oft jahrzehntelange Unterwegssein vieler Frauen war natürlich schon eine Ausnahme und etwas anderes als eine Badereise; es demonstriert den Versuch aus der bürgerlichen Gesellschaft, aus der "Frauenrolle" auszubrechen. Diese Ausbrüche und Ausfluchten machten die Frauen nun nicht aus existenzieller oder sagen wir mal besser, nicht aus materieller Not, wie wir es gerade von den "Frauen in Männerkleidern" erfahren haben. Die meisten dieser Reisen waren nur möglich, weil sie finanziell/materiell abgesichert waren.

Das Motiv ihrer Reise war meistens das 'hinweg wollen'; Isabelle Eberhardt (eine dieser Weltreisenden) nennt es "das sich unausgesetzt entziehen" oder auch das "Vergessenssuchen". Auf der Suche waren sie nach Frauenreichen, nach Freiheit und Befreiung, auch nach Abenteuer und Entdeckungen. Was sie finden formuliert Annegret Pelz so:

"Was sie finden ist ein Leben in Bewegung, ein ständiger Wechsel von Aufbruch und Ankunft, ein Leben permanenter Ruhelosigkeit. Solange sie diesen Gesetzen des Reisens folgen, solange sie nie ankommen, sind es allein die existenziellen Bedingungen des Reisens, die verhindern, daß sie jemals wieder in die Situation geraten, ein 'normales' Frauenleben zu leben." (PELZ, Annegret in: GNÜG/MÖHRMANN 1985:)

Als ich in den Biographien und Reisebeschreibungen dieser Weltreisenden gelesen habe, war ich zunächst enttäuscht. Ich hatte etwas anderes erwartet - wie das bei einer Reise manchmal sein kann... Und zwar hatte ich erwartet, daß sich diese 'Frauenreisen' ganz wesentlich von dem kolonialistischen Touren unterscheiden, daß es weniger in dessen Tradition steht und daß Abenteuer, Entdeckungsdrang und der Blick auf die Fremde als Kolonie "weniger kolonialistisch" sei. (Nach dem Motto: Was Frauen tun ist grundsätzlich mal "besser" und "richtiger" und weniger patriarchal - was so natürlich nicht stimmt.)

Dazu hatte ich noch erwartet, daß hinter dem 'hinweg' auch ein Weg steckt und nicht nur die Flucht. Oder war die Flucht schon ein Weg und das "sich unausgesetzt entziehen" doch eine Möglichkeit; so wie Ida Hahn sagte: "Ich reise um zu leben."?

Also kurz: Ich hatte dabei vergessen, was ich dann kurz nach meiner Enttäuschung, als Antwort auf die falsche Erwartung sozusagen, in den Vaga-

bundinnen las:

"Sicher ist es kein Wunder, wenn wir uns in unseren eigenen kulturellen vier Wänden nicht gerade zu Hause fühlen und es uns in der eigenen Haut unerträglich werden kann. Aber die fluchtartigen Anleihen an fremde Kulturen bleiben oberflächlich und leichtgläubig, solange sie von dem irrigen Vorurteil begleitet sind, dort seien wir von der Auseinandersetzung mit den verheerenden Spuren patriarchaler Interessen entlastet und könnten uns die Anstrengung ihrer Entmystifizierung ersparen. Die männlichen Mythen-Hersteller sind aus der Ferne lediglich schwerer zu erkennen und täuschen aus dem Versteck. Wenn wir über uns selbst und unsere Mittäterschaft klar werden wollen, dann müssen wir uns zumindest auch gründlich unsere eigene Geschichte und Kultur vornehmen. Die patriarchale Kolonisation hat Frauen nicht freigelassen; sie sitzt als 'Eiterherd' in unseren Köpfen. Ihn erkennen, unschädlich machen und sehen wie es sich ohne ihn lebt, ist eine gute Vorstellung." (THÜRMER-ROHR, Christina 1987: 53)

Die reisenden Bürgerinnen haben natürlich neben ihren Wünschen und ihrer Suche nach 'weiblicher Freiheit' auch ihre patriarchalen und kolonialistischen Konditionierungen mitgenommen. Und z.B. die Verheißung, daß das Unterwegssein an sich schon Freiheit bedeutet oder bringt (so wie männliche Leitbilder es vermitteln) und daß sie an dieser Freiheit "teilhaben" könnten.

Gerade diesem Teilhaben-Wollen müssen wir eine Absage erteilen.

Und damit zurück zu meiner Frage, die ich anfangs gestellt habe:

Kann aus dem 'hinweg' ein Weg werden oder: Wie kann aus einer Reise in Männerkleidern eine Frauenreise werden?

Das Erkennen der patriarchalen Kolonisation und der Mittäterschaft, wie Christina Thürmer-Rohr es beschreibt, ist denke ich schon ein gutes Stück Weg anstelle des 'hinwegs'. Es entspricht der "feministischen Lust, patriarchales Übel aufzuspüren". (Vgl. HELMRICH, Bettina und RÜHLING, Sonja 1988, Diplomarbeit am FB 13)

Wir müssen eben fragen: An was sind wir - zunächst zwangsläufig - angeknüpft? An die Geschriebene Geschichte der Tour, an die patriarchale Kolonisation zum Beispiel, die die Frauen-Geschichten, ihre Reisen eliminiert. Und wie wird uns Wert verliehen, wird uns überhaupt Wert verliehen und an was werden wir "gemessen"? An männlichen oder "neutralen" Maßstäben, die uns die Männerkleider aufzwingen.

Das - und vieles mehr - müssen wir fragen, um zu wissen wovon wir uns befreien und wem wir eine Absage erteilen wollen.

Die Italienerinnen, Autorinnen des Buches "Wie weibliche Freiheit entsteht" geben mir in diesem Zusammenhang viele Antworten. Sie schreiben

zu dem "guten Stück Weg" (s.o.):

"Politik der Frauen heißt für uns, die gegebene Realität zu verändern, indem wir von der Fähigkeit ausgehen, die jede Frau, die jeder Mensch besitzt: nämlich die Erfahrungen in der Realität in Wissen über die Realität zu verwandeln." Und:
"(...) es ist wichtiger, das Bestehende interpretieren zu können, als Veränderungen zu planen; die besten Projekte sind immer die, die uns die Tatsachen auferlegen, wenn wir deren Bedeutung verstanden haben."
(LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO 1991: 171 u. 183)

Diese 'Reise' können wir allein wohl schwer machen. Ja, wie mache ich das denn und verwandele Erfahrung in Wissen... Frauenerfahrung in Frauenwissen? Zu dem Aufspüren, Erkennen und Anerkennen der eigenen Erfahrungen und Fähigkeiten und zu deren Verwandlung in unser Wissen, brauchen wir Erfahrene, 'Reisekundige'. Ohne Männerkleider.

Von einer anderen Frau lernen zu können, eine andere Frau als Bezugspunkt als Lehrmeisterin wählen zu können ist eine Voraussetzung für unser Reisen. "Es ist wichtiger Lehrmeisterinnen zu haben, als anerkannte Rechte zu besitzen." (LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO 1991: 25) Lehrmeisterinnen, Vorbilder, "symbolische Mütter" (vgl. ebd.: 126f), mit denen wir in Beziehung treten können, mit denen wir ein "Tauschverhältnis" entwickeln können, damit unsere Erfahrungen, unser Wissen und unsere Kundigkeit wieder "zirkulieren" können und nicht in jeder einzelnen als "Ahnung" eingeschlossen bleiben.

"Von Tauschobjekten, die sie in der Männerwelt waren, können und müssen die Frauen zu Tauschenden werden." (ebd.: 131)

Mit einer Übertragung und ein paar "Fragen" möchte ich jetzt zum Schluß kommen: Wenn wir das Bild der Frauenreisen auf unsere Lernsituation an der Hochschule übertragen, dann kann ich nach den Lehrmeisterinnen, Vorbildern, den "symbolischen Müttern" auf Seiten der Lehrenden lange suchen. Ich finde sie nicht, weil sie nicht da sein können/dürfen. Oder welche macht uns aufmerksam und hilft uns, die Realität erkennen, daß wir zunächst nur die (UN)Möglichkeit haben, in Männerkleidern in einer Männerdomäne zu (ver)lernen? Und dann erst: Was, wenn wir die Männerkleider nicht mehr wollen? Dann "nützt" uns irgendeine Professorin, hauptsache -in, auch nichts.

Und der Ausschreibungstext der Berufungskommission zur C4 Professur, der mit dem Nachsatz endet: "Bei gleicher Eignung will der Fachbereich die Stelle gern mit einer Professorin besetzen", nützt uns nicht nur nichts, er ist auch gefährlich und herrschaftlich. *)

Anmerkung

*) Nachtrag während der Tipparbeit im Februar '92

Vgl. Ausschreibungstext der Berufungskommission ; Vorlage zur Fachbereichssitzung am 22.01.92

Literatur

- ARIADNE (1988): Reisefieber, Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung, Heft 11. Kassel
- BRENNER, Peter J. (Hrsg./1989): Der Reisebericht. Frankfurt
- CORBIN, Alain (1990): Meereslust. Berlin
- DEKKER, Rudolf/VAN DE POL, Lotte (1989): Frauen in Männerkleidern. Berlin
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (1958): Vergebliche Brandung der Ferne; eine Theorie des Tourismus, in: Merkur, XII Jahrgang, Heft 8.
- GNÜG, Hiltrud / MÖHRMANN, Renate (1985): Frauen - Literatur - Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart
- LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO (1991): Wie weibliche Freiheit entsteht. Berlin.
- PELZ, Annegret (1988) in: Ariadne, s.o.
- STAGL, Justin (1989) in: Brenner, Peter J.,s.o.
- THÜRMER-ROHR, Christine (1987): Vagabundinnen - Feministische Essays. Berlin
- VEBLEN, Thorstein (1989): Die Theorie der feinen Leute. Frankfurt.
- WERLHOF, Claudia von (1988): Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus in: Werlhof/Mies/Bennholdt-Thompson (1988): Frauen die letzte Kolonie. Reinbek
- WOLF, Christa (1983): Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra. Darmstadt

Die Notwendigkeit der Reflexion in der Landschaftsplanung

Ich möchte meine Prüfung mit einer kleinen Geschichte beginnen:

"Während eines juristischen Staatsexamens stand der Prüfling, der die Fragen bis dahin nur zögernd und etwas zerstreut beantwortet hatte, plötzlich auf und sagte ohne ersichtlichen Anlaß: 'Meine Herren, merken Sie nicht, wie eitel all das ist, was wir hier treiben? Keiner von uns kennt die Stunde seines Todes, aber jeden von uns wird er einmal ereilen. Das allein ist sicher in diesem Leben, das doch nur ein Schatten ist, ein kurzer Wandel...'

'Herr Lechte', unterbrach ihn der prüfende Professor, 'Sie haben sich hier zu einem Staatsexamen eingefunden. Das ist nicht der Ort für solche Reden. Ich bitte Sie...'

'Nicht der Ort?' fragte der Prüfling mit weitaufgerissenen Augen, 'Überall ist der Ort, die Botschaft unseres Herrn zu verkünden. Er hat uns aufgetragen, sein Wort zu verkünden, wo immer es sei. Gehet hin, sprach er...'

'Sie haben ja vollkommen recht', schaltete sich ein zweiter Professor ein, 'wir teilen ihre Ansicht, nur...'

'So', sagte der Prüfling, 'Sie teilen sie? Dann lasset uns aufstehen und den Herrn mit fröhlichen Liedern preisen, der soviel Gutes an uns getan hat!' Und er begann mit lauter Stimme 'Geh' aus mein Herz' zu singen.

Die Professoren schwiegen betreten. Der Prüfling unterbrach seinen Gesang. 'Singt mit!' rief er. 'Der Fröhliche ist dem Herrn wohlgefällig...'

'Wenn sie sich nicht augenblicklich wieder hinsetzen, dann sind sie durchgefallen', schrie der prüfende Professor.

Der Prüfling sah ihn erstaunt an. 'Sie wollen jemanden durchfallen lassen, weil er Sein Wort verkündet?'

'Aber nein!' brüllte der Professor.

'Sondern?' fragte der Prüfling.

'Die Prüfungsordnung schreibt vor...', sagte der Professor.

'Menschenwerk', unterbrach ihn der Prüfling.

Die Professoren steckten die Köpfe zusammen. 'Sie haben bestanden', sagte der Prüfungsvorsitzende schließlich. 'Und jetzt gehen sie bitte!'

'Wie wunderbar sind die Wege des Herrn', rief der Prüfling, 'lasset uns unsere Stimmen erheben...'

Doch die Professoren hatten im Nu den Raum verlassen.

Der Prüfling zog lächelnd seinen Mantel an. 'Wer nur den lieben Gott läßt walten', sang er laut und trat auf den sonnigen Flur, in dem sein Gesang noch einmal so schön widerhallte." (Gernhardt 1977: 24f)

Ganz so einfach habe ich es mir jedoch nicht vorgestellt, sondern ich will in meiner Prüfung noch etwas dazulernen.

Zunächst gebe ich einen kurzen Überblick, wie ich mir den Ablauf der Prüfung vorgestellt habe: Mein Vortrag gliedert sich in drei Teile, erstens die Einführung zum Thema, welches lautet: Die Notwendigkeit der Reflexion in der Landschaftsplanung. Als zweites stelle ich meinen Standpunkt und dessen Schwierigkeit dar und drittens möchte ich dann an zwei Beispielen nach Antworten auf drei Fragen zum Thema suchen. Danach wünsche ich mir eine Diskussion. Die letzten fünf Minuten, bevor die Herren Prüfer ihre Urteile fällen, möchte ich mir für ein Resümee und eine kleine Geschichte vorbehalten.

In 'harten Disziplinen' (vgl. Hard 1981: 29ff) wie beispielsweise der Juris-
terei, bei denen es in den Prüfungen um das Abfragen von (Auswendig-)Gelern-
tem geht, gibt es nur eine mehr oder weniger plausible Form des Umgangs mit
der Prüfung - wir haben sie gehört. In einer 'weichen Disziplin' wie der Land-
schaftsplanung hingegen ist auch die Prüfung eine Lernsituation, ein Anknüpfen
und Weiterschreiben an der Lerngeschichte.

Es gibt zunächst zwei Themen, die mir mit Blick auf die mündliche Prüfung
durch den Kopf gegangen sind, zum einen Landespflege und Nationalsozialismus,
zum anderen Christa Wolfs Erzählung 'Kassandra'. Beides wird nachher wieder
auftauchen, aber ich habe mich entschlossen als roten Faden ein Thema zu wäh-
len, das direkt an die Diplomarbeit von Andreas und mir (vgl. Kurowski/Tepe
1991) anknüpft: Die Notwendigkeit der Reflexion in der Landschaftsplanung.

"Wo liegt denn nun eigentlich das Problem?" ist Thema und Titel unserer Di-
plomarbeit. Dabei haben wir gelernt, wie wichtig bei der Übernahme eines Auf-
trags die Prüfung der Aufgabenstellung ist, aber auch die Prüfung des darin
enthaltenen Rollenangebots, der versteckten Erwartungen unserer Auftraggeber-
Innen. Die Brisanz dieser Erwartung wird meist erst dann klar, wenn wir mit
unserer Planung ganz woanders gelandet sind, als wir hinwollten. Um sich die-
ser 'Fallen' klar zu werden und nicht immer wieder auf's Neue da hineinzutap-
pen, bedarf es der ständigen kritischen Prüfung, der Reflexion des Handelns
in der Landschaftsplanung. Reflexion möchte ich dabei verstehen als das Nach-
denken, die Überlegung, die Betrachtung, das vergleichende und prüfende Den-
ken.

Die Notwendigkeit der Reflexion begründe ich zum einen persönlich. Ich möch-
te die Frustrationen und Enttäuschungen bei der Arbeit als Planer verstehen,
weil sie eine große Belastung sind, solange ich nicht weiß, wo sie herkommen.
Zum anderen kann ich die Notwendigkeit handwerklich begründen aus der Erwartung
einer tragfähigen Arbeit, womit ich mich aber schon im Gegensatz zur
gängigen Arbeit der Berufsstandes befinde.

"Man hat den Eindruck, daß viele Grünplaner, Stadtgärtner, Landschaftsar-
chitekten ihre Werke späterhin gar nicht mehr richtig ansehen; sonst könn-
ten sie wohl ihre offensichtlichsten Fehlplanungen nicht so stereotyp wie-
derholen, wie es tatsächlich geschieht." (Hard/Pirner 1985: 3)

Ich bin mir bewußt, daß meine Begründungen individuell bzw. moralisch sind,
da beispielsweise Alterungsfähigkeit oder Gebrauchsfähigkeit in unserer Pro-
fession keine allgemein anerkannten Qualitätsmerkmale sind. Ich denke da an
die 'Umtriebszeiten' der städtischen Grünanlagen von 10-15 Jahren. Oder ein
Ingenieur, der Disteln hacken läßt, was deren Wachstum fördert, hat keine
Kritik zu befürchten.

Die oben zitierte Beobachtung von Hard/Pirner deckt sich auch mit Erfahrungen aus Büros. Urta Steinhäuser hat das bei einem Stammtisch der AG Freiraum und Vegetation berichtet, daß Reflexion im Büro nicht stattfindet, zumal dabei die eigene Arbeit in Frage gestellt wird oder gar ganze Pläne über den Haufen geworfen werden müßten.

Ich habe zunächst drei Fragen an die Prüfung: Warum ist Reflexion so schwer? Was können wir dabei lernen? Wie kann sie aussehen oder ablaufen? und dann, wenn wir soweit kommen, schließlich noch die Frage, ob sich die Notwendigkeit der Reflexion anders als individuell oder moralisch begründen läßt.

Zwei Beispiele von Reflexion bzw. verpaßter Reflexion werde ich nachher vorstellen, doch eines scheint mir vorweg wichtig zu sein: der eigene Standpunkt, ein fester, vielleicht auch unbequemer Standpunkt, den es schließlich auch zu prüfen gilt, wenn ich über meine Arbeit nachdenke.

Während meines Studiums wurde ich immer wieder gefragt, was ich denn studiere, und auf die Antwort "Landschaftsplanung" erntete ich meist einen verständnislosen Blick, auf den ich lange Zeit mit "Na so Umweltschutz und so ..." reagierte. Mir schien, daß die meisten meiner GesprächspartnerInnen über die 'Landschaft' stolperten, die nicht so ganz zum Begriff Planung paßt. Ich beginne daher die Klärung des Standpunktes zunächst mit meinem Verständnis von Planung:

Planung verstehe ich als eine im weitesten Sinne handwerkliche Arbeit mit einer Philosophie und einem Maßstab der Qualität. Eine TischlerIn braucht eine Vorstellung vom Material und wie sie damit arbeiten kann, ohne daß es z.B. reißt oder bricht, um einen stabilen Stuhl oder Tisch herzustellen. Dabei ist die Vorstellung vom Material die Philosophie und die Stabilität ein Qualitätsmaßstab. Planung als vorausschauendes Handeln ist etwas, was wir alle täglich machen, wenn wir unseren Tagesablauf planen und uns dementsprechend darauf vorbereiten oder eine Reise planen und dafür den Koffer packen.

Professionelle Planung sehe ich als den verständigen Rat zu einem Vorhaben aus einem anderen Blickwinkel und aus einer anderen Erfahrung, dessen Qualität sich an der Bestätigung oder Nichtbestätigung der Prognose mißt. Wenn mir also geraten wird, für eine Reise in den Süden dicke Pullis einzupacken und ich dann dastehe und schwitze, dann hat sich die Prognose, daß ich im Süden warme Kleidung brauche nicht bestätigt. Und ich werde das nächste Mal eineN fragen, der oder die das Klima besser kennt oder das Wohlbefinden wichtiger einstuft als die Mode. Mein planerischer Rat, etwas aus meiner Erfahrung und bestimmten Gründen so oder so zu machen, hat einen politischen Gehalt, dessen ich mit bewußt sein muß. Er kann aber die politische Diskussion oder Entscheidung z.B. in einer Gemeinde nicht ersetzen.

Nun zur Landschaft, mit der es schon etwas schwieriger ist. Gerhard Hard hat kürzlich geschrieben,

"daß das Wort Landschaft in seiner heutigen Bedeutung aus der frühneuzeitlichen Sondersprache der Maler, Kunstverständigen und Kunstliebhaber stammt und eine gemalte Landschaft bezeichnete." (Hard 1991: 14)

Was bedeutet dieses Bild aber nun für unseren Alltag? Ich möchte das an dem Begriff Stadtlandschaft verdeutlichen, der immer wieder von PlanerInnen verwendet wird. Was beispielsweise in der Fachpresse als Stadtlandschaft bezeichnet wird, das sind für mich die Wege zum Einkaufen oder zur Hochschule, zum Spaziergehen, die Orte, an denen ich stehenbleibe oder stehenbleiben muß, weil ich nicht über die Straße komme; dann sind das auch Orte, die ich meide, oder Wege, die ich abends nicht mehr gehe. Wenn ich also meinen Alltag wichtig und ernst nehme, dann kann ich (Stadt-)Landschaft nicht als Bild begreifen, sondern nur als Arbeitsorte und Arbeitswege.

Übertragen auf die "große", "weite" Landschaft heißt dies, daß "Landschaft" Arbeitsorte sind, wo Bauern arbeiten, nicht mehr oder nur eingeschränkt arbeiten dürfen, wo die Administration arbeiten läßt oder auch nicht, wo sich konkrete Interessen widerspiegeln, auch herrschaftlicher Zugriff und Ausbeutung. "Landschaft der Leute" haben Andreas und ich das in unserer Diplomarbeit genannt. (vgl. Kurowski/Tepe 1991: 11ff)

Autonomie sehe ich dabei als eine wesentliche Qualität der Arbeit in der Landschaft, ähnlich wie ich mir in der Stadt(-landschaft) meine Wege selbst wählen möchte. Das heißt nicht, daß alle Leute uneingeschränkt ihre persönlichen Interessen verfolgen, sondern daß die Einschränkungen prüfbar und nachvollziehbare Ergebnisse sozialer Übereinkünfte sind und nicht herrschaftlich verordnet werden.

Planung + Landschaft = Landschaftsplanung? So einfach geht es nicht, wenn ich verstanden habe, daß Landschaft das Ergebnis einer Vielzahl autonomer Entscheidungen im Spielraum von Verwaltungs- und Herrschaftsverordnungen ist. Landschaft als Bild läßt sich nicht planen, es sei denn mit Gewalt: Wie die MalerIn ihre Farben und Pinsel gebraucht, so müßten wir als PlanerInnen die Bauern oder dann besser 'Landschaftspfleger' beherrschen, damit das gewünschte Bild entsteht. Planung heißt für mich aber nicht Beherrschung, sondern Schaffung von Spielräumen. Gerda Schneider schreibt zur Landschaftsplanung:

"... sie hat die Aufgabe, Handlungsspielräume für autonome Entscheidungen über den Gebrauch der naturbürtigen Hilfsquellen zu entwickeln, um die Subsistenzfähigkeit und die Subsistenzarbeit zu ermöglichen." (Schneider 1989: 134)

Die Diskussion in der Landschaftsplanung muß also geführt werden über Arbeit, über den Gebrauch oder auch die Ausbeutung naturbürtiger Hilfsquellen, über

politische Interessen, über Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse. Es geht darum, Konflikte, die sich in der Landschaft abbilden, deutlich werden zu lassen, aber auch stehen lassen zu können.

Dieses Verstehen von Landschaftsplanung hat sich erst im Studium ergeben, gesucht habe ich etwas anderes. Ich bin zu Beginn meines Studiums eingegangen auf das Angebot, das mir die Blätter zur Berufskunde gemacht haben. Dort heißt es:

"Es ist deshalb ein vorrangiges Ziel der Umweltpolitik, Natur und Landschaft im besiedelten und unbesiedelten Bereich so zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln, daß die Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes, die Nutzungsfähigkeit der Naturgüter, die Tier- und Pflanzenwelt sowie die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft nachhaltig gesichert werden.

Der Diplom-Ingenieur Landespflege/Landschaftsplanung widmet sich beruflich der Verwirklichung dieses Zieles. Er geht von der Theorie und Erfahrung aus, daß Natur und Landschaft im Interesse des Menschen auch ohne Umweltzerstörung verändert werden können. Dabei werden allerdings die ökologischen Gesetzmäßigkeiten der natürlichen Lebensgrundlagen zum bestimmenden Beurteilungsmaßstab für das berufliche Handeln." (Bundesanstalt für Arbeit 1986: 2)

Weiter unten wird als eine berufliche Qualifikation, über die der Diplom-Ingenieur Landespflege verfügen "muß", genannt: "Fähigkeit, Konflikte zu lösen und Übereinstimmungen herzustellen". (ebenda: 2)

Das ist "Landespflege", nicht als Diffamierung oder Dualismus, sondern als Bezeichnung für eine 'Planung', die über anderes redet und etwas anderes will als Landschaftsplanung(, wenn sie denn genau weiß, was sie will). Was ich zu Beginn meines Studiums gesucht habe, steckt immer noch in meinen Wunschträumen, mal offener und mal versteckter. Und trotzdem ich mir der Gewalt, die darin enthalten ist, im Studium bewußt geworden bin, tauchen die Wünsche immer wieder auf. So steht am Schluß unserer Diplomarbeit ganz plötzlich wieder etwas vom Verbessern. Einmal mehr die Notwendigkeit, über unsere Arbeit, hier die Diplomarbeit nachzudenken.

Doch nach der Klärung meines Standpunktes zurück zu den Fragen und Beispielen: Warum ist Reflexion so schwer? Was können wir dabei lernen? Wie kann sie aussehen?

Als erstes Beispiel möchte ich auf das Thema Landespflege und Nationalsozialismus eingehen, wobei es sich um ein Beispiel verpaßter Reflexion handelt. Anlaß für Diskussionen zu diesem Thema (z.B. 1984/85 in Garten + Landschaft) ist immer wieder die herausragende Stellung von Vertretern unseres Berufsstandes in der Zeit des Nationalsozialismus, ihre Macht und damit die Macht der Profession - Macht über andere. Erhard Mäding hat 1942 sein Buch 'Landespfle-

ge' veröffentlicht und Alwin Seifert war wesentlich am Autobahnbau oder am Bau des Rhein-Main-Donau-Kanals beteiligt, beides Projekte mit 'gewaltigen' Auswirkungen. Auch heute noch ist unser Berufsstand bei ähnlichen Großprojekten wie z.B. der Schnellbahntrasse mit nicht weniger totalitären Planungsinstrumenten dabei, natürlich gestaltend. Oder Konrad Meyer, der nach dem Krieg Professor in Hannover wurde, war damals am Generalplan Ost, der Planung für die besetzten Ostgebiete beteiligt. Das Thema Landespflege und Nationalsozialismus bietet genug Anlaß zu reflektieren, über die Rolle, die von PlanerInnen erwartet und übernommen wird, über die Anfälligkeit der PlanerInnen für die Macht oder die vielleicht unbewußte Gewalt in der eigenen Arbeit, nicht nur bei Großprojekten, sondern bereits im ganz kleinen, z.B. bei der Bepflanzung von Baumscheiben. Für den Berufsstand geht es um die "unbestrittenen fachlichen Leistungen" der Planer in jener Zeit und inwiefern diese Leistungen richtungsweisend sind, losgelöst aus jedem politischen, sozialen oder gesellschaftlichen Kontext. So möchte auch Ursula Kellner ihren in "Das Gartenamt" im Juni 1991 veröffentlichten Artikel "Vor 100 Jahren wurde Heinrich Friedrich Wiepking geboren" verstanden wissen, auf den ich gleich näher eingehen.

Kurz zu Wiepking: Er hat eine Gärtnerlehre gemacht, in England studiert (Städtebau, Biologie, Gartenbau), in den 20er Jahren in Hamburg und Berlin gearbeitet, u.a. mit Leberecht Migge, wurde 1934 Direktor des Instituts für Gartengestaltung an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, als Nachfolger Karl Barths, der sich nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten das Leben genommen hat. Nach dem Krieg baute er das Hochschulstudium in Hannover und Osnabrück auf. Er starb 1973.

Der o.g. Artikel hat für mich viele nachdenkswerte Stellen, die jedoch von der Autorin nicht kritisch aufgegriffen werden. Da ist z.B. das Lehrzeugnis, das ihn beurteilt

"als 'einen strebsamen Fachmann, der mit großem Geschick sich allen Verhältnissen anzupassen versteht' und 'in jeder Weise nur bestens (zu) empfehlen' sei." (Kellner 1991: 360)

Ein Zeugnis, das vielen PlanerInnen auszustellen wäre und das mich nachdenklich machen würde.

Der frühe Wunsch Wiepking's, Gartendirektor zu werden, präziserte sich im Ersten Weltkrieg:

"Im Trichter an der Somme wurde ... aus dem 'Gartendirektor' bereits eine Vorstellung von der Aufgabe des 'Landespflegers' gewonnen,... Diese Vorstellung eines gesitteten Volkes in einer gesunden und schönen Landschaft bewegte seitdem mein Tun." (Wiepking 1963, zitiert ebenda: 362)

Diese Vorstellung von der Aufgabe des Landespflegers gibt mir umso mehr zu denken, als mein eigener Wunsch, Landschaftsplanung zu studieren erst während meiner Wehrdienstzeit aufkam. - Vorher wollte ich noch Wirtschaftsingenieur werden.

Ein anderes Zitat verdeutlicht die im Lehrzeugnis bereits angeklungene Konformität Wiepkings mit den jeweiligen Verhältnissen, die er als grundlegend für die universitäre Ausbildung ansieht.

"Das 3. Reich geht ausschließlich von der Totalität aus, das heißt zunächst, daß der Lehrer und der Studierende der Universität nicht außerhalb der Gesamtheit stehen kann und darf." (Wiepking 1938, zitiert ebenda)

Das paßt nicht ganz zufällig zu den Konsensappellen an unserem Fachbereich. Ein weiteres Beispiel, wie arglos mit dem Wirken Wiepkings umgegangen wird, ist seine Planung für die deutschen Ostgebiete unter der Führung des oben erwähnten Konrad Meyer. Wiepkings Maßnahmen zum Schutz von Wasser, Luft und Boden sowie sein Ziel, gestaltete und fruchtbare Landschaften zum Wohl des Menschen zu schaffen, werden als vorbildlich gesehen. Die Gewalt, die real mit der Umsetzung der Planung verbunden war, wird außerhalb der fachlichen Tätigkeit angesiedelt und allein der nationalsozialistischen Ideologie zugeschrieben.

Wieviel Gewalt bereits in der Planung selbst steckt, in der Herstellung des staatlichen Zugriffs durch die Planung, steht nicht zur Debatte. Der vorgegebliche Schutz ist aber immer Kontrolle, ob als Umweltschutz, Landschaftsschutz oder Naturschutz: Kontrolle über Flächen und über Menschen.

Zurück zu meinen drei Fragen:

Warum ist Reflexion so schwer? Sie bedeutet die eigene Position in Frage zu stellen und eine reflektierte Distanz (vgl. Schneider 1989: 132f) zu sich selbst einzunehmen. Das erscheint in diesem Fall sehr schwer, da die Inhalte des Landespflegestudiums maßgeblich von Wiepking geprägt wurden und eine grundlegende Kritik an Wiepking und der Rolle des Berufsstandes bedeuten würde, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Auch ist das erklärte (schwammige) Ziel der Landespflege, Schutz des Lebens, Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen, sicher keine Basis, um die eigene Arbeit in Frage zu stellen. Dies führt dazu, daß die Profession immer mit einem inneren Vorbehalt diskutiert und eher fragt, warum es anders nicht geht als wie es anders gehen könnte. Was kann ich dabei lernen? Ich kann etwas über die Enttäuschungen lernen, die aus meiner Rolle resultieren, wenn ich z.B. Schutz oder Konfliktlösung anstrebe, das Beste für die Leute will, aber die Leute das nicht wollen. In der gängigen Planungspraxis führt diese Enttäuschung häufig zur Forderung nach einer Erziehung der Beplanten (Umweltpädagogik, Beteiligungsmodelle), was die planerische Gewalt nur noch größer und subtiler macht.

Wie kann Reflexion ablaufen? Über eine reine (historische) Beschreibung eines Sachverhaltes komme ich nicht weit, sondern ich muß, wenn ich beispielsweise das o.g. Thema als Anlaß zur Reflexion nehmen will, den Bezug zur eigenen Situation herstellen und über diese durchaus auch kontrovers reden können. Ohne Absicht, ohne Benennung der Frage bekomme ich auch keine Antwort.

Als zweites Beispiel für Reflexion möchte ich auf 'Kassandra', die Erzählung von Christa Wolf eingehen. Kassandra ist die historische Figur aus dem Troianischen Krieg und war mir bislang aus dem Griechischunterricht vertraut. Unser Lehrer schilderte sie immer anschaulich als die Frau, die die Troianer davor warnte, das hölzerne Pferd in die Stadt zu ziehen, und schließlich sogar eine Lanze in das Pferd schleuderte, so daß drinnen die Rüstungen der Griechen schepperten. Nun, es hat ihr nichts genützt...

Beim Lesen der Erzählung ergaben sich für mich mehrere Bezüge zu meiner planerischen Arbeit. Zunächst einmal geht es auch bei Kassandra um das Sehen, das Prognosen machen, die aber keinen interessieren. Darauf reagiert Kassandra sehr verschieden, auch mit Frustration. Ein zweiter Bezug ist das Phantom der Helena, das Kassandra durchschaut, der falsche Vorwand, unter dem die Trojaner für Machtinteressen eingespannt werden. Ähnlich dient die landespflegerische Aufgabe der Ressourcensicherung als Vorwand und macht durch Erfassung, Ausgleich usw. die beabsichtigte Ausbeutung dieser Ressourcen erst möglich. Damit zusammen hängt ein weiterer Bezug, der immer wieder aktuell wird: die Sache mit dem gerechten Krieg, als Vorwand, um Macht zu sichern. Ich denke, da fällt der Golfkrieg genauso drunter wie der Kampf gegen die Naturzerstörung.

Zur Situation Kassandras in Christa Wolfs Erzählung: Sie ist gefangen in Mykene und wartet auf den Tod, auf ihre Hinrichtung. Sie reflektiert darüber, wie sie bis dorthin gekommen ist. Es ist ein Nachdenken mit der Gewißheit, daß sie sterben wird.

Aus der gehaltvollen Erzählung - vor allem im Hinblick auf die Frage: was mache ich mit dem, was ich weiß? - habe ich drei Beispiele ausgewählt, in denen sich bezogen auf mein Thema, die Reflexion, planerische Situationen widerspiegeln.

- Die Antwort auf eine falsche Frage

"Nach einer langen öden Zeit ohne Träume hatte ich nachts endlich wieder einen Traum. Er gehörte zu jenen Träumen, die ich gleich für bedeutsam hielt, nicht ohne weiteres verstand, doch nicht vergaß. Ich ging, allein, durch eine Stadt, die ich nicht kannte, Troia war es nicht, doch Troia war die einzige Stadt, die ich vorher je gesehen. Meine Traumstadt war größer, weitläufiger. Ich wußte, es war Nacht, doch Mond und Sonne standen gleichzeitig am Himmel und stritten um die Vorherrschaft. Ich war, von wem, das

wurde nicht gesagt, zur Schiedsrichterin bestellt: Welches von den Himmels-
gestirnen heller strahlen könne. Etwas an diesem Wettkampf war verkehrt,
doch was, das fand ich nicht heraus, wie ich mich auch anstrengen mochte.
Bis ich mutlos und bekloffen sagte, es wisse und sehe doch jeder, die Son-
sei es, die am hellsten strahle. Phöbus Apollon! rief triumphierend eine
Stimme, und zugleich fuhr zu meinem Schrecken Selene, die liebe Mondfrau,
klagend zum Horizont hinab. Dies war ein Urteil über mich, doch wie konnte
ich schuldig sein, da ich nur ausgesprochen hatte, was der Fall war.
Mit dieser Frage bin ich aufgewacht. Beiläufig und mit falschem Lachen er-
zählte ich Marpessa meinen Traum. Sie schwieg dazu. Wie viele Tage war mir
ihr Gesicht schon abgewandt. Dann kam sie, ließ mich ihre Augen sehn, die,
so schiens mir, dunkler, tiefer geworden waren, und sagte: Das wichtigste
an deinem Traum, Cassandra, war dein Bemühen, auf eine ganz und gar verkehr-
te Frage doch eine Antwort zu versuchen. Daran sollst du dich, wenn es da-
zu kommt, erinnern." (Wolf 1986: 102f)

In der Planung werden wir immer wieder dazu gedrängt, Antworten auf falsche
Fragen zu geben, etwa ob wir eine Baumscheibe mit gelben oder blauen Stief-
mütterchen bepflanzen sollen oder andere typische Was-ist-schöner-Fragen. Im-
mer geht es darum, das Nachdenken auf eine falsche Fährte zu setzen, so daß
aus dem prüfenden Nachdenken eine geschmäckerliche Diskussion wird, von der
ich nichts lernen kann.

- Das wollen wir doch alle

Kassandra sieht, wie in Troia unter dem Druck des Krieges ein Sicherheitsnetz
gespannt wird von einem Mann namens Eumelos. Er verfügt, quasi als Sicher-
heitsoffizier, Sperren, strenge Kontrollen und Sonderbefugnisse für die Kon-
trolleure. Cassandra wendet sich an Eumelos:

"Eumelos, sagte ich, das ist unmöglich. (Selbstverständlich wußte ich, daß
es möglich war.) - Und warum? fragte er mit eisiger Höflichkeit. - Weil wir
uns damit selber schaden, mehr als den Griechen. - Das möchte ich gerne
nochmal von die hören, sagte er. - In diesem Augenblick sprang die Angst
mich an. Eumelos, rief ich, flehend, dessen schäm ich mich noch immer: Aber
glaub mir doch! Ich will doch das gleiche wie ihr.
Er zog die Lippen hart zusammen. Den konnte ich nicht gewinnen. Er sagte
förmlich: Ausgezeichnet. So wirst du unsere Maßnahmen unterstützen."
(ebenda: 119f)

Bereits an anderer Stelle wird Cassandra ähnlich unter Druck gesetzt. Als sie
Kritik äußert, wird ihr gesagt: "Wer jetzt nicht zu uns hält, arbeitet gegen
uns." (ebenda: 83) Und unter diesem Druck, der Angst, die damit hervorgerufen
wird, findet die Vereinnahmung statt, der allein mit Selbstvertrauen nur
schwer zu widerstehen ist. Notwendig erscheinen mir in diesem Zusammenhang
personale Vorbilder für Widerstand.

- Die Schaffung eines Sachzwangs

An einer Stelle wird Cassandra erklärt, wie Macht über einen Sachzwang herge-
stellt wird. Dabei sind Eumelos und Achilles die jeweils Mächtigsten auf der
troianischen bzw. griechischen Seite.

"Der Eumelos braucht den Achilles wie ein alter Schuh den andern. Aber da-
hinter steckt ein primitiver Trick, ein Denkfehler, den er dir in aller

hundsgemeinen Unschuld eingepflegt hat. Und der nur funktioniert, solange du ihm nicht auf seine schwache Stelle kommst. Nämlich: Er setzt voraus, was er erst schaffen mußte: Krieg. Ist er soweit gekommen, nimmt er diesen Krieg als das Normale und setzt voraus, aus ihm führt nur ein Weg, der heißt: Sieg. Dann allerdings diktiert der Feind, was dir zu tun bleibt. Dann steckst du in der Klemme und hast zu wählen zwischen Achill und Eumelos, zwei Übeln. Siehst du nicht, Mädchen, wie Achill dem Eumelos zupaß kommt! Wie er sich keinen besseren Gegner als den Unhold wünschen kann!" (ebenda: 123)

Was würde die Landespflege denn ohne ihr Feindbild, die großen Katastrophen machen, durch die sie sich immer wieder legitimiert? Einmal mehr wird deutlich, wie notwendig es ist, einen eigenen Standpunkt zu haben, um von da ausgehend die Sachzwänge prüfen zu können, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Aber zurück zu meinen drei Fragen und zu dem, was ich bezüglich der Reflexion von Cassandra lernen kann.

Warum ist die Reflexion so schwer für uns PlanerInnen, im Gegensatz zu Cassandra, die fest dasteht mit ihren Erfahrungen und auch über ihre Widersprüche nachdenken kann? Wir haben im Gegensatz zu ihr eine ganze Menge zu verlieren - glauben es zumindest; unsere festen und doch unsicheren Perspektiven, wenn wir Reflexion nicht weiterdenkend, die Kritik nicht weiterbringend begreifen. Das Nachdenken ist aber auch mühselig und so sind wir leicht überfordert mit dem Sehen-lernen, vor allem mit dem, was wir an uns und über uns lernen, und damit, zu erkennen, wo wir denn da eigentlich drinstecken.

Wir können aber etwas wichtiges lernen, etwas über unsere Rollen, in die wir meist eher unbewußt eingebunden sind. Und wir können etwas erfahren über das Unwohlsein in vorhandenen Strukturen, Klarheit bekommen über das Gefühl, etwas falsch zu machen, egal wie wir uns entscheiden.

Was ich für den Ablauf der Reflexion sehr wichtig finde, ist, erfahrenere Personen zu haben, mit denen ich über meine Erfahrungen und meine Geschichten sprechen kann. Das ist schwer genug, wobei ich es als Mann in unserer Gesellschaft und Profession noch vergleichsweise einfach habe.

An dieser Stelle möchte ich meinen Vortrag abbrechen. - Ich habe eingangs darauf hingewiesen, daß ich diese Prüfung als Lernsituation für Prüfling und Prüfer verstehe. Deshalb will ich meine Fragen auch als Angebot für die Diskussion offen stehen lassen. Damit übernehme ich aber auch eine gewisse Verantwortung für den Lernerfolg, weshalb ich mir eine Zusammenfassung bzw. den Abschluß vorbehalte.

(Die Diskussion zu meinem Vortrag läßt sich nicht wiedergeben. Ich habe sie als eine für alle Beteiligten sehr angespannte Prüfungssituation empfunden. Ein wichtiger Gedanke, den ich daraus mitgenommen habe, ist, Frustrationen bei der Arbeit, nicht als ein Ausgeliefertsein gegenüber den Verhältnissen zu be-

greifen, sondern sie sich als Interessens- oder Meinungs widersprüche zu verdeutlichen und so auch mit ihnen umgehen zu können.)

Die Notwendigkeit der Reflexion in der Landschaftsplanung begründet sich, wie ich zu Beginn bereits gesagt habe, zum einen darüber, daß es in einer 'weichen Wissenschaft' keinen allgemein anerkannten, normierten Qualitätsmaßstab geben kann, an dem meine Arbeit geprüft werden kann. Zum anderen begründet sie sich individuell aus meiner bisherigen Erfahrung im Studium und mit dem Berufsstand. Was ich mache, plane, rate, das will ich bewußt machen und mir bewußt machen, ruhig langsam und allmählich. Es ist mir wichtig so zu einem Selbstverständnis zu gelangen: mich zu verstehen und den (politischen) Gehalt meines Handelns. Dabei ist es auch eine wichtige Erfahrung, daß diese Reflexions-Arbeit Spaß machen kann, trotz aller Widersprüche. Bei der Vorbereitung dieser Prüfung bin ich oft ins Grübeln gekommen, es gab Momente gewisser Ausweglosigkeit und Niedergeschlagenheit. Aber es hat auch Gespräche und Situationen gegeben, die unwahrscheinlich schön und aufbauend waren. Ich habe etwas gelernt bei dieser Reflexion, ich bin für mich weitergekommen und das ist für mich eine sehr wesentliche Begründung ihrer Notwendigkeit.

Ich habe noch eine letzte Frage mit einer Geschichte aus der Theologie als Antwort. Warum funktioniert das nicht mit der Reflexion?

"Die bekannte Streitfrage der Scholastiker, wieviele Engel auf einer Nadelspitze Platz haben, erregte die Gemüter der Pariser Theologen so sehr, daß sich der Dekan 1289 zu einem damals ungewöhnlichem Schritt entschloß. Des Streit es der drei sich befehdenden Gruppen müde, lud er am ersten Sonntag nach Trinitatis in die Aula der Universität ein.

'Wieviele Engel haben nach Eurer Meinung Platz auf einer Nadelspitze?' fragte er Le Varlin, den Sprecher der ersten Gruppe. 'Kein einziger', antwortete dieser, 'die ätherische Beschaffenheit dieser Wesen...'

'Das wissen wir', unterbrach ihn der Dekan und sah Grandgouche, den Sprecher der zweiten Gruppe an. 'Was meinen Sie?'

'Natürlich 150', entgegnete dieser, 'wer sich nur etwas in den Schriften des Thomas von Aquin...' 'Danke', sagte der Dekan und wandte sich an Bateux, den Verfechter des dritten Standpunkts. 'Jeder', sagte dieser zornig, 'der nur etwas Verstand hat, wird wissen, daß es unzählige sind. Diese immateriellen Geschöpfe...'

'Gut', sagte der Dekan laut, 'wir kennen nun ihre Meinungen. Jetzt passen sie mal auf.' Er griff in seine Tasche, holte eine Nadel heraus und steckte sie mit dem stumpfen Ende in eine Tischritze. Darauf faltete er seine Hände, und nach kurzer Zeit kamen einige Engel in den Raum geschwebt. Sie kreisten eine Weile über der Nadel, dann setzte sich erst einer darauf, nach einigem Zögern ein zweiter, schließlich ein dritter. Ein vierter Engel versuchte es, er rutschte aus und fiel auf den Tisch. Er versuchte es ein zweites Mal, wieder mißlang es, die Nadel bot keinen weiteren Platz mehr. Die Engel blieben eine Weile, dann verließen sie lautlos die Aula.

'Bitte schön', sagte der Dekan nach einer Pause, 'es sind drei Engel, keiner mehr, keiner weniger. Und jetzt beendet den Streit.' Die Sprecher der Parteien schwiegen einen Moment.

'Das waren aber merkwürdige Engel', sagte Le Varlin schließlich.

'Sie waren viel zu groß', sagte Grandgouche.

'Jeder, der nur etwas von Engeln versteht', sagte Batteux, 'wird wissen, daß das keine waren, da ihre immaterielle Substanz es ermöglicht, daß unzählige von ihnen auf einer Nadelspitze Platz haben.'

'150', meinte Grandgouche.

'Keiner', sagte Le Varlin fest.

'Aber meine Herren', rief der Dekan, 'nun ist doch bewiesen...'

'Bewiesen ist nur eines', sagten die Sprecher aus einem Munde, 'daß das keine Engel waren.'

Und da sie sich das erste Mal in ihrem Leben einig waren, marschierten sie schnurstracks zum Großinquisitor, dem der Dekan schon lange ein Dorn im Auge war. Am zweiten Sonntag nach Trinitatis sah man denn auch den schönsten Scheiterhaufen, der je vor Notre Dame gebrannt hatte." (Gernhardt 1977: 21f)

Abgesehen davon, daß Nachdenken gefährlich ist, wobei ich am Rande auf die Situation an diesem Fachbereich hinweisen möchte - wer nichts lernen will, kann auch nichts lernen!

Literatur:

Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.) (1986): Diplom-Ingenieur/Diplom-Ingenieurin Landespflege/Landschaftsplanung. Blätter zur Berufskunde Band 3. Nürnberg.

Gernhardt, Robert (1977): Die Blusen des Böhmen. Frankfurt.

Hard, Gerhard (1981): Problemwahrnehmung in der Stadt. Studien zur Umweltwahrnehmung. Osnabrücker Studien zur Geographie Band 4. Osnabrück.

Hard, Gerhard (1991): Landschaft als professionelles Idol. in: Garten und Landschaft. 101(1991) Heft 3. S.13-18. München.

Hard, Gerhard/Pirner, Jürgen (1985): Stadtvegetation und Freiraumplanung. Am Beispiel der Osnabrücker Kinderspielplätze. Materialien zur Schriftenreihe Osnabrücker Studien zur Geographie Nr.7. Osnabrück.

Kellner, Ursula (1991): Vor 100 Jahren wurde Heinrich Friedrich Wiepking geboren. in: Das Gartenamt. 40(1991) Heft 6. S.359-364. Hannover.

Kurowski, Matthias/Tepe, Andreas (1991): Wo liegt denn nun eigentlich das Problem? Die Formulierung eines landschaftsplanerischen Auftrags. Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel.

Schneider, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Ent-eignung in der Landespflege. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Kassel.

Wolf, Christa (1986): Kassandra. Erzählung. Frankfurt.

Literatur zum Nachwort:

- Giono, Jean (1989): Sehen lernen. in: ders. Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt/M.

- Gronemeyer, Marianne (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Reinbek.

- Hülbusch, Karl Heinrich (1990): Kinderspiel, Schule, Lernsituationen. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 19 der Kasseler Schule. Kassel.

- Hülbusch, Karl Heinrich/ Petzinger, Renate (1988): Fertige Unwege und unfertige Wege. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Der Praxischock. Notizbuch 9 der Kasseler Schule. Kassel.

- Kleist, Heinrich von (1908): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. in: Waetzold, Wilhelm (Hrsg.) Heinrich v. Kleists Werke. Fünfter Teil. Vermischte Aufsätze. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart.

- Lindgren, Astrid (1986): Pippi Langstrumpf. Hamburg.

- Pirsig, Robert M. (1978): Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt/M.

- Schneider, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Ent-eignung in der Landespflege. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Kassel.

- Weiland, Thomas (1991): Probe auf's Exempel. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Sommer '89 - Prüfungsreden. Notizbuch 21 der Kasseler Schule. Kassel.

Nachwort:

Auch die Prüfung will geplant sein

Es ist ja nun nicht gleich notwendig, wie Herr Lechte im vorigen Text die Prüfung in die Hand zu nehmen. Aber die abgedruckten Prüfungsreden zeigen, wie die AutorInnen ihre Prüfungssituationen ganz wesentlich selbst 'hergestellt' haben. Die Planung umfaßt die Dramaturgie der Prüfung, die genaue Formulierung der Thesen, die überlegte Beweisführung bis hin zum Einbau der 'ösen' in den Prüfungsvortrag, in welche die PrüferInnen dann mit ihren Fragen einhaken sollen. Das Lampenfieber trübt im nachhinein etwas die Wahrnehmung und Erinnerung der Fähigkeit, die Prüfungssituation nicht nur durch die inhaltliche Konzeption sondern auch durch das Auftreten zu beeinflussen. Die bewußte Planung ermöglicht es, Prüfungssituationen im weitesten Sinne, also auch Vorstellungsgespräche, Auftragsverhandlungen oder Bürgerversammlungen, so zu organisieren, daß eine produktive Lernsituation und Spielräume entstehen; sowohl für sich als auch für die jeweils Gegenübersitzenden, denn es geht nicht darum, über die vorgegebene Struktur mundtot zu machen. (vgl. Weiland: 1991)

Das Bewußtsein der "Unanständigkeit"

Eine produktive Lernsituation liegt in beiderseitigem Interesse, die Bereitschaft zum Lernen einmal vorausgesetzt. Und sie erfordert, daß auch auf Seiten der formellen PrüferInnen die Zwiespältigkeit der Situation bewußt ist: daß es genau genommen um die beiderseitige Prüfung wie auch das beiderseitige Lernen geht. Heinrich von Kleist beschreibt diesen Aspekt der Prüfungssituation wie folgt:

"Was übrigens solchen jungen Leuten, auch selbst den unwissendsten, noch in den meisten Fällen ein gutes Zeugnis verschafft, ist der Umstand, daß die Gemüter der Examinatoren, wenn die Prüfung öffentlich geschieht, selbst zu sehr befangen sind, um ein freies Urteil fällen zu können. Denn nicht nur fühlen sie häufig die Unanständigkeit dieses ganzen Verfahrens: man würde sich schon schämen, von jemandem, daß er seine Geldbörse vor uns ausschütete, zu fordern, viel weniger, seine Seele: sondern ihr eigener Verstand muß hier eine gefährliche Musterung passieren, und sie mögen oft ihrem Gott danken, wenn sie selbst aus dem Examen gehen können, ohne sich Blößen, schmachvoller vielleicht, als der, eben von der Universität kommende, Jüngling, gegeben zu haben, den sie examinierten." (Kleist 1908: 37f)

Der Projektarbeitstitel "Ob öko-, Deko-, Psycho-... Hauptsache: Grün" ist im übrigen als Aussage eines Professors eine dieser Blößen mündlicher Prüfungen.

Ausflüchte

Nicht wenige PrüferInnen versuchen ihrer Prüfung und ihrer Prüfungsangst zu entgehen, indem sie eindeutige Herrschaftssituationen herstellen. Auch das gilt für alle oben angeführten Prüfungssituationen, auch wenn ich hier am

Beispiel der mündlichen Prüfungen bleiben möchte. Eine Art, sich der Situation zu entziehen, ist beispielsweise, wenn der Professor von Anfang an die formalen Abhängigkeiten klarmacht und darüber inhaltliche vorspiegelt: "Wir haben folgende Fächer zu prüfen... Womit möchtest Du anfangen?" Über die emotionale Vereinnahmung vermittelt des kameradschaftlichen "Du" (welches keinesfalls Garantie für das Wohlwollen der PrüferInnen gibt) ist es noch viel schwieriger, den Hinterhalt der Situation zu durchschauen und sich darauf einzustellen. (vgl. Hülbusch 1990: III)

Ein anderes Beispiel, wie PrüferInnen ihrer Unsicherheit zu entgehen versuchen, ist, wenn diese die KandidatInnen in ihrem Vortrag unterbrechen und anfangen, zusammenhanglose Wissensfragen zu stellen: "Wie akkumuliert sich Salpetersäure auf natürliche Weise im Boden?" - Als Pippi Langstrumpf von der Lehrerin gefragt wurde, wieviel 7 und 5 sei, antwortete sie: "Ja, wenn du das nicht selbst weißt, denk ja nicht, daß ich es dir sage."

Unangreifbarkeit der PrüferInnen wird auch hergestellt, wenn sie Planungsvorschläge oder Meinungen der KandidatInnen kritisieren, ohne jedoch den eigenen Standpunkt klar zu machen, beispielsweise über den 'fiktiven Vorwand': "Es könnte aber doch jemand kommen und sagen..." So ist es für beide Seiten nicht möglich, etwas dazulernen, und die Anwesenheit der PrüferInnen legitimiert sich letztlich nur noch über die Noten. - "Noten vertuschen nämlich die Unfähigkeit eines Lehrers, seinen Schülern etwas beizubringen", wie Pirsig (1978: 205) schreibt.

Lerninteressen

Wie groß das Interesse der AutorInnen der abgedruckten Prüfungsreden war, die Prüfung als Anlaß zum Weiterlernen zu nehmen, zeigt sich nicht zuletzt in der Themenwahl. Ein großer Teil der Prüfungsthemen knüpft denn auch ausdrücklich an die Lerngeschichte der Diplomarbeit an. Zum anderen findet sich in den Prüfungsreden immer wieder ein Thema, das die kritische Prüfung der Berufspraxis beinhaltet, was gerade beim Abschluß des Studiums (nicht des Lernens!) verständlich ist. So sind in den formalen Rahmen der Prüfungsfächer immer die jeweils aktuellen Lerninteressen der KandidatInnen eingebracht worden.

Praxiskritik

Heutzutage müsse man ja nur einen Berufskollegen niedermachen und die Eins sei gesichert, meinte ein Professor einmal im Vorfeld einer Prüfung. Nicht nur daß sich darin die fortschreitende Distanzierung vom Projektstudium ausdrückt, dessen Inhalt nach Klaus Brake (1973: 185) 'die Auseinandersetzung mit der Praxis nicht ihre Vorwegnahme' ist; sondern damit wird auch ein ganzes Stück

studentischer Arbeit entwertet. Denn so leichtfertig wird die Kritik an anderen nicht geäußert. Nicht zuletzt stehen mit dieser Kritik ja auch die eigenen Vorurteile und Thesen zur Prüfung an, über welche gleichzeitig die Perspektive der Kritik benannt ist.

Hinter der schnell dahingeworfenen Prüfungsfrage "Was würdest Du denn machen?" steckt damit auch die Weigerung, die Kritik anzunehmen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Wer kritisiert muß eben nicht sagen wie's besser geht, denn es geht nicht um's "Verbessern" (vgl. Schneider 1989: 44ff), sondern genau um die Kritik und ihre Tragfähigkeit. Darin ist die Perspektive enthalten; aber nicht in Form einer neuen Lösung für alte, falsch benannte oder gar unlösbare Probleme.

Die Qualität der Kritik und des Streites liegt gerade darin, die Differenzen nicht unter den Teppich zu kehren, sondern zu verdeutlichen; es geht auch hier um die Frage des Verständnisses und der Verständigung. Die Bekehrung kann gestrost anderen überlassen werden, wenn es darum geht, aus ungleichen Meinungen zu lernen.(vgl. Hülbusch/Petzinger 1988: 2) Das dafür notwendige gegenseitige Interesse verliert sich aber, wenn die Situation für die Beteiligten bedrohlich ist; in der Berufspraxis, im Fachbereich wie auch in der Prüfung.

Ausblick

Ich denke, die Prüfungsreden können Mut machen zu planen: den eigenen Weg, anknüpfend an die jeweiligen Interessen, Erfahrungen und Absichten. Sie zeigen aber auch, wie - trotz aller benannten Klippen, Ausflüchte und Vorwände - die Berufspraxis aussehen kann, wenn die Liebe zum Lernen, die Lust, hinter die Dinge zu sehen, die vielen Fragen und auch eine gewisse Frechheit aus dem Studium mitgenommen werden und nicht möglicherweise mit allen Büchern auf dem Dachboden eingemottet werden.

Nun ist aller Erfahrung nach das 'Lernen' und das 'Sehen' nicht etwas wie das Radfahren oder Schwimmen, was so schnell nicht wieder verlernt wird, sondern es zeigen sich 'in der Praxis' sehr schnell Tendenzen zum Verlernen, Ver-gessen oder gar Ver-drängen. Die "'gefährliche Erinnerung' und Verlebendigung dessen, was in den Dingen sonst noch steckt" (Gronemeyer 1988: 279), die aufmerksame, kritische Sicht unserer Arbeit und insbesondere der Blick auf uns selbst und unsere Rollen darin, auch das weitere "Sehen lernen" (Giono 1989: 13f) will geplant sein.

Matthias Kurowski

(Literaturhinweise am Schluß des vorigen Textes)

PRÜFUNG, *f.* das äusserliche oder innerliche prüfen, erproben (mhd. prüevunge, bewährung, erprobung, beweisführung, ausrüstung, ausschmückung LEXER 2, 303): prubunge, proba. voc. nig. abb. 3971; brufung oder besinnung, bedenkung, perpendicular (s. prüfen 5). voc. 1482 e 3^a; prüfung der geschicklichkeit, lehre, des lebens und wandels. STIELER 1482; die prüfung der begebenheiten ist ein reiches feld für einen denkenden geist; aber sind die untersuchungen auch immer wichtig genug? LICHTENBERG 1, 47; lesen sie das manuscript erst mit freundschaftlichem genusz und dann mit prüfung. GÖTBE *an Schiller* 172 (2, 64); gibt es keine wahrheit für den menschen, wahrlich so nützen ihm auch weder prüfungen noch beispiele. KLINGER *betr.* 3, 111; man musz täglich sich selbst zur rechenschaft fordern... die aufrichtige und tägliche (selbst-)prüfung wird unsre hauptneigungen und die schwache seite aufdecken, auf der wir uns am meisten befestigen müssen. GELLERT *moral. vorles.* (1774) 1, 169; diese prüfung stärkt unsre demuth. 188; die schwache tugend, die allzu vielen prüfungen vielleicht unterliegen würde. LESSING 2, 87 (*Sara Sampson* 5, 10);

der, was uns drücket,
uns zur prüfung nur, nicht zur strafe schicket.

WIELAND *Oberon* 7, 72;

trage munterer täglich der prüfungen joch bis zum grabe.
LAVATER *nachgel. schriften* 3, 239;

da sie prüfung nicht gespart,
haben sie mich treu gefunden. GÖTBE 5, 86;

du hast die prüfung überstanden: du bist der versuchung entgangen, du hast dich als einen mann gezeigt, den ich suche. 14, 187; mit den jahren steigern sich die prüfungen. 49, 115;

fürchte nichts mehr, . . .
in wenig stunden endet deine prüfung.

SCHILLER 13, 475 (*Turandot* 5, 1);

dasz du die ehr' versagt dem hut, den ich
zur prüfung des gehorsams aufgehangen.

14, 356 (*Tell* 3, 3);

das erdenleben ist die zeit der prüfung. KÖRNER 206^a.

Schul-, staatsprüfung (für eine anstellung im staatsdienste HOLTZENDORFF *rechtslex.* 2, 305 ff.), die prüfung machen, bestehen, vornehmen u. dgl.: sie hatten im herbste ihre prüfung bestanden und waren nun bestimmt, in das kloster... einzutreten. AUERBACH *ges. schriften* 1, 279; der pfarrer begann seine prüfung bei den obersten schülern der reibe nach. RIEHL *gesch. u. novellen* (1871) 1, 280.

PRÜFUNGSAUSSCHUSZ, *f.*: aber dem prüfungsausschusz (-commission) war bei der sache nicht ganz wohl. FREYTAG *ges. werke* 22, 156.

Zu den Notizbüchern und zur Kasseler Schule

Seit 1985 werden von der **"Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation"** die **Notizbücher der Kasseler Schule** herausgegeben. Zum Abdruck kommen vornehmlich studentische Beiträge, die in der Tradition des forschenden Lernens und Lehrens erarbeitet wurden. In die Notizbücher ist durch Betreuung und Beiträge die Arbeitserfahrung von Berufstätigen eingebracht und dargestellt. Dissertationen, thematische Aufsatzsammlungen, 'Nachlesen' und gelegentlich Auftragsarbeiten (Gutachten) ergänzen die Reihe, die Ausdruck und Beleg der Arbeiten aus der "Kasseler Schule" sind.

Zur **"Kasseler Schule"** wollen wir hier eine notwendige Erläuterung geben, weil aus Unkenntnis oder Absicht häufig eine falsche Darstellung verbreitet wird. Eicke Schmidt hat 1981 in *Garten und Landschaft* (91 (11):881) diesen Begriff geprägt und eingeführt. Er bezog sich dabei explizit auf die Arbeiten von I.M. Hülbusch, K.H. Hülbusch, H. Böse bzw. auf von diesen betreute Arbeiten.

Damit sind seitdem Arbeiten aus 'Kassel' benannt, die sowohl von der Erkenntnistheorie (Indizienwissenschaft) wie von der Fragestellung her den Erfahrungen von Gebrauchsqualität und – daran lernend – den Voraussetzungen für Gebrauchsfähigkeit nachgehen.

Nach Heinz Hahne (*DAS GARTENAMT* 1982,31 (11):693), Jürgen Milchert (*DAS GARTENAMT* 1983, 32 (2):116 und: 1985, 34 (9):651) und anderen, die ebenfalls das 'Etikett' in diesem Sinne gebrauchten, hat neuerdings H.W. Hallmann auf die "Besonderheit der Kasseler Schule hingewiesen" (in: *DAS GARTENAMT* 1992, 41 (3):165–170).

Nun ist die Regel, daß von außen betrachtet die Kasseler Schule mit dem Studiengang Landschaftsplanung an der GhK gleichgesetzt wird. Die Arbeiten der "Kasseler Schule" sind weitgehend Ergebnisse der Lehr–Lern–Forschung der "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" innerhalb des Studiengangs Landschaftsplanung an der GhK. Aus dem Fachbereich Stadt– und Landschaftsplanung wird der Eindruck erweckt, daß die "Kasseler Schule" mit diesem Fachbereich identisch sei. Diese Vereinbarung über den Begriff – auch der beliebige Gebrauch der Bezeichnungen 'Freiraumplanung' und 'Landschaftsplanung' – ist sehr beliebt und soll von der konventionellen Grünplanung und Landschaftspflege ablenken bzw. sie kaschieren. An den Arbeiten der "Kasseler Schule" sind sie unbeteiligt.

Die "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" ist in einer offenen Arbeitsvereinbarung von Berufstätigen, Lehrenden und Studierenden lernend, lehrend und forschend tätig. Seit 1985 veröffentlicht sie zusammen mit einem gleichnamigen gemeinnützigen Verein, dessen MitgliederInnen vornehmlich nicht nur außerhalb Kassels, sondern auch außerhalb der Hochschule tätig sind, die "Notizbücher der Kasseler Schule".

Die Kasseler Schule hat ihren Namen nach dem 'zufälligen' Arbeitsort vieler Beteiligten an der Arbeit. Alle Versuche den Ortsnamen gegenüber den Inhalten und Ergebnissen der Arbeit in den Vordergrund zu schieben, sind zwar verständlich, wenn jemand abstauen oder nivellieren will; sie sind aber schlicht falsch, weil die Kasseler Schule über die Arbeit und nicht vom Ort ihren Namen hat.

Für Interessierte: In Notizbuch 2 sind 'programmatische Anmerkungen' zur Kasseler Schule formuliert. Notizbuch 10 enthält Beiträge zur und aus der "Kasseler Schule" sowie eine Bibliographie der veröffentlichten Arbeiten von 1968–1989.

Notizbücher der Kasseler Schule

- Nr. 1 Scholz, Norbert. Über den Umgang mit Bäumen – oder: praktisch–handwerkliche Erfahrungen zur Technik des Bäumeplanzens. (1.Aufl. 1985; 2.Aufl.1988; 3.Aufl.1991)
- Nr. 2 Kräutern mit Unkraut. Mit Arbeiten von: Auerswald, Birgit; Bartung, Lutz; Fahrmeier, Peter; Hülbusch, Karl Heinrich; Lührs, Helmut, Müller, Hans–Ulrich; Sauerwein, Bernd. (1. Aufl. der AG: 1986; 2.Aufl. 1989)
- Nr. 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, Birgit; Fahrmeier, Peter. (1.Aufl.1987; 2.Aufl.1991)
- Nr. 4 Krah, Gudrun. 'Mini–Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. (1.Aufl.1987)
- Nr. 5 Bartung, Lutz. Ein alter Hut: Die bio–ökologische Stadtgrünpflege. (1.Aufl.1987)
- Nr. 6 Stolzenburg, Jürgen u. Vetter, Christine Anna. Disziplingeschichte der Freiraum–planung 1960–80. Stolzenburg, Jürgen. Landschaftsbildanalyse (1.Aufl. 1988)
- Nr. 7 Krah, Gudrun. Träume von Säumen. Gimbel, Günther u. Hennen, Ralf. Kasseler Kalkschotterdecken (1.Aufl.1988)
- Nr. 8 Harenburg, Bernd. Mietergärten – Sind Zufälle planbar ? (1.Aufl.1988)
- Nr. 9 Der Praxisschock – Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen. (Fachtagung am FB 13 der GhK 1987). (1.Aufl. 1988)
- Nr.10 Böse–Vetter, Helmut. (Red) Nachlese Freiraumplanung (1.Aufl. 1989; 2.Aufl. 1991)
- Nr.11 Sauerwein, Bernd. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer (1.Aufl. 1989; 2. Aufl. 1990)
- Nr.12 Heinemann, Georg u. Pommerening, Karla. Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. (1. Aufl. der AG: 1989)
- Nr.13 Stolzenburg, Jürgen. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön
- Nr.14 Sauerwein, Bernd. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. (1.Aufl.1989)
- Nr.15 Schneider, Gerda. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. (1.Aufl.1989)
- Nr.16 Steinhäuser, Urta. Plänen für die Wechselfälle des Lebens. Dams, Carmen. Die 'produktive Bedürftigkeit' der angestregten Junggesellenkultur. (1990, 2.Aufl.1993)
- Nr.17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. (1.Aufl. der AG: 1990)
- Nr.18 Hard, Gerhard. Hard–Ware. und andere Texte von Gerhard Hard. (1.Aufl.1990)
- Nr.19 Frenken, Petra u. Kölzer, Andrea. Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? ; Hülbusch, Inge Meta u. Hülbusch, Karl Heinrich. Freiraum an Schulen (1.Aufl.1990)
- Nr.20 Ein Stück Landschaft – Auszüge und Beispiele vom Kompaktseminar Miltenberg/M. (1.Aufl. 1991)
- Nr.21 Weiland, Thomas. (Red.) Sommer 89 – "Prüfungsreden". (1.Aufl.1991)
- Nr.22 Der ideale – – – Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, Birgit; Trust, Hildegard; Helmrich, Bettina; Rühling, Sonja. (1.Aufl.1991)
- Nr.23 Von Haustür zu Haustür – Morphologie und Organisation–. Mit Arbeiten von: Braun, Ulrike; Linne, Kerstin; Harenburg, Bernd; Mehli, Reto; Wannags, Ingeborg; (1.Aufl.1991)
- Nr.24 Grundler, Hubert/ Lührs, Helmut/ Stolzenburg, Jürgen. Der Landschaftsplan für die Stadt. Mang, Harald/ Ring, Wilfried/ Steinhäuser, Urta/ Trust, Marlene. Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. (1.Aufl.1992)
- Nr.25 Böse–Vetter, Helmut u. Hülbusch, Inge Meta. (Red.) Worpswede und umzu. Hof und Haus – Land und Leute. (1.Aufl.1991)
- Nr.26 Reise oder Tour ? Mit Arbeiten von: Appel, Andrea; Mehli, Reto; Scheidel, Werner. (1.Aufl. 1992)
- Nr.27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, Theresia; Lührs, Helmut; Meermeier, Dieter. (1.Aufl.1993)
- Nr.28 Die 'freie Landschaft'. Mit Arbeiten von: Boss, Hans; Schürmeyer, Bernd u. Vetter, Christine Anna. (1.Aufl. 1993)
- Nr.29 Gut gesät. Mit Arbeiten von: Auerswald, Birgit; Hülbusch, Karl Heinrich; Lechenmayr, Heike; Sauerwein, Bernd; Zollinger, Robert. (1.Aufl.1993)
- Nr.30 Kuroski, Matthias (Red.) Prüfungsreden '91/92. (1.Aufl.1993)
- Außer der Reihe:** A.F. Thienemann, Leben und Umwelt. Vom Gesamthaushalt der Natur. REPRINT/ LIZENZAUSGABE RORORO TB: Rowohlt Verlag.